

*Eine Zeitschrift
des Vereins Deutsche Sprache
(Georgien)*

Germanistische Studien

№7

**Tbilissi
2007**

Eine Zeitschrift des Vereins Deutsche Sprache

(Georgien)

Germanistische Studien

№ 7

Herausgegeben von Samson Karbelaschwili

Verlag „Universali“
Tbilissi – 2007

Verein Deutsche Sprache / VDS/ (Georgien)

Germanistische Studien №7

**Herausgegeben von Prof. Dr. Samson Karbelaschwili im Auftrag des Vereins
Deutsche Sprache**

Redaktion

**Prof.Dr. Samson Karbelaschwili (Tbilissi, Georgien)
Prof.Dr. Alexander Kartosia (Tbilissi, Georgien)
Dr.Gerd Schrammen(Göttingen, Deutschland)
Prof.Dr. Lali Kezba-Cundadse (Tbilissi,Georgien)
Prof.Dr.Natali Dshanelidse(Tbilissi,Georgien)
Prof.Dr. Nana Bolkwadse-Lüdke (Batumi,Georgien)**

Anschrift des Herausgebers:

**Prof. Dr. Samson Karbelaschwili, A.Kazbegi Av. 11a, W.20, 0160-Tbilissi,
Georgien
Tel.(995 32) 37-10-84 (privat), 899-51-10-84 – Mobil;**

E-Post: t_karbelaschwili@yahoo.com

Elektronische Version der Zeitschrift: <http://germstudien.osgf.ge>

ISSN 1512-3251

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort des Herausgebers.....6

I. SPRACHWISSENSCHAFT

1. Prof. Dr. Nana Bolkwadse-Lüdke (Batumi, Georgien)
Denglisch? – vielleicht zuviel Deutsch und zu wenig Englisch?!..... 7

2. Dr. Maria W. Drushinina (Archangelsk, Russland)
„Tag der deutschen Sprache“ als ein Teil der Sprachpolitik auf der
Universitätsebene.....15

3. Prof. Dr. Lali Kezba/Chundadse (Tbilissi, Georgien)
Über eine Möglichkeit komparativer Forschung der narrativen
Strukturen in georgischen und deutschen fiktionalen Texten 18

4. Prof. Dr. Sophie Mudshiri (Tbilissi, Georgien)
Zur Beschreibung der Thema-Rhema-Struktur am Beispiel
eines Zeitungstextes..... 25

5. Prof. Dr. Manfred Peters (Namur, Belgien)
Ist die Entstehung des so genannten *Denglisch* nicht eine “normale“
Erscheinung des Sprachwandels?..... 29

6. Prof. Dr. Viola Purzeladse (Tbilissi, Georgien)
Alienation – Seinart des Textes 36

7. Dr. Stefanie Schäfers (Paderborn, Deutschland)
Mit „pragmatischen Paradoxien“, überzeugen. Eine textlinguistische
Untersuchung der Sprachstrategie sufistischer Erzählungen..... 42

8. Prof. Dr. Friederike Schmöe (Bamberg, Deutschland)
Zur linguistischen Interpretation sprachlicher Defizite bei Alzheimer-
Demenz..... 62

9. Dr. Nana Stambolischwili (Batumi, Georgien)
Möglichkeiten einer vergleichenden Beschreibung des Entstehungs-
und Verschwindensprozesses der Phraseologismen anhand
Wörterbücher.....76

II. LITERATURWISSENSCHAFT

- 10. Prof. Ass. Natali Dshanelidse (Tbilissi, Georgien)**
Symbolische Paradigmen in den Romanen von Günter de Bruyn... 84
- 11. Dr. Frank-Thomas Grub (Göteborg, Schweden)**
„Nie verließ ich gern den Hügelring“. Lokalisierung und
Positionsbestimmung in der Lyrik Johannes Kühns..... 91
- 12. Prof. Dr. Anatol Michailow (Gdansk, Polen)**
Ein Versuch der Analyse des Romans von E. Heller „Beim nächsten
Mann wird alles anders“ aus der Sicht eines Mannes..... 104
- 13. Dr. Alfred Schwarz (Saarbrücken, Deutschland)**
Reden wir mal Unsinn..... 112
- 14. Prof. Ass. Lewan Zagareli (Tbilissi, Georgien)**
Funktionalität als Deviation des Erzählaktes.....123

III. LITERARISCHER TEIL

- 15. Dr. Givi Margwelaschwili (Berlin, Deutschland)**
Varia 131
- 16. Dr. Alfred Schwarz (Saarbrücken, Deutschland)**
Alle sollen auch gut leben..... 150
- Autorinnen und Autoren 155

Vorwort des Herausgebers

Der vorliegende Sammelband setzt die schon traditionell gewordene Hauptrichtung der Ziele des Herausgebers fort, d.h. den heutigen Stand der deutschen Sprache im In- und Ausland zu überschauen, ihre Hauptprobleme zu analysieren und möglicherweise Wege zu ihrer Lösung zu zeigen. Dieser Frage sind Beiträge von Dr. Gerd Schrammen (Göttingen) gewidmet, der eindeutig gegen das s.g. Denglisch auftritt und jeweiligen Fremdworteindrang in die deutsche Gegenwartssprache verurteilt, was eigentlich die Aufgabe des Vereins Deutsche Sprache ist und der der Herausgeber dieser Zeitschrift völlig zustimmt, als auch der Beitrag des Prof. Dr. Manfred Peters (Namur, Belgien), der versucht, einen Einblick in dieses Problem zu gewinnen und Gründe der Verhunjung der deutschen Sprache ans Tagelicht zu bringen. Mit einer scharfen Kritik der Anglizismen im Deutschen tritt mit ihrem Beitrag Prof. Dr. Nana Bolkwadse-Lübke (Batumi, Georgien) auf. Sie versucht, vom Standpunkt einer Ausländerin aus, die kein Englisch kennt und die mit Einheimischen nur Deutsch sprechen kann, die Probleme zu behandeln, auf die ein Ausländer im heutigen Deutschland auf Schritt und Tritt gestoßen wird und sie zu überwinden außerordentlich kompliziert ist.

Frau Dr. Maria Drushinina aus der Pomoren Universität (Archangelsk, Russland) spricht von ihren Eindrücken bei dem Zusammentreffen der Mitglieder von VDS in Deutschland, das im Mai dieses Jahres stattfand und von den entsprechenden Maßnahmen in Archangelsk.

Die anderen Beiträge des sprachwissenschaftlichen Teiles von „Germanistischen Studien“ sind den einzelnen Fragen des Deutschen gewidmet. Besonders bemerkenswert scheint mir der Artikel von neuer Autorin des Blattes Frau Prof. Dr. Viola Purzeladse zu sein als auch die Untersuchungen von Frau Prof. Dr. Friederike Schmöe (Bamberg, Deutschland) und Frau Dr. Stefanie Schäfers (Paderborn, Deutschland).

Der literaturwissenschaftliche Teil des Sammelbandes ist mit Beiträgen von Dr. Frank-Thomas Grub (Göteborg, Schweden), Prof. Dr. Anatol Michailow (Gdansk, Polen) und Dr. Alfred Schwarz (Saarbrücken, Deutschland) dargestellt, die eine gründliche Analyse der betreffenden Themen durchgeführt haben als auch die Untersuchungen der Romane von Günter de Bruyn im Sinne ihrer symbolischen Paradigmen. Autorin des Beitrages ist Frau Prof. Ass. Natali Dshanelidse.

Besonders interessant ist der Beitrag von Herrn Dr. Alfred Schwarz „Reden wir mal Unsinn“, wo die Beispiele des Humors und des eigenartigen Gebrauchs der Sprache angeführt sind.

Im literarischen Teil der Zeitschrift tritt unser bedeutenster Schriftsteller Givi Margwelaschwili mit seinen Gedanken „Varia“ auf, was dem ganzen Sammelband einen eleganten Schluss verleiht.

S. Karbelaschwili

1. SPRACHWISSENSCHAFT

Prof. Dr. Nana Bolkwadse (Batumi, Georgien)

Denglisch?- vielleicht zu viel Deutsch und zu wenig Englisch?!

Einleitung

Soviel ich weiß, kann man für sich und für die anderen schreiben. In den beiden Fällen ordnen wir unsere Gedanken und entlasten wir uns. Wenn wir etwas aufschreiben, bringen wir Wissen nach außen und entlasten unser Fassungsvermögen und Gedächtnis, indem wir die anderen verpflichten das Ganze zu übernehmen, einzugreifen und mitzudenken. So ergeht es mir auch. Sobald ich die aufregenden Meinungen und Gedanken niedergeschrieben habe, wird es mir leichter.

Vorausschau zum Problem

Es muss eventuelle Lösung zu jedem Problem geben. Aber im Bezug auf Denglisch bin ich skeptisch, ob es überhaupt lösbar ist. Ich versuche jetzt möglichst vielen aufgetauchten Fragen nachzugehen und sie eventuell eingehend zu analysieren. Kann sein, dass ich nichts Neues bezüglich dieses Problems sagen würde, aber immerhin: Ich versuche mein Herz auszuschütten und dem zufolge an das Ganze hinsichtlich der Position eines Ausländers heranzugehen.

Wenn ich in Deutschland bin, falle ich da mit meinem an Anglizismen armen Deutsch auf, wo sich die meisten Deutschen in der von Anglizismen vollgepumpten Sprache unterhalten. Ich glaube, so ergeht es jedem georgischen Germanisten.

Ich bin aber nicht gegen das Fremde, wenn es unentbehrlich ist: Vor allem wenn die Eindeutschung in Frage kommt (Lehnprägung: Lehnübersetzung, Lehnschöpfung usw.). "Die Lehnprägung- als höchste Stufe der Eindeutschung- verändert zwar auch die Bedeutungsstruktur des Deutschen, aber doch nicht in dem Maße und in der Weise wie die bloße Übernahme als Lehnwort oder gar als Fremdwort. Denn sie ist, vor allem in ihren konnotativen Bezügen, natürlich sehr viel enger und vielfältiger mit der eigenen Sprache verknüpft, und aufgrund dieser Verknüpfungen (und der damit meist gegebenen "sekundären Motivation") lässt sich auch ihre denotative Bedeutung im allgemeinen besser, schneller und nachhaltiger erfassen."

Goethe hat gesagt: "Die Gewalt einer Sprache ist nicht, dass sie das Fremde abweist, sondern dass sie es verschlingt (gemeint ist: assimiliert, verarbeitet, sich seiner bemächtigt, sich zu eigen macht)". Demzufolge müssen wir uns fürs Denglisch entscheiden oder nicht? Denglisch: Heil oder Verderbnis?! Vervollkommnung oder Verlotterung bzw. Verhunzung?! Denglisch bzw. "neudeutsch" , diese eine Art "geistigen Aids", von dem bereits die meisten Deutschen betroffen sind und - was noch schlimmer ist - an dieser Unart und

Unkultur sie ihren Gefallen finden (übertreibe ich wenn ich mich so ausdrücke?). Es ist heute beinahe kein deutscher Vortrag bei internationalen Tagungen ohne geballten Gebrauch von englischen Vokabeln und Floskeln denkbar. Auf einer Konferenz, die die deutschen Wissenschaftler fürs Ausland vor kurzem arrangiert haben, waren die Namen von den Teilnehmern nur auf Englisch gegeben, obwohl es unter den Referenten keine Anglisten gab. Warum? Haben wir die deutschen Wissenschaftler gefragt, da gab es keine eindeutige Antwort auf diese Frage.

Für die Zuhörer und erst recht für die Dolmetscher und Übersetzer stellt diese schockierende Beflissenheit um die bedenkliche Spracherneuerung eine zusätzliche Herausforderung dar.

Juri Novikov, ein Dipl. Dolmetscher in Moskau hält das für eine Preisgabe der Nationalsprachen und das wäre aus seiner Sicht ein unzumutbarer teurer Preis für die Globalisierung der Wirtschaft und leichtere Kommunikation auf dem internationalen Parkett. Zustimmend würde ich hinzufügen, dass hier quasi Sprachimperialismus ausgeübt wird.

Andererseits geht es hier nicht darum, nützliche Fremdwörter- wie *Bypas*, *Dumping*, *Smalltalk*, *Snob*, *Showmaster* wieder zu vertreiben, also nicht um übertriebene Deutschtümelei. Niemand wendet sich gegen ihren massvollen, gut zu begründenden Gebrauch. Denn viele Fremdwörter wurden bei den Deutschen heimisch. Ohne den gemeinsamen Bestand an griechischen, lateinischen und französischen wäre die Verständigung unter den Europäern weltweit schwieriger. Denglisch? Engleutsch? Anglizismen im Deutschen- einer hasst sie, der andere liebt sie. Mehrere Punkte wären hier zu verzeichnen:

1. Zuerst sprechen wir von den Voraussetzungen, die überflüssige oder vermeidbare Anglizismen in der deutschen Alltags- oder in den diversen Fachsprachen ausgelöst haben;

2. Dann gehen wir zur Auseinandersetzung ihrer Vorteile und Nachteile über, indem wir die unüberwindbaren Anglizismen in Betracht ziehen.

3. Nacher sprechen wir über dieses Problem hinsichtlich der ausländischen Germanisten (vor allem hinsichtlich der Studierenden): Was sie vom Ganzen halten, wie sie das wahrnehmen und resultierend wie sie aus diesem Dilemma einen Ausweg zu bekommen gedenken.

1. Die überflüssigen oder vermeidbaren Anglizismen

Neue Methoden und Techniken haben immer neue Wörter hereingebracht. Die geringsten Einwände sollten in den Bereichen kultureller Importe, landesspezifischer Dinge, Neuheiten in der Mode, Speisen usw. erhoben werden.

Eine andere Voraussetzung wäre der Faktor, dass manche Begriffe auf deutsch nicht so leicht durch ein einziges Wort wiederzugeben sind. Aber wenn einer Sprache keine Möglichkeit mehr zugestanden wird, neue Wörter für neue Sachverhalte zu prägen, sie also immer stärker von Bereichen modernen Lebens ausgeschlossen bleibt, ist sie darauf und daraus ihre Geschmeidigkeit und Lebendigkeit zu verlieren, und wäre nicht mehr- wie bisher- eine voll ausgebildete Kultursprache.

Diese Voraussetzungen für die Entstehung einer Menge Anglizismen (im Deutschen) halte ich für ein Dilemma. Einerseits beruht die Sprache auf festen Strukturen und darauf, dass bekannte Elemente immer wieder zu neuen Inhalten und Schöpfungen kombiniert werden. Der Sprach- und Grammatikcode ist als hochkomplexes System tief in unseren Denkkapparat eingespeichert; er ist ein wichtiger Teil der Identität und gewährleistet die Kommunikation. Andererseits lässt auch in der Sprache die Aufmerksamkeit gegenüber Bekanntem leicht nach. Jeder von uns kann bereits durch Synonyme, Metaphern und Redensarten Abwechslung in seine Äußerungen bringen. Gerade Jugendlichen, Journalisten, Literaten, Werbetexter wollen durch Abweichungen vom Gewohnten die Aufmerksamkeit ihrer Mitmenschen gewinnen. Nicht selten wird Faszination, Komik oder Schock angestrebt.

"Wäre es nicht so lachhaft, Verzweiflung wäre, nein: nicht "angesagt", sie wäre Pflicht. Obwohl durchaus eine Unterabteilung solch würdeloser Anbieterei an eine allenfalls halbkorrekt benutzte Fremdsprache, ist daneben der Import englischsprachiger Redensarten etwa bei "vergiss es" ("forget it"), "Sinn machen" ("to make sense") oder "genau!" ("exactly!") eine harmlose Unart, schädlich erst dann, wenn die entsprechenden deutschen Wendungen wie "mach dir nichts draus" oder "Sinn ergeben" auszusterben drohen."

Vielleicht ist die wilde Anglomanie nur der Ausdruck des deutschen Provinzialismus, der sich mit fremden Federn schmückt, der sich aber nicht wirklich mit fremden Sprachen, geschweige denn Kulturen auseinandersetzt. Schon jetzt findet man auf den Kulturseiten angesehener Zeitungen und Zeitschriften hin und wieder Beiträge von Journalisten, in denen dem unverständlichen Gestammel wenn sie nicht zu bremsen sind, die kreativen Seiten abgewonnen und bereits als Quelle der Spracherneuerung bejubelt werden. So schreibt T.A.R. am 23. 5. 98 in der Süddeutschen Zeitung: "jetzt Lucky Päckchen packen (Deutsche Post)..." "Where do you want to go today? To Marlborough Country vielleicht? Oder to the future?..." Mit englischen Ausdrücken kommt Power in die deutsche Sprache. "Lass uns tanzen gehen", ist altmodisch, "Party" und "abhotten" hat einen cooleren Sound. "Einkaufen" klingt gräßlich, nach Mineralwasserkastenschleppen und Kartoffeln im Netz. "Shoppen"- das ist Fun, Geldausgeben "light".

Hier ist das fremdsprachige Wortgut nicht mehr Träger kultureller Importe, nicht mehr geschickt eingesetztes Gewürz, um das auszudrücken, was auf deutsch nur zu mühsam zu formulieren wäre. Prof. Eichhoff (Pennsylvanien, USA) sagt im Sprachdienst 1/99, S.22 "Es ist tatsächlich so, dass sich auf englisch manches kürzer und präziser ausdrücken lässt als im Deutschen. (Umgekehrt ist das übrigens genauso, wie jedermann weiß, der regelmäßig Texte ins Englische übersetzt.)"

Die englischen Ausdrücke, die nicht kurz, griffig oder witzig sind, werden für gewöhnlich dennoch übernommen, weil sie als höher wertig gelten. Z. B.: Wie saftlos klinge "vacuum cleaner" gegenüber "Staubsauger".

Eine grammatikalisch strukturierte Sprache kann von heutigen Jugendlichen jedoch nicht mehr analysiert, geschweige denn angewandt werden, weil sie ihnen unbekannt ist. Sprache ist ausschließlich zu einem

von der Werbung diktierten und mit Amerikanismen angereicherten Kommunikationsmittel geworden."

Auch DREWS gab seinem Vortrag über "Denglisch" den Untertitel "Wieviel Angloamerikanisch verträgt unsere Sprache?" und meinte zunächst: "Sehr viel", sofern sie dem Deutschen unübersetzbare Nebenbedeutungen und eine neue spielerische Leichtigkeit gäben. Die "Sprachkulturelite" aus Wirtschaft und Politik rede im Ausland lieber Englisch, wenn die Gesprächspartner Deutsch reden könnten und wollten. Das Ausland schütze deutsche Eigenschaften, während Deutschland sich allzu bereitwillig der Globalisierung öffne und damit wenig Selbstbewusstsein zeige. Engländer und Amerikaner sind oftmals angewidert von der würdelosen Anbiederung. Zum Teil wird ein Hin- und Herspringen zwischen den Sprachen zur Mode, und es breiten sich immer mehr Wörter aus wie "Backshop" statt "Bäckerei". Oft beginnen sie mit ihrem angeblichen Mehrwert, ihre deutschen Gegenstücke zu verdrängen: *Job* statt *Arbeit, Stelle, Aufgabe*; *starten* statt *beginnen, anfangen, einleiten*; *Airport* statt *Flughafen*; *business* statt *Geschäft*. Es besteht Gefahr, dass jeder *Mörder* ein *Killer*, jeder *Beruf* ein *Job*, jeder *Leibwächter* ein *Bodygard*, *Handel* ein *Deal*, jeder *Fehlschlag* ein *Flop*, jeder *Anzug* ein *Outfit* wird.

In Deutschland fällt es einem mit der Zeit auf das rasche Verschwinden der deutschen Sprache im öffentlichen Raum, d.h. in Einkaufszentren, auf Bahnhöfen, auf Straßen, in Verkehrsmitteln, auf Inschriften, Läden, Verpackungen. Können wir den Deutschen verstehen, der in seiner eigenen Heimat das Gefühl hat, vor die Tür gesetzt zu werden? Die Firmen und ihre Agenturen rechtfertigen sich, man müsse dem Zeitgeist entsprechen (so erzählen mir wenigstens die Deutschen).

So sehr das Wirtschaftliche das Leben in Deutschland bestimmt - Wirtschaft und Werbung haben kein Recht, die Sprachen, die allen gehört, in diesem Umfang zu missbrauchen. Die stringente Argumentation zu dieser Frage wäre: Sprache ist lebendig und verändert sich. Sie ist aber kein Spielzeug, mit der jede(r) machen kann, was er/sie will.

Diese s.g. Sprachverfälscher massen sich das Recht an, die Sprache mit Gewalt zu modernisieren. Sinnvoll verwendet, können fremde Wörter die Sprache bereichern. Z. B: Eine Menge Internet-Angebote im Internet-Bereich sind einigermaßen so prägnant, dass eine Eindeutschung nicht zwingend erforderlich ist. Auf solche Weise könnte man den Ruf der modernen Anforderungen Rechnung tragen, aber das Maß nicht überschreiten. Wichtig ist der gesunde, gemäßigte Umgang mit Fremdwörtern, ob nun englischer (bzw. amerikanischer) französischer oder sonstweder Herkunft. Aber es ist eben das Übermaß an überflüssigen englischen Wörtern, an dem die Sprache erstickt. Aber heute ist eine bewusste, oder aus Denkfaulheit fahrlässige Zerstörung des vertrauten Wortschatzes festzustellen. Bahn, Post, große Banken und Unternehmen, Teile der Presse und der Fernsender sind dabei führend und werden für andere zu schlechten Vorbildern. Sie reden sich damit heraus, so viel ich weiß, dass es sich vieles auf deutsch nicht knapp und treffend ausdrücken lasse. Nicht einmal von dem gleichen Wort machen die Spracherneuerer

halt und bevorzugen selbst die englische Form, wenn die Wörter fast die gleichen sind - *Moonshine* macht ihnen mehr Eindruck als *Mondschein*; *Family* statt *Familie*, weil *Family* angeblich für einige die dynamische sportliche Familie bedeutet, die einen eher amerikanischen Lebensstil pflegt.

Prof. Amon von der Uni Duisburg stellt die Frage:... Ob Deutsch zu einer unterentwickelten Sprache ohne moderne Terminologie verkümmere.

Wir hätten darauf die eindeutige Antwort parat: Die Fachterminologie besonders in den Naturwissenschaften ist reich an griechisch-lateinischen Internationalismen, die das Lesen von Beiträgen in verwandten oder nicht voll beherrschten Sprachen erleichtern.

Ich als Georgierin und als Mitglied der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS), würde den Deutschen raten: Sie sollten ihre Sprache nicht kampflos preisgeben, aber natürlich alles im Rahmen der Norm und eins noch: Es würde dem deutschen Staat nicht schaden, den Punkt des Sprachschutzes ins Grundgesetz einzutragen (soviel ich weiß, gibt es solch ein Gesetz noch nicht).

Aus dem Ganzen hervorgehend stellt sich die Frage, ob das Deutsche eine Zukunft hat? Ob die Anglizismen bereichernd oder zerstörend sind? Und letztendlich: Denglisch oder Englisch?

2. Die unvermeidbaren Anglizismen

Trotz meiner Position bezüglich der Anglizismen, bin ich kein absoluter Anglizismen- Gegner. Aber ich wende mich gegen jene aus dem Englischen stammender Wörter, die man leicht durch deutsche ersetzen kann. Aber wie bekannt, lassen sich bei der Einführung neuer Produkte oder Techniken nur durch Übernahme der mit der Sache verbundenen Bezeichnungen tatsächlich Lücken im Wortschatz ohne Zwang schließen und dass diese Entlehnungen folglich nicht zu beanstanden sind. Zu dieser Frage kann ich mich nicht des Zitierens des langjährigen deutschen Bundeskanzlers Helmut Schmidt enthalten, die er 1997 machte: "Keines der Völker, die sich in der Europäischen Union zusammengeschlossen haben, hat jemals im Sinn gehabt, deshalb die eigene Sprache aufzugeben. Sprachen sind bei weitem das wichtigste Vehikel kultureller Entfaltung und zugleich das wichtigste Element nationaler - übrigens auch persönlicher Identität... Natürlich nimmt jede Sprache Fremdwörter und Lehnwörter in sich auf, ... aber heute müssen die Europäer aufpassen, dass die Globalisierung nicht zur Korrumpierung ihrer eigenen Sprachen und damit unserer eigenen Kultur verführt." "Kein vernünftiger Sprachbeobachter verteuelt Anglizismen, die sich bewährt haben, weil die genaue Entsprechung im Deutschen einfach fehlt oder das Wortaroma nun einmal unübersetzbar ist, etwa bei "fair", "fit", "Party", "Understatement" oder bei "cool". Das Wort "cool" meint mehr als "schick" oder "kühl", "Cool"- Sein zielt auf eine fast stoische Gelassenheit, für die ein entsprechend knappes, im Duktus eben "cool" wirkendes deutsches Pendant nicht verfügbar ist."

Das Gegenargument könnte meines Erachtens, zu einer Obsession führen. Manche denken, dass sich die geistige Verarmung des deutschen Volkes auch im gedankenlosen Gebrauch der zwei Wörter "super" und "Hallo" zeige. Das eine, meinen sie, ermögliche es dem Benutzer, erst gar nicht mehr über passende Adjektive und Adverbien nachdenken zu müssen, das andere trete an die Stelle von "guten Morgen", "Guten Tag", "Guten Abend" u.s.w.

Bei dieser Frage bin ich skeptisch: "Super" und "Hallo" sind nicht die Wendungen, die den Entwicklungsprozess des Deutschen beeinträchtigen könnten, zumal sie sich durch keine besondere semantische Ladung abheben. Das Gleiche wäre, wenn wir was gegen solche Ausdrücke wie "Pardon", "Tschao", u.s.w. hätten, die meines Erachtens absolut harmlos sind.

Aber eine Sprache verkümmert nur dann, wenn zu wenig Sprecher sie pflegen, sie wird nur dann verschwinden, wenn die Sprecher sie aufgeben. Die Zukunft der deutschen Sprache und überhaupt der Sprache, entscheidet sich aber weniger in den Ministerien, Schulen und Universitäten des Landes.

3. Denglisch bei nicht indeuropäischen Muttersprachlern

Was diese Frage anbelangt, wäre es hier Denglisch zum einen bei denen, für die Englisch als erste Fremdsprache ist und zum anderen Denglisch bei denen, für die Deutsch als erste Fremdsprache ist, zu verzeichnen.

Für die Studierenden in Deutschland, derer erste Fremdsprache Englisch ist, gibt es die Tendenz, schon direkt nach der Ankunft in Deutschland das Englische zu verwenden. Lerner der unterliegenden Untersuchung kamen mit unreichenden Deutschkenntnissen in Deutschland an und mussten in alltäglichen Situationen Englisch reden, um verstanden zu werden. Da die vom Englischen übertragenen Elemente nur äußerst selten die Kommunikation stören, werden sie in einer normalen Gesprächssituation oft nicht korrigiert. So erfährt der Studierende den treffenden Begriff nicht und wird zu dessen Gebrauch auch nicht gezwungen. Das geht vor allem die an, die Naturwissenschaft studieren.

Nach dem Abschluss ihres Studiums kommen diese Fachleute nach Georgien zurück, die nicht einmal in der Lage sind (zum Glück nicht alle), echtes Deutsch vom Denglisch zu unterscheiden.

Die wichtigste Bedingung für den interlingualen Transfer ist m.E. die hohe etymologische Verwandtschaft zwischen den in Frage kommenden Sprachen.

Lehrkräfte sollten es positiv beurteilen, wenn Lerner ein Wort in der englischen Sprache verwenden, das sie im Deutschen noch nicht kennen; dieses Zurückgreifen ist eine sehr erfolgreiche Kommunikationsstrategie im alltäglichen Leben. Der Gebrauch des Englischen kann hier sogar psychologische Vorteile aufweisen; der Produktionsstress wird beseitigt,

denn trotz seiner ihm peinlichen Wissenslücke gelingt es dem Lerner, seine Absicht erfolgreich zu äußern.

Das Ganze weist noch einen Vorteil auf: Da Englisch und Deutsch eine enge Verwandtschaft aufweisen, sollte der Nutzen des Englischen in dieser Lehrsituation groß sein, denn "wenn die Lernenden erkannt haben, wie viele Parallelen es zwischen den Sprachen gibt, sind die positiven Transfers zahlreicher als die negativen Interferenzen", z.B.: Durch kontrastive Erklärungen von englischen und deutschen Lexemen, von Grammatik oder in fortgeschrittenen Studien von Idiomatik.

Diejenigen, für die das Deutsche erste Fremdsprache ist, kristallisieren sich zwei Seiten heraus: Zum einen, die Studenten, die in Georgien studieren, haben keine Möglichkeit deutsche Sprache mit den Anglizismen genau so zu "würzen", wie das die Studierenden in Deutschland machen können. Und zum anderen, diejenigen, die das Glück haben, Germanistik in Deutschland zu studieren, stehen vor der Alternative, wann und wieviel Anglizismen sie in ihre Rede einflechten können.

Bei dem Studienaufenthalt unserer nicht indeuropäischen Muttersprachler in Deutschland, schließt sich Denglisch anfangs von alleine aus. Was können sie vom Englischen in ihre Rede einbeziehen, wenn sie Englisch kaum kennen. Vor allem, sind es Germanistikstudenten, die in Deutschland ihre Deutschkenntnisse weiter vervollkommen, aber mit der Zeit weisen sie auch den Trend zum Denglisch auf. Ist das vor allem der Einfluss der Muttersprachler oder wollen sie damit den anderen Germanistikstudierenden innerhalb von Georgien zeigen, dass sie "modernes" Deutsch sprechen und dass sie Umgangssprache vollkommen im Griff haben, oder ist das nur Anspielung darauf, dass sie auch Englisch mittlerweile gut beherrschen?!

Damit zusammenhängend beherrschen die anderen nichtindoeuropäische Muttersprachler Deutsch auf einem relativ niedrigen Sprachniveau. Diese Tatsache schließt weiteren intensiveren Gebrauch des Denglisches von der Seite dieser Lerner als von der unserer Lerner in Deutschland ein.

Jetzt gehen wir wieder auf die Zukunft der deutschen Sprache zurück. Manche sind ganz pessimistisch, so lange ein wichtiger Teil ihrer wirtschaftlich und gesellschaftlich einflußreichen Landsleute auf das Deutsche herabblickt und es für ungeeignet und unfähig hält, moderne Entwicklungen oder schlechthin Zukunft auszudrücken, ergeben sich bedenkliche Gefahren für das Weiterbestehen der deutschen (Sprache) Nation in Europa.

Ich finde, dass sie ein bisschen übertreiben bzw. unken, obwohl ich auch zugeben muss, dass ein enormer Einsatz von englischen Ausdrücken in die Werbung, in die neuen Netze und manche Medien, wo die Moderatoren, Reporter und "Showmaster" versuchen, mit englischen Bröcken ihre Sendungen herauszuputzen, mich davon überzeugen, dass die Deutschen weniger sprachbewusst sind und weniger über den Wert ihrer Sprache nachdenken als ich ihnen zugemutet hätte.

Fazit

Mit dem Tod jeder Sprache stirbt eine Welt. Ein stilles Drama, das in allen möglichen Winkeln der Erde ohne Unterbrechung aufgeführt wird. "Die Furcht vor dem Bedeutungsschwund des Deutschen wird weniger durch die mickrige Geburtenrate des Landes oder den internationalen Siegeszug des Englischen genährt als durch die seltsamste Leidenschaft, die ein Volk nur befallen kann: Die fast paranoide Lust der Deutschen an der Vernachlässigung und der Vergröberung des deutschen Idioms." .

Ich will nicht von einem Äußersten in das andere fallen: Einerseits, wie gesagt, wenn es um harmlose Ausdrücke auf Englisch geht, habe ich nichts gegen die. Andererseits, ohne in eifernden Sprachpurismus zu verfallen, muss festgestellt werden, dass sich die heute zu beobachtende Überflutung der deutschen Sprache im Alltag und in den Fachsprachen und Fachorganismen mit wirklichen oder erfundenen Anglizismen bzw. Amerikanismen nicht nur zu einem sprachpflegerischen, sondern mehr und mehr auch zu einem sozialen Problem auswächst.

Es gibt mehrere Überschneidungspunkte zwischen den Ansichten der deutschen und der anderen (beispielsweise georgischen) Germanisten im Hinblick auf die Sprachprobleme (dazu gehört auch Denglisch) und wenn ich mit dem erneuerten Aufrollen dieser Frage nicht ins Schwarze getroffen und nichts Neues gesagt habe, so habe ich einigermassen das ausgesprochen, was sehr viele nicht indoeuropäische Germanisten auf der Seele haben. Und noch eins: Nehmen Sie mir es nicht übel und noch zu optimistisch (von der Natur bin ich auch ein Optimist), wenn ich meinen Beitrag mit dieser Redewendung beende: Dem Unkenruf zum Trotz ist alles gut ausgefallen!!!.

Literatur:

1. Burgschmidt, Ernst und Götz, Dieter: Kontrastive Linguistik Deutsch/Englisch. Theorie und Anwendung. München: Max Hueber, 1974;
2. Hufeisen, Britta: Stand der Forschung- Was bleibt zu tun? Tübingen, 1998;
3. Marx, Nicole: Denglisch bei nicht- indoeuropäischen Muttersprachlern? 2000;
4. Schmitz, Günter: Anglizismen in der deutschen Sprachwissenschaft und im Deutschbuch in: Germanistische Studien N4, Tbilissi 2004;
5. Schreiber, Markuss :Deutsch for sale, in; Spiegel 2006, Nr. 40;
6. Krämer, Walter: Der Vorsitzende meint, in: Sprachnachrichten, Nr 34, 2007

“Tag der deutschen Sprache” als ein Teil der Sprachenpolitik auf der Universitätsebene

In diesem Beitrag werden die Ideen der Fremdsprachenbildungspolitik, die in meinem Artikel (siehe Germanistische Studien, N6/1, 2006) als Theorie schon vorgestellt waren, weiter entwickelt. Ich versuche zu zeigen, wie das Fremdsprachenbildungspolitikkonzept an der Universität praktisch realisiert werden könnte.

Das Ziel dieses Beitrages ist die Beschreibung der politischen Maßnahmen, die zur Anerkennung der Rolle der deutschen Sprache im Leben der Leute führen.

Der Beitrag hat vier Teile: 1. Die Vorgeschichte, 2. Die Konzeptanalyse und Vorbereitung, 3. Die Realisation der Ideen, 4. Das Fazit.

1. Vorgeschichte

Zum ersten Mal habe ich über den VDS von Tobias Mindner in Graz (Österreich) gehört. Er hat mich über diese Organisation informiert und Materialien gegeben. Zwei Jahre standen wir im Briefwechsel und im Jahre 2006 hat T.Mindner unsere Stadt und Pomoren Universität besucht. Die konkreten politischen Leistungen waren: der Vertrag über die Zusammenarbeit zwischen VDS und Pomoren Universität, viele Treffen und Gespräche mit den StudentInnen, Lehrkräften und Universitätsleitung. Später erschienen die Publikationen in den russischen und deutschen Zeitungen und Zeitschriften. Im Sommer 2007 habe ich viele Maßnahmen von VDS in Mühlhausen erlebt: Jahresversammlung, Treffen mit der Leitung und den Mitgliedern von VDS, Kulturprogramm, Lesemarathon, Bachorgelmusik etc. Mein Aufenthalt in Deutschland hat mich tief beeindruckt. Ich habe beschlossen etwas Ähnliches im Norden Russlands zu organisieren.

2. Konzeptanalyse und Vorbereitung

Ich habe begonnen das Szenarium auszuarbeiten. Die Hauptideen “des Tages der deutschen Sprache” bestanden im Folgenden:

- eine neue Tradition des Feiertages im Norden Russlands zu schaffen,
- die Schönheit und Weisheit der deutschen und russischen Sprachen zu zeigen,
- die Leute zum Überlegen über die Sprachenmehrheit anzuregen,
- die Kraft der Sprachen und Kulturen zu präsentieren,
- die Philosophie der Qualität zu entwickeln,
- die Ewigkeit der klassischen Poesie und Musik zu zeigen,
- die Ästhetik der gemeinsamen Handeln, Denken und Gefühle zu wecken etc.

Die wichtigsten Schritte in der Vorbereitung zum “Tag der deutschen Sprache” sind folgende geworden: die Gruppe der aktiven Teilnehmer zu sammeln, die passiven Teilnehmer zu engagieren, die Finanzierung zu finden, viele organisatorische Probleme zu lösen (Power-Point-Präsentation, Einladung der Gäste, Geschenke, Poster, Materialienausgabe, Bücherausstellung, Musik- und Poesievorstellung, Musikkundebegleitung und and.).

3. Ideenrealisation

Den Überblick der Ideenrealisation kann man aus dem Bericht an den VDS bekommen (Beilage 1).

Es war der Tag des Erfolges. Der große Saal war voll. Einige hatten keinen Platz gefunden und saßen auf den Fensterbrettern und auf dem Fußboden. Alle

haben einen wunderbaren Kalender als Geschenk bekommen. Die Poesie und Musik waren als eine einheitliche Polyphonie der deutschen und russischen Kultur vorgestellt. Die Gäste (passive Teilnehmer) haben viel Dankbarkeit ausgedrückt. Das Niveau der Maßnahme war von der Universitätsleitung hoch eingeschätzt. Viele Leute haben die Solidarität mit VDS ausgesprochen.

4. Fazit

Im Allgemeinen könnte man diesen Tag als ein politischer Erfolg bezeichnen: Deutsch muss an den russischen Universitäten studiert werden. Deutsch führt zur Qualität. Die Fremdsprachen und Muttersprachen bereichern einander. Alle Sprachen sind gleich wichtig und schön. Die Sprachen sind Instrumente des Verstehens und der Zusammenarbeit der Leute in der Welt.

Beilage 1

BERICHT
über den Tag der deutschen Sprache
in der Archangelsker Region (Nordrussland)

Organisatoren:

VDS-Mitglieder der VDS-Regionalabteilung "Russland- Nord"

Datum: 12.09.07
Ort: Archangelsk, Pomoren Universität
Thema: Poesie in der Musik, Musik in der Poesie
Hauptunterstützung: VDS (Deutschland) Beilage 7
Aktive Teilnehmer: Lehrkräfte (Pomoren Universität), Dichterin, Musikwissenschaftlerin (Pädagogisches Kolleg), Musikanten – Klavierspieler, Klavierstimmer (Musikalisches Kolleg), Multimediaabteilungsmitarbeiter (Pomoren Universität), insgesamt 15 Personen, StudentInnen als Helfer und Empfänger in VDS-Sporthemden (5 Personen)

Passive Teilnehmer: insgesamt über 200 Leute (Prorektor, Presse, Lehrkräfte, Studenten, Fachschüler, Studierenden aus den Universitäten, Berufsschulen, Fachschulen, Kollegs, Schulen, Gymnasien der Stadt Archangelsk)

Technische Ausrüstung und Ausstattung

Plakat, Blumen, 2 Klavier, Computer, CD-Player, Beamer, Leinwand, Bücherregal, Lautsprecher, Mikrophone, Photo- und Videogeräte etc.

Materialien: VDS-Bücherausstellung, Ausgabematerialien (VDS-Kalender, Informationsblätter "Denglisch" und andere, Power-Point-Präsentation "Tag der deutschen Sprache", Urkunden "Wortpatenschaft "Russisch")

Beilagen zum Bericht: 1) Plakat (Modell); 2) Photo-Galerie; 3) Power-Point-Präsentation; 4) Szenarium auf Russisch; 5) Urkunden; 6) Videofilm (am Lehrstuhl); 7) Kalender (Modell)

Szenariumautorin Dr. päd. M. Drushinina

Konzeptideen:

Die Vorstellung der deutschen Poesie des XX Jahrhunderts, der Bachmusik. Die Information über den VDS. Die Information über die Rolle der deutschen Sprache im Leben der Leute. Die Verbreitung der Wortpatenschaft "Russisch". Der kontrastive Vergleich der deutschen und russischen Sprachen. Die pädagogischen Ideen: Aufklärungsarbeit; Kulturverbreitung; Interesse für Deutsch und deutsche Kultur wecken; Motivation zur deutschen Klassik; Mehrsprachigkeitserziehung; Schönheit der Poesie und Musik zeigen; Einstieg in die Sprachkunde; Denken- und Überlegenanlass; ästhetische Erziehung etc.

Präsentations- und Informationsarbeit

Power-Point-Präsentation; VDS-Bücherausstellung; Photo- und Videoaufnahme und Bearbeitung; VDS- Informationsplakat; Kalender "VDS ist gegen Denglisch"; Zeitungen "Sprachnachrichten"; Urkundenvorstellung "Wortpatenschaft "Russisch"; VDS-Materialien (Informationsblätterkopien); Poesie- Musik- Übersetzung – Deutsch/Russisch – Textevorstellung.

Über eine Möglichkeit komparativer Forschung der narrativen Strukturen in georgischen und deutschen fiktionalen Texten

Die Aufgabe der vergleichenden Methode ist nach Humboldt „*die eigene Wesensart und die fremde Eigenart zu erkennen*“ (HUMBOLDT 1994: 79). In Georgien hat Professor Guram Ramischwili die Theorie HUMBOLDTs reflektiert, indem er HUMBOLDTs Ideen mit der georgischen Welt - Muttersprache und Kultur zu verbinden versuchte (Ramischwili 1988: 216-217). In den 70er Jahren veröffentlichte er (als ein Vertreter der inhaltsbezogenen Grammatik) in Deutschland seine umfangreiche und in mehrerlei Hinsicht grundlegende Monographie „*Einheit in der Vielfalt*“ (Ramischwili 1988).

Im Rückgriff auf HUMBOLDTs Theorie betrachtet Ramischwili die Sprache in ihrem *Gebrauch* als einen schöpferischen Prozess „*in actu, ... als eine Erzeugung*“ (VII: 44). Durch die Sprache als *energeia* kommt er zu Kultur.

Von der Sprache als abstractum, als statischem Zeichensystem, als *ergon* gelangt Ramischwili zur Semiotik, die von ihm zum Bereich der Zivilisation gerechnet wird. Jede Gesellschaft und jede Sprachgemeinschaft ist auf beides angewiesen – auf die Semiotik (die eher allgemeingültige zivilisatorische Veränderungen widerspiegelt) und auf die „*innere Form*“ der Kultur, als ein System von Werten, das nicht einfach mechanisch übertragen, sondern von einer Sprachgemeinschaft aktiv übernommen wird.

Bemerkenswert ist, dass auch für andere Forscher dieser Zeit die Sprache „*als gemeinsam erarbeitetes Kulturgut, /.../ als gemeinsamer Besitz einer Sprachgemeinschaft niedergelegt ist, deren Mitglieder in gleichartigen Inhalten und Formen denken und sich verständigen können*“. Ihm gegenüber sind Sprachbesitz und das Sprechen des Einzelnen lediglich vorübergehende Erscheinungsformen, Ausprägungen, Verwirklichungen des Kulturgutes der Sprache. Von daher „*leitet sich auch das Recht der Sprachwissenschaft ab, mit ihren Untersuchungen bei dem Kulturgut Sprache anzusetzen*“ (Hartmann 1958: 52ff.).

Heute beinhaltet *der Kulturbegriff* Wissensbestände einer Sprachgemeinschaft. Von diesem Hintergrund der gemeinsamen Wissensbestände wird die Welt in gleicher Art und Weise gedeutet – Kulturen sind Deutungsgemeinschaften. Die (einzelne) Kultur ist ein Bestand von Wissens-, Deutungs- und Handlungssystemen, die für Angehörige von bestimmten Kommunikationsnetzen gemeinsam ist (Linke 2003: 16).

In Georgien konfrontierten die Werte und Normen zwischen kulturellen Dimensionen in ethnologisch und pragmatisch orientierten Forschungen, die zur Ethnographie der Kommunikation gehören: Die bekannte Lamentationsforschung von Helga Kotthoff in Khevsuretien/Ostgeorgien (Kotthoff 1993:96-108; 1999:149-172; 2001) und Beiträge von Tamila Sessiaschwili zu deutsch-georgischen kommunikativen Verhaltensweisen (1997 Sessiaschwili).

Kulturkontrastive Forschungen auf der im engeren Sinne grammatischen Ebene gibt es in Georgien bisher nicht. Die Schwierigkeit, wie an einzelne grammatische Tatsachenaussagen kulturgrammatische Analysen angeschlossen werden sollen,

wird durch das Problem verursacht, das in der Bestimmung des Unterschiedes zwischen empirisch orientierten - kulturkontrastiven und kontrastiven Forschungen besteht, wobei es immer noch keine Theorie der Sprachverschiedenheiten (einer kontrastiven Grammatik Deutsch-Georgisch) gibt.

Von daher ist es nicht einfach, schlüssig zu begründen, was die kulturspezifischen Eigentümlichkeiten der Grammatik – auch einer georgischen – (für uns Muttersprachler) sind.

Kulturkontrastive linguistische bzw. grammatische Forschungen sind auch in Deutschland relativ neu und anfechtbar. Sie werden seit etwa anderthalb Jahrzehnte betrieben, indem man linguistische bzw. grammatische Elemente auf dem kulturellen Hintergrund zu betrachten versucht (Kniffka 1995; Bausinger 2003; Hess-Lüttich 2003; Földes 2003).

Sprache in ihren kulturellen Umfeldern als Kommunikations- und Deutungsmittel zu beschreiben, um jeweils ein Stück Kultur zu entziffern, könnte auch „*ein Anliegen des Grammatikerwerbs als eines kulturspezifischen Lernprozesses sein*“. (Kuße/Unrath-Scharpenack 2002: 12). Der Forschungsschwerpunkt wird auf die kulturkontrastive Grammatik gelegt und in einen Zusammenhang mit dem Deutschunterricht gebracht (Götze 1992: 3-9).

Die sprachliche Organisation der Wirklichkeit vollzieht sich immer nur in Sprechakten/Texten/Diskursen der Sprecher einer konkreten Sprache. Wichtig ist also die Art und Weise „*wie die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft grammatische Mittel handhaben um Texte produzieren und rezipieren zu können*“. (vgl. Hess-Lüttich 2003: 75-81).

Unser Anliegen ist die Erforschung jener grammatischen und semantischen Faktoren, die in den Prozess der Textproduktion eingeschaltet werden, ihre spezifischen Besonderheiten in ihren eigenkulturellen Erscheinungsformen in narrativen Strukturen zu ermitteln und an den narrativen Strukturen der georgischen Übersetzungstexte im Kontrast zu den deutschen Originaltexten zu exemplifizieren. Somit wird versucht, eine andere Sichtweise, eine andere Perspektive im Übersetzungstext herauszuarbeiten als in einem Originaltext – und zwar mittels der Analyse der Inhalte der grammatischen Strukturen, die über die Oberflächenstruktur hinaus als kulturspezifische Sichtweisen und Kommunikationsperspektiven interpretiert werden könnten.

Es wird vorausgesetzt, dass die kleinsten semantischen Komponenten (Seme), die nicht weiter geteilt bzw. vom Autor variiert oder verändert werden können, Bestandteile der grammatischen Ansicht einer konkreten Sprache und zugleich eines konkreten (literarischen) Textes sind: Zwei Größen, die gleichfalls zum System der natürlichen Sprache und zur Sprache der Kunst (als Faktum der Kultur) gehören.

In allen zu vergleichenden Paaren der Sprachen gibt es solche Einheiten, die aufgrund ihrer semantischen Ähnlichkeiten im Laufe der interlingualen Transposition (der Translationsprozesse) einander ersetzen können. Die relative Andersartigkeit der Semantik entsprechender grammatischer Mittel zeugt von der energetischen Kraft des semantisch-grammatischen Systems der Sprache, die bei der Formung der narrativen Strukturen mitwirkt.

Bemerkenswert ist, dass es keine metaphorischen Mittel sind, denen sich der Autor des Originals resp. der Übersetzer bedient, sondern dass dieses Phänomen durch die Aktivität der semantisch-grammatischen Struktur bedingt wird ohne jegliches „schöpferisches Bemühen“ des Übersetzers, d.h. dass diese Strukturen keinen besonderen stilistischen/poetischen Wert und Konnotationen mitbringen, sondern *andersartige* Komponenten aufweisen. Sie tragen aber keinen gelegentlichen, sondern im Grunde genommen systematischen Charakter in narrativen Strukturen

mehrerer Übersetzungstexte und sind von daher kennzeichnend für den gesamten (georgischen) narrativen Diskurs.

Die Komparabilität der narrativen Strukturen können wir an „Verhaltensweisen“ der semantisch-grammatischen Komponenten der Zeitformen im Deutschen und Georgischen (fiktionalen) Texten beobachten. Dies wird auf Grund der Analyse der Temporalität einiger Beispiele ermöglicht, die von Sprache (Deutsch) zu Sprache (Georgisch) unterschiedlich in narrativen Strukturen realisiert bzw. eigenkulturell gedeutet werden können. Das bedeutet, dass die Untersuchung der besonderen Erscheinungsweisen der Sprache aus der Innenperspektive stattfindet.

Dabei kann man sich wieder auf HUMBOLDTs Äußerung beziehen: *„das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt,“* (HUMBOLDT 1994: 82) der narrativen Strukturen in zu vergleichenden fiktionalen Texten.

Im Deutschen (Ausgangssprache) sind das Perfekt (und Plusquamperfekt) Formen, deren inhaltliche Strukturen nach Peter Eisenberg *„drei Bedeutungsvarianten“* (unmittelbar sprechzeitbezogen, mit dem Zeitbezug des Plusquamperfekts und dem des Fut 2) und zwei Standardprobleme des Verhältnisses von Tempusbedeutung und Tempusgebrauch aufweisen.

(Eisenberg 1994:124). Dabei liefern die Adverbien den Bezug auf die Sprech-, Akt- und Betrachtzeit. Als Prinzipienfrage bei der Analyse der Tempora im Deutschen gilt, *„wie viele Bedeutungen, Bedeutungsvarianten oder Gebrauchsvarianten den einzelnen Tempora zugeschrieben werden“* (Eisenberg 1994: 126). Hier kann aber keine allgemeine Analyse der Vergangenheitstempora gegeben werden. Wir können uns nur an die Auffassung anschließen, dass das Deutsche ein Tempusystem als System von Formen hat, dessen Zeit- und Aspektbezug systematisch geregelt ist (Eisenberg *ibid.*).

Man muss, schreibt Humboldt, *„jede Sprache in ihrer Eigentümlichkeit studieren, dass man durch genaue Zergliederung ihrer Theile erkennt, durch welche bestimmte Form sie, ihrem Bau nach, jedes grammatische Verhältnis bezeichnet“* (HUMBOLDT 1994: 55f).

Das georgische Verb ist durch eine verhältnismäßig komplizierte Struktur, eine morphologisch stark markierte Form gekennzeichnet, in der sich außer überwiegend agglutinierenden Elementen auch flektierende finden können.

Nach Heinz Fähnrich sind im Bau des Verbs die wesentlichen syntaktischen Aussagen bereits morphologisch vorweggenommen und auf engstem Raum gedrängt (Fähnrich 1986: 71).

Die prototypischen Marker: Präfix- und Suffixketten, Funktionen der Vokale und andere Merkmale des Verbs können wir im Rahmen dieses Artikels nicht charakterisieren.

Im Georgischen (Zielsprache) ist die erste Reihe des georgischen Verbparadigmas wichtig, die auch als erste resultierende Form bezeichnet wird. Eben sie ist Objekt unserer Forschung.

Wir können hier darauf verweisen, dass das georgische Vergangenheitsgefüge des Verbs (im Übersetzungstext) eine andere Betrachtungsperspektive aufweist als das Deutsche (im Originaltext). Es sind die so genannten **Thurmeobithi I** oder **Putativ I** (Gamkrelidze 2003: 219) und **II**, bzw. Perfekt- und Plusquamperfektformen, die in bestimmten Sinnzusammenhängen in narrativen Strukturen **auf die Verwirklichung des Aktes (der Handlung) in Abwesenheit des Adressanten der Handlung ausgeprägt hinweisen**.

Das georgische Perfekt kann also eine Tatsache ausdrücken, die der Sprechende (Erzähler) nicht selbst gesehen oder miterlebt hat – er war nicht anwesend beim Vollzug des Aktes. Dem Resultat nach aber, das für ihn meistens unerwartet ist,

kann er schlussfolgern, dass etwas so passieren konnte. Er sieht also nur die Folgen oder kennt die Tatsache vom Hörensagen.

Deutsche Formen des Perfekts bzw. Plusquamperfekts enthalten keine Information darüber, ob der Sprecher während der Handlung da gewesen ist/war, indem die georgische Formen ganz eindeutig darauf verweisen, dass der Adressant kein Augenzeuge der Handlung/des Aktes war. Dieses Phänomen tritt unbewusst bei der Formung einiger inhaltlicher Charakteristika der sprachlichen Mitteilung in narrativen Strukturen des Zieltextes auf.

Es gibt keinen entsprechenden linguistischen Begriff und keinen Fachausdruck (in der deutschen Sprache) für das georgische „Putativ I/II“ und man könnte ihn bedingt als **Abwesenheitsperfekt/ bzw. -plusquamperfekt** bezeichnen. Diese eine semantische Komponente, die zugleich die Form des Verbs prägt, und (im Vergleich mit dem deutschen Perfekt) darüber Auskunft gibt, dass der Sprecher beim Zeitpunkt der Ausführung der Handlung (des Aktes im Text) nicht anwesend war, ist vom Autor der Äußerung (in beiden, Ausgangs –und Zieltexten) nicht vorgesehen und kann als Ausdruck vom energetischen Wesen der entsprechenden Form als kulturspezifisch bezeichnet werden.

Die Vorzeitigkeit auf der Ebene der Gegenwart entspricht Putativ I = Abwesenheitsperfekt I/ auf der Ebene der Vergangenheit Putativ II = Abwesenheitsplusquamperfekt II.

Das führende Sem dieser grammatischen Kategorie ist Abwesenheit in der Aktzeit. Wir führen nur ein paar Textstellen aus den Original- und Übersetzungstexten an, um zu zeigen, dass die Redestrategien in beiden Sprachen identisch sind, doch wird narrativen Textstrukturen der georgischen Sprache eine spezifische Komponente aktualisiert:

Peter Stamm: Roman Agnes (1998)

S. 88 (Kapitel 19):

„Am Morgen war Agnes sehr schlecht gelaunt. Der Umzug war schon um zehn Uhr zu Ende gewesen, und sie hatte stundenlang auf mich gewartet. Dann hatte sie mich am Eingang des Saals entdeckt, hatte mich gerufen, aber ich hatte sie nicht gehört. Als sie sich endlich durch den Saal gekämpft hatte, war ich verschwunden. Danach hatte sie sich mit ihren Kolleginnen vom Mathematischen Institut betrunken.“

Übersetzung von Maja Mirianaschwili (2005):

S. 63

(Kapitel 19):

*„dilith agnesi dsalian cud xasiathze adga. sazeimo svla ath saathze dasrulebula. Thurme mtheli saathi meloda. mere saaqto darbazis schesasvlelschii **davunaxivar, daudsaxia, magram me ver gamagona. bolos, roca imden xalxschi gamougtsvevia, iq agar davxvedrivar. Amis mere matematikis institutis kolegebthan **damthvrala.**“***

Die Zeit der Ausführung des Aktes geht der Zeit des Sprechers bzw. Erzählers voraus. Es wird aber nicht nur die temporale sondern auch modale Bedeutung aktualisiert, die durch das Modalwort „*thurme*„ ersetzt oder ergänzt und verstärkt werden kann, aber nicht muss (wie im oben angeführten Auszug). Denn diese Bedeutung ist meistens in der verbalen Form inkorporiert.

In diesen Abschnitten entsprechen den Perfektformen die georgischen Formen des Abwesenheitsperfekts I, das als eine verbale Kategorie ausgedeutet wird

Friedrich Dürrenmatt: Die Panne

S.142

„Draußen war die Sonne endlich untergegangen...Stille einer ländlichen Gegend, feierliche Ahnung von Glück, Gottesseggen und Harmonie,,

Übersetzung von Nodar Ruchadze: avaria (1979)

S.19

„mze ukve tschasuliko. ...sofluri sitschume **tschamotsoliliko**. Garschemo sazeimo tsinathgrdsnoba, gvthis lotsva-kurthxeva da samkaros harmonia.“

S.148-149:

„Sie traten von der Veranda in die Nacht hinaus, die nun endlich hereingebrochen war, warm und majestätisch’./.../Der Himmel voller Sterne, mondlos/.../“

S.25.

„verandidan isini dsirs tschavidnen. Thbilsa da didebul sibneles moecva iqauropa/.../umThvaro tsa varskvlavebith **motshediliko**/.../“

Georgisches Plusquamperfekt/Putativ II (resultierend, Vorzeitigkeit, Abwesenheit) ähnelt der Form nach dem Aorist, das vor dem Verbstamm und nach dem objektiven Personalzeichen steht. Der Akt ist vollzogen in der Vorzeitigkeit ohne die handelnden Personen, die aber nachher das als Resultat miterleben und auf solche Weise auch den Akt rekonstruieren können. Dabei werden die Seme der Expressivität aktualisiert: Verwunderung, Freude etc.

In beiden angeführten georgischen Mikrotexten entstehen Verben (Putativ II), obwohl im Originaltext Nominalsätze ohne Verben stehen. Die Expressivität aber wird sogar verstärkt dank einiger Seme, die die georgischen Verben enthalten. Sie vertiefen die narrativen Strukturen auf eine besondere Art und verschärfen ihre emotionale Wirkung bei der Rezeption.

S. 146:

„Herr Gygax befindet sich wohl, Verehrtester?“

„Er ist letztes Jahr gestorben“.

„Sind Sie toll“, zischte der Verteidiger aufgeregt/.../

„Letztes Jahr,“ – bedauerte der Staatsanwalt. „Das tut mir aber leid. Wie alt ist er denn geworden?“

„Zweiundfünfzig“

„Blutjung. Und woran ist er gestorben?“

„An irgendeiner Krankheit“.

S.22-23

„batoni gogaqsi kargad grZnobs TavS, pativcemlo?“

„scharschan gardaicvala.“

“suleli xarth, tshaussisina gabrazebulma veqilma./.../”

„... scharschan **gardacvlila**“-

- Dsalian satskenia. ramdeni tslis iko?“

„ormocdathormetis“

„gafurtschkvnis xanaa.“

„rithi **gardaicvala**?“

“ragats avadmkohobith“.

Die Oppositionsreihe *gestorben – geworden – gestorben und ellyptischer Satz* „Letztes Jahr“ werden mit der georgischen rekkuriert: gestorben (MitteilungsgardaitSvala

vs. Konstatierung der vollzogenen Tatsache - *gardatsvlila*) - gestorben/verstorben (rekonstruiertes Abwesenheitsperfekt). Der Sprecher konnotiert seine Abwesenheit

beim Vollzug des schon geschehenen Ereignisses mit explizitem Bedauern in beiden Fällen: *gardatsvlila*. Dabei entsteht noch eine Konnotation: Der Adressant war abwesend bei der Aktzeit, aber er verfügt über diese Information.

Bei der Verwirklichung der ästhetischen Strategie im Text sind die semantischen Strukturen der natürlichen Sprache irrelevant, bei der Verwirklichung der Leserstrategie aber sind sie perzeptiv, auf der Ebene der Wahrnehmung bedeutend. Zum einen realisiert sich die Intention des Autors (bzw. des Übersetzers) im ästhetischen Wert des Textes, zum anderen aber folgt der Texterzeuger (sei es Autor oder Übersetzer) der semantisch-grammatischen Eigenart des Sprachsystems bei der unbewussten Verwendung seiner Einheiten, die den Inhalt der narrativen Strukturen kulturspezifisch prägen.

Der Prozess der semantischen Analyse der narrativen Strukturen kann mit dem hermeneutischen Zirkel verglichen werden: Vom kohärenten Text zu mikrosemantischen grammatischen Einheiten, und von Letzteren wieder zur semantischen Struktur des ganzen Textes.

Die mikrosemantischen Einheiten wirken in narrativen Strukturen im Bündel ihrer Komponenten wie im Falle der ersten Serie des Putativs/georgischen Abwesenheitsperfekts. Für die Realisierung dieser Komponente (Abwesenheit in der Aktzeit) müssen einige Voraussetzungen bestehen:

1. Das Verb darf keine Negation beinhalten.
2. Der Modus muss nicht unreal sein (kein Konjunktiv, kein Bedingungssatz).
3. Das Subjekt des Verbs muss in der 3. Person auftreten. Im Falle, wenn das Subjekt durch die zweite oder die erste Person auftritt, verschwindet die Bedeutung der Abwesenheit in der Aktzeit (ausnahmsweise kann man vermuten, dass das Subjekt bewusstlos war oder in Erinnerungen an die Kindheit, von der es von anderen weiß, eine Information von anderen hat).

Daher können wir schlussfolgern, dass einige inhaltliche Charakteristika der narrativen Strukturen von Kombinationen ihrer semantischen Komponenten bestimmt werden.

Der Text kann als die Realisation der grammatischen Kategorien der natürlichen/georgischen Sprache bestimmt werden, die für die Formung bestimmter inhaltlicher/kulturspezifischer Charakteristika des Textes als eines sekundären semiotischen Systems Bedeutung haben.

Die kontrastive Gegenüberstellung der zu vergleichenden Original- und Übersetzungstexte zeugt davon, dass während der Translation bestimmte inhaltliche Konnotationen entstehen, die dem Text des Originals nicht eigen sind. Das bezeugt, dass die Sprache ein spontan wirkender Faktor bei der Herausbildung der kulturspezifisch geprägten narrativen Strukturen ist.

Literatur

- Bausinger, Hermann (2003). *Kultur*. In: Alois Wierlacher/Andrea Bogner (Hg) *Handbuch interkulturelle Germanistik* Verlag I.B. Metzler Stuttgart/Weimar.
- Fährnich, Heinz (1986). *Kurze Grammatik der georgischen Sprache*. VEB Verlag Enzyklopädie Leipzig.
- Földes, Csaba (2003). *Interkulturelle Linguistik. Vorüberlegungen zu Konzepten, Problemen und Desiderata*. Universitätsverlag Studia Germanica/ Wien.
- Gamkrelidze, Tamaz u.a. (2003). *A Course in Theoretical Linguistics*. Tbilisi University Press. (In georgischer Sprache) Tbilisi.
- Götze, Lutz (1992) *Interkulturelles Lernen und Interkulturelle Germanistik*. In: *Deutsch als Fremdsprache* 1.3-9

Götze, Lutz (2004). *Zeitkulturen. Gedanken über die Zeit in den Kulturen*. Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften Frankfurt a. M. u. a.

Hartmann, Peter (1958) *Wesen und Wirkung der Sprache. Im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers*. Carl Winter. Universitätsverlag Heidelberg.

Hess-Lütlich, Ernst W. B. (2003). *Interkulturelle Kommunikation*. In: Alois Wierlach /Andrea Bogner (Hg). *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Verlag I.B. Metzler Stuttgart/Weimar.

Humboldt, Wilhelm von (1957) In: *Wert und Ehre deutscher Sprache*. Hg. Hugo von Hofmannsthal. Fischer Bücherei. Frankfurt am Main und Hamburg.

Humboldt, Wilhelm von (1994) *Über die Sprache. Reden von der Akademie*. Hg. kommentiert und mit einem Nachw. vers. Von Jürgen Trabant. Tübingen/Basel.

Kniffka, Hannes (1995). *Elemente einer kulturkontrastiven Linguistik*. Peter Lang Frankfurt a. M

Kuße/Unrath-Scharpenak (2002). *Kulturwissenschaftliche Linguistik. Beispiel aus der Slawistik*. Bochum.

Kotthoff, Helga (1993) *Weibliche Lamento-Kunst in Ostgeorgien*. Georganica. Zeitschrift für *Kultur, Sprache und Geschichte Georgiens und Kaukasiens*.

Kotthoff, Helga (1999) *Die Kommunikation von Moral in georgischen Lamentos*. In: Jorg Bergmann/Thomas Luckmann(Rrsg.): *Von der Moral zu den Moral*. Wiesbaden. Westdeutscher Verlag

Kotthoff, Helga(2001) *Dein Leid mir... Über die Kommunikation von Gefühlen in georgischen Traueritualen*. In: *Kultur(-en) im Gespräch*. Tübingen Vorwort Artikel

Linke, Angelika (2003). *Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse*. In: Henne/Sitta/Wiegend (Hg). *Germanistische Linguistik. Konturen eines Faches*. Tübingen.

Ramischwili, Guram(1988). *Einheit in der Vielfalt. Grundfragen der Sprachtheorie im Geiste Wilhelm von Humboldts*. Verlag Dümmler Bonn.

Sesiaschwili, Tamila (1993). *Zur Berücksichtigung interkultureller Unterschiede im Fremdsprachenunterricht*. Das Wort. (Hg) Petra Köhler - Haerling. Germanistisches Jahrbuch.

Schanidze, Akaki. (1973). *Grundlagen der georgischen Sprache. I Morphologie*. Universitätsverlag Tbilissi. (In georgischer Sprache).

Primärliteratur:

Peter Stamm (1998) *Agnes*. Arche Verlag. Zürich/Hamburg
 Übersetzung ins Georgische von Maja Mirianaschwili(2005) *Agnesi*. Romani. Gamomcemloba ibisi. Tbilissi

Friedrich Dürrenmatt (1979) *Die Panne*. Verlag Volk und Welt. Berlin.
 Übersetzung ins Georgische von Nodar Ruchadze (1979) *Avaria*. *mothxrobebi*
 Merani Tbilissi.

Zur Beschreibung der Thema-Rhema-Struktur am Beispiel eines Zeitungstextes

Wie bekannt, entwickelte Daneš (1964) in Anlehnung an V. Mathesius (1967) die Konzeption der drei Ebenen. Er unterscheidet drei Schichten: die formalgrammatische Ausdrucksstruktur, d.h. die Ebene der syntaktischen Funktionen, die propositionalesemantische Bedeutungsstruktur oder die Ebene der semantischen Rollen und die Mitteilungsperspektive oder Informationsstruktur, d.h. die Ebene der kommunikativen Gewichtung (1964: 225 – 227). Durch diese Unterscheidung ergab sich die Möglichkeit, auf der syntaktischen Ebene die Einheiten: Subjekt/Prädikat, auf der semantischen Ebene – Agens/Aktion/Patiens und auf der textlinguistischen Ebene – Thema/Rhema genauer zu charakterisieren. Die Elemente der syntaktischen und semantischen Ebenen sind nach gewissen feststehenden Regeln strukturiert. Im Gegensatz zu den beiden ersten Ebenen, stehen die Elemente der kommunikativen Organisation der Äußerung in veränderlichen, d.h. dynamischen Beziehungen zueinander. **Der Satz** an sich als ein von realen **Äußerungen** abstrahiertes, syntaktisches oder semantisches Modell, hat mit tatsächlichen Reihenfolgen in Texten nichts zu tun. Die Bedeutung des Satzes ist außerhalb eines Textes nicht eindeutig. Bei der funktionalen Satzperspektive (FSP) aber handelt es sich um die Perspektive der Äußerung in Hinblick auf ihre Funktion im Kommunikationsakt. Die Bestandteile dieser Ebene – Thema und Rhema können nur dann bestimmt werden, wenn kontextuelle Gegebenheiten vorhanden sind. Was Thema und was Rhema ist, wird nicht innerhalb des Satzes, sondern von den Faktoren außerhalb des Satzes, sogar von außersprachlichen Faktoren entschieden. Zwar wird in einigen Arbeiten, die sich mit Thema und Rhema befassen, auf die Notwendigkeit der Anwendung der FSP für die Textbeschreibung hingewiesen, aber bis heute begnügen sich viele Autoren mit der Thema-Rhema-Analyse in einzelnen, einfachen, kontextlosen Sätzen. Wenn schon sich einige Autoren mit den im Kontext stehenden Sätzen beschäftigen, so gibt es Probleme bei der Thema-Rhema-Bestimmungen, die auf unterschiedlichen Auffassungen zu den untersuchenden Analyseeinheiten beruhen. Äußerung als die für den Textaufbau relevante kleinste kommunikative Einheit wird von uns als Analyseeinheit, als Gegenstand der Untersuchung der FSP-Ebene betrachtet. Sie gliedert sich in Thema und Rhema (oder enthält zumindest eines von den beiden), die in einem einfachen Satz in einem Wort, aber in einer längeren erweiterten Äußerung gruppenweise ausgedrückt werden können. Da es für die Beschreibung der Textstruktur nicht erforderlich ist, solche thematischen oder rhematischen Wortgruppen weiter auf Thema und Rhema zu untergliedern, reden wir von der Thema-Gruppe (TG) und der Rhema-Gruppe (RG) in der Äußerung, wie man gewöhnlich in der Syntax von der Substantivgruppe und der Prädikatgruppe spricht. Dabei hat jede Gruppe in der Äußerung außer seiner grammatischen und lexikalischen Bedeutung noch einen bestimmten kommunikativen Wert. Zum Unterschied von der RG, die neue oder wichtige Information ausdrückt und den Fortgang der Kommunikation gewährleistet, ist die TG Ausdruck für die Gegenstände, von denen im Text die Rede ist und die immer als bekannt bzw. gegeben vorausgesetzt werden. Die TG trägt am wenigsten zum Fortgang der Kommunikation bei und steht daher gewöhnlich am Anfang der

Äußerung, wobei sie eine wichtige Funktion des Anknüpfungspunktes erfüllt. TG hat die Aufgabe, irgendein Verhältnis zwischen einem vorigen Kontext und einer nächsten Äußerung zu bringen. Je nach der Textsortenspezifität kommen aber auch „Abweichungen“ der normalen T/R-Abfolge vor.

Es gibt zahlreiche Kriterien für die Bestimmung und Aussonderung von Thema und Rhema, unter denen folgende am meisten angewandt werden:

1. bekannt/gegeben – unbekannt/neu (Матезиус, 1967: 239 - 240; Адамец, 1966: 20; Daneš, 1974: 114; Хэллидей, 1978: 142; Chomsky/Jackendoff, 1983: 307 – 308), kontextgebunden – nicht kontextgebunden (Сгалл, 1980: 24 – 29; Ганчова/Сгалл, 1980: 39);
2. Mitteilungsgegenstand – Aussage über den Gegenstand (Матезиус, 1967: 239 – 240; Dahl, 1974: 4);
3. Der Ausgangspunkt der Aussage – der Kern der Aussage (Boost, 1964: 7 – 87);
4. Element mit dem niedrigsten Grad an CD – Element mit dem höchsten Grad an CD (Фирбас, 1957: 58 – 72; Сгалл, 1980: 24 – 29; Чейф, 1975: 247 – 248).

Mit dem Ziel festzustellen, ob die aufgezählten Kriterien für die Explikation der Thema Rhema-Struktur des Textes anwendbar sind, haben wir versucht, bei der Analyse eines Zeitungsartikels nach diesen vier Kriterien vorzugehen¹.

Mit dem Führerschein des Vaters²

Ein 47-jähriger Franzose aus Lille ist 27 Jahre lang mit dem Führerschein seines toten Vaters Auto gefahren.

- | | | | | | | |
|----|---|----|---|---|----|--|
| 1. | R | R | R | | | |
| 2. | T | R | R | | | |
| 3. | T | R | R | | | |
| 4. | R | Tr | R | T | Tr | |

- I. Er wurde jetzt bei einer Verkehrskontrolle der Polizei entlarvt, teilten die Behörden mit.

- | | | | | | | | |
|----|---|----|--------------|-------|----|-----------|------|
| 1. | T | R | | | | | |
| 2. | T | R | | | | | |
| 3. | ← | ← | ← Thema → | → → → | ← | ← Rhema → | → |
| | | | ₃ | | | | |
| 4. | T | Tr | R | | Tr | Tr | R Tr |

¹ Dieser Text wurde anhand der Kriterien bekannt/gegeben von Daneš (1970) in Thema und Rhema gegliedert. Nach Daneš ist dieser Text nach dem Prinzip: thematische Progression mit einem durchlaufenden Thema aufgebaut (Daneš, 1974: 114; Brinker, 1988: 45 – 46)

² Abkürzungen: T = Thema, R = Rhema, Tr = Transition, → = bedeutet, dass die folgenden Äußerungsteile bis oder zum Äußerungsschluß zum T, R, Tr gehören.

³ T-R-Gliederungsprinzip für den Gliedsatzplan nach Boost (1955: 62).

- III. Der Mann gab zu, das Passbild im Führerschein seines Vaters, der den gleichen Vornamen hatte,
 . ausgetauscht zu haben, ohne jemals selbst eine Fahrprüfung abzulegen

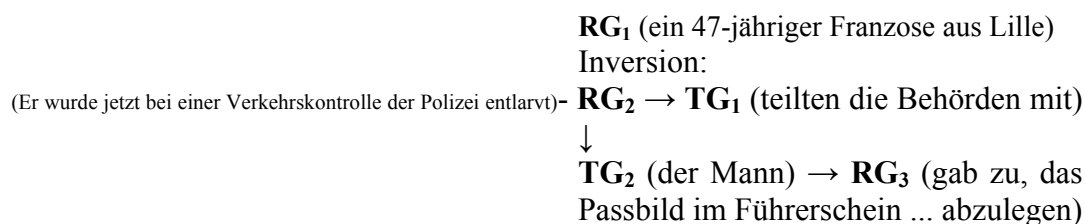
2. T R
 1. T R
 3. T R
 4. T Tr R T R T R Tr Tr R

Die Überschrift des Textes ist für das nötige Vorwissen des Textes als Ganze **neu** angegeben, was textsortenspezifisch ist. Es existiert die Ansicht, dass die „Schlagzeilen als Leseanreiz das Neue und Erregende in den Vordergrund stellen sollen“ (Polenz, 1985: 296). Die gesamte Überschrift ist in die erste Äußerung des Textes als RG übernommen. Die Äußerung: „Ein 57-jähriger Franzose aus Lille ...“ lässt sich allein nach bekannt/unbekannt nicht gliedern. Nach CD würde sie aus RG und Transition + Thema (ist ... Auto gefahren) bestehen. Ansonsten scheint sie insgesamt **neu** angegeben zu sein.

In der zweiten Äußerung wäre „die Behörden“ sowohl nach dem Kriterium von alt/neu als auch nach CD **neu** anzurechnen. Wir fassen das aber anders auf: „die Behörden“ ist (als für den Führerschein zuständige Behörden) dem „allgemeinen Wissen“ anzurechnen. Deshalb wird es als „bekannt“ anerkannt und spielt zusammen mit „teilten mit“ die Rolle der TG. Der erste Teil der Äußerung teilt neue Information mit, hat eine typische Form von Pressesprache: „Er wurde jetzt bei einer Verkehrskontrolle entlarvt“ und gehört also zur RG.

In der dritten Äußerung gehört zur TG nur „der Mann“. Der ganze Rest der Äußerung bildet die RG.

Die Thema-Gruppen des Textes stehen miteinander in einer spezifischen Beziehung. Das Gerüst des Textes ist nach dem Typ der thematischen Progression aufgebaut:



Die RG in Äußerungen 1 und 2 werden zur TG in Äußerung 3 (der Mann). Es liegt eine einfache lineare Progression vor.

Literatur:

1. Beneš, E. (1962), Thema-Rhema-Gliederung und Textlinguistik. – In: Studium zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik. Red. Sitta, H., Brinker, K. Düsseldorf, 1973.
2. Boost, K. (1964), Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes (Der Satz als Spannungsfeld). Akademie-Verlag. Berlin.
3. Chomsky, N., Jackendoff, R. (1983), Richtungen der modernen Semantikforschung. Sammlung Akademie-Verlag, 37. Sprache. Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft. Berlin.
4. Dahl, O. (1974), Topic-comment structure in a generative grammar with a semantic base. – Papers FSP.
5. Daneš, F. (1964), A three-level approach to syntax. Travaux linguistiques de Prague, I. Prague.
6. Daneš, F. (1974), Functional Sentence perspective and the organization of the Text Papers FSP.
7. Polenz, P. (1985), Deutsche Satzsemantik. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
8. Адамец, П. (1966), Порядок слов в современном русском языке. В.: „Academia“, 1966, Praha.
9. Ганчова, Е, Сгалл, П. (1980), Актуальное членение предложения и его место в описании языка. В: Формальное описание структуры естественного языка. Сб. научных трудов. Новосибирск
10. Матезиус, В. (1967), О так называемом актуальном членении предложения. – В: Пражский лингвистический кружок. Москва.
11. Сгалл, П. (1980), Коммуникативный динамизм и понятие системного упорядочения. В: Научно-техническая информация. Сер. 2, № 6.
12. Фирбас, Я. (1957), О порядке слов. Вопросы языкознания. Москва.
13. Хэллидей, М. (1978), Место функциональной перспективы предложения в системе лингвистического описания. В.: Новое в зарубежной лингвистике. Вып. VIII. «Прогресс». Москва.
14. Чейф, У.Л. (1975), Значение и структура языка. Москва.

Ist die Entstehung des so genannten *Denglisch* nicht eine „normale“ Erscheinung des Sprachwandels?

Sprachwandel wird in der Linguistik schon seit dem 16. Jahrhundert untersucht. In seinem 1555 erschienenen *Mithridates. De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt*², schreibt Conrad Gessner, dass die Sprachen sich untereinander vermischt haben, „entweder zwangsläufig, etwa wenn man mit den ungewohnten Dingen aus dem Ausland auch deren Bezeichnungen übernahm, so beispielsweise in vielen Sprachen bei den Gewürzen und anderen Waren, die aus dem Ausland eingeführt, oder aber freiwillig, etwa auf Grund des Studiums der Künste und Wissenschaften. So haben die Römer unzählige Wörter nicht nur auf dem Gebiete der Künste, sondern auch der Sachen von den Griechen entlehnt, in deren Büchern sie sie fanden. Oder auch durch Reichsbildungen kam es dazu; in der Regel passen sich nämlich die Besiegten allmählich den Sitten und der Sprache der Sieger an. So haben die Goten in Italien, Gallien und Spanien die lateinische Sprache verderbt. Schließlich kamen diese Sprachvermischungen auch daher, dass verschiedene Völker in ein Gebiet einwanderten“ (Mithr. 2v/3r). Es handelt sich hier um außerlinguistische Faktoren.

Sprachwandel bedeutet für Gessner zuerst Entlehnung fremden Wortschatzes. Daher betont er mehrmals, dass praktisch alle Sprachen hebräische Wörter übernommen hätten. An vielen Stellen wird deutlich, dass er sich auch für den Lautwandel interessiert. So zeigt das moderne Griechisch nicht nur eine Vermischung mit barbarischen Wörtern, sondern auch eine Änderung der Laute und Endungen (Mithr. 46 v). Dasselbe gilt für die romanischen Sprachen, hoc est *terminatinationibus et litteris syllabisque mutata et distorta et insuper vocabulis mixta alienis* (Mithr. 25 v). Interesse am Lautstand zeigt Gessner auch bei der Behandlung der germanischen Sprachen. Es handelt sich dabei vor allem um den Unterschied zwischen dem Ober- und dem Niederdeutschen.

Die Untersuchung des Sprachwandels führt Gessner immer wieder zu Betrachtungen, die eher auf subjektiver als auf rein linguistischer Ebene liegen, denn Sprachwandel bedeutet für ihn soviel wie Sprachverfall (*corruptio*). Nur das Hebräische und teilweise das Griechische sind rein, alle anderen Sprachen werden als barbarisch gescholten, „auch wenn sie alle aus dem einen Hebräisch hervorgegangen sind, denn mittlerweile sind sie vermengt und unrein geworden“. Man sieht, es ist die bekannte mittelalterliche Ansicht, von der auch Gessner beherrscht wird.

Die moderne Soziolinguistik betrachtet Sprachwandel als ein Phänomen, das allen lebenden Sprachen inhärent wird. Als Gründe für den Sprachwandel werden angegeben:

1. Ständiger Bedarf an Neuwörtern für neue Dinge und Begriffe: z.B. *Computer, Kernspaltung, Globalisierung*.
2. Soziale Auf- und Abwertung: z.B. *Ratsfrau, Gastarbeiter*
3. Sprachstrukturelle Ursachen wie Ausgleich von Flexionslücken (*Regenfälle*), Informationsverdichtung durch Univerbierung (*Nasskopierer, Trockenreinigung*), Augenblicksbildungen (*Merkel-Rede*).

² Neu herausgegeben von Manfred Peters, Aalen, Scientia Verlag, 1973.

4. **Ökonomie:** Veränderungen, die entstehen, weil Sprecher oder Schreiber aus Gründen der Zeitersparnis und Bequemlichkeit eine reduzierte Sprache verwenden. Dazu gehören auch Kurzwörter wie *Azubi* statt *Auszubildender*, *Bafög* (statt *Stipendium aufgrund des Bundesausbildungsförderungsgesetzes*).
5. **Innovation:** Veränderungen, die entstehen, weil das gewohnte Inventar der Sprache für kreative und nonkonformistische Tätigkeiten nicht hinreichend geeignet ist und entwicklungsbedürftig zu sein scheint. Wichtige Kräfte bei der Entstehung und Ausbreitung von Innovationen sind also die Maximen „Rede nicht so wie die anderen, damit du herausstichst“ und „Rede so wie die anderen, damit du dazugehörst“. Hierzu gehören die Jugendsprache und die Stadtsprachen.
6. **Variation:** Die Sprachbenutzer sind flexibel in Bezug auf die Wahl sprachlicher Mittel, je nach kommunikativen Bedingungen und Zwecken (unterschiedliche Sprachregister).

Wie ist in diesem Zusammenhang die Furcht vor dem Einfluss des Englischen zu beurteilen? Betrachten wir diesbezüglich die Stellung des Vereins Deutsche Sprache e.V., dem ich übrigens als Mitglied angehöre aber dessen Stellungnahmen ich nicht immer teile. Der Verein hat seinen Kampf gegen das Denglische (definiert als „inhaltlich unklaren, regelarmen und deshalb ausdruckschwachen Wortmischmasch aus deutschen und englischen Wörtern“) im Internet in 27 Punkten dargestellt und so die potentiellen Angriffe gegen seine Position zu widerlegen versucht (www.vds-ev.de/denglisch). Aus Platzgründen beschränken wir uns hier auf die fünf ersten Punkte, die meines Erachtens zu den wichtigsten gehören, und raten unseren Leserinnen und Lesern, das ganze Dokument im Internet zu konsultieren. Sehr viel Material zu dem Thema findet man auch in den „Sprachnachrichten“, dem offiziellen Organ des Vereins.

1. "Wir wollen eine 'reine' deutsche Sprache."

Diese Unterstellung dient dazu, uns als pedantische Saubermänner schlechtmachen.

Die Vorstellung von einer reinen Sprache geht auf den Ausdruck sermo purus zurück. Damit bezeichneten die Römer ein von griechischen Entlehnungen freies Latein. Im 17. Jahrhundert wurde in Deutschland gefordert, man solle sich "der besten Aussprache im Reden und der reinlichsten und deutlichsten Art im Schreiben befleißigen."

Wir halten es mit den Franzosen, die dem Grundsatz folgen: Ni laxisme, ni purisme - Weder Laxheit, noch Purismus. Wir wollen kein "reines" Deutsch. Allerdings wollen wir die Flut überflüssiger englischer Wörter zurückdrängen.

Wir tolerieren aber einige englische Ausdrücke wie Laser, Jeans, dopen, surfen, Team, Stress, Internet, wenn sie international sind und sich in das Laut- und Formensystem der deutschen Sprache einordnen lassen. Die Zahl dieser englischen oder amerikanischen Anleihen soll möglichst niedrig gehalten werden.

2. "Jeder kann selbst entscheiden, welche Wörter er benutzt."

Das ist eine Binsenweisheit. Wir wollen sprachbewusste Menschen bei dieser Entscheidung aber unterstützen, denn sonst helfen ihnen andere "Entscheider".

Es macht Spaß, für neue Dinge eigene Wörter zu suchen oder spielerisch auszuprobieren. Ein hier und da eingestreutes oder nützliches englisches Wort würde keines unserer Wörter überflüssig machen. Gelassen und offen für alles Neue könnten wir unsere eigene Sprache, ihre Wortfelder und ihren Bildervorrat auch künftig nutzen und weiterentwickeln.

Es zeugt von geistiger Trägheit, für neue Dinge immer nur Fertigwörter aus der amerikanischen Leitsprache nachzuplappern, oder sich "bessere" Amerikanismen, die nicht einmal ein Amerikaner versteht, selbst "zurechtzupanschen".

3. "Sprache 'lebt'"

Dieses alte Klischee wird von einigen treuherzigen Zeitgenossen benutzt, um die der deutschen Sprache aufgepfropften anglo-amerikanischen Brocken als Zeichen von Leben und natürlicher Entwicklung hinzustellen. Gleichzeitig lehnen sie Sprachpflege als lenkende Eingriffe in den Sprachgebrauch ab.

Ein kluger Philologe in Münster hat erklärt, es sei Zeit, die Vorstellung von Sprache als eines "natürlichen - d.h. lebendigen Organismus" so schnell wie möglich in die linguistische Mottenkiste zu tun. Schon der alte Grieche Platon sagte, Sprache sei nicht physis (Natur), sondern nomos (Vereinbarung, Konvention). Bei Jacob Grimm lesen wir: "Alles verbürgt uns, daß die Sprachen Werk und Tat der Menschen sind."

Die Lautentwicklung einer Sprache - wîp zu "Weib", hûs zu "Haus", itan zu "essen" - kann vielleicht als "natürlicher" Vorgang angesehen werden. Unser heutiges Denglisch wird "gemacht". Selbsternannte rohe Sprachmeister, die über große Verbreitungsmacht verfügen, bringen englische Wörter in den öffentlichen Umlauf und "machen" unsere Sprache. Die Anglizismen verdrängen deutsche Wörter. Wo single, news, bike und shop Wörter wie "Junggeselle", "Nachrichten", "Fahrrad" und "Laden" oder "Geschäft" ersetzen, sterben die deutschen Ausdrücke aus. Es ist barer Unsinn, diesen Vorgang als "Leben" zu bezeichnen.

4. "Ein 'Sprachgesetz' will uns Bürger sprachlich bevormunden"

Diese Vermutung wird gerne von Kleingeistern in die Welt gesetzt, die an obrigkeitsverhaftetem Denken kleben. Sie mögen sich nicht vorstellen, daß ein Gesetz längst nicht alles regeln kann oder will. Das erklärt ihre Angst davor, ein Gesetz könne uns sogar vorschreiben, wie wir privat zu sprechen haben.

Ein "Sprachgesetz" wäre - genauer gesagt - lediglich ein "Gesetz zum Schutz der Bürger vor sprachlicher Ausgrenzung und Rechtsunsicherheit". Es würde für den öffentlichen Gebrauch unserer Landessprache gewisse Regeln festlegen. Staatlichen oder anderen Monopolisten würde es durch ein 'Sprachgesetz' untersagt, den Bürgern solch lächerliche, halb- bis viertelenglische Sprüche wie e-government goes future, Name Game - Win IT, Rent a professor und Welcome-back-Aktion, freecall, GreenCard usw. aufzunötigen. Gebrauchsanweisungen und Namen von Waren des täglichen Gebrauchs müssten in verständlichem Deutsch abgefasst werden. Wer lebensrettende, rechtlich bedeutsame und

gesundheitsförderliche Informationen hinter unverständlichen Amerikanismen versteckt, machte sich strafbar. Eine stroke unit hieße z. B. wieder "Rettungspunkt für Schlaganfälle". Alle Wissenschaftler wären gehalten, sich in Lehre und Forschung weiterhin klarer deutscher Fachbegriffe zu bedienen und neue zu entwickeln.

Die Geschäftswelt dürfte uns nicht mehr mit so lächerlich falschen bis sinnlosen Wortbastarden wie Passagen manager, convenience food, X-mas shopping, funeral master, Mode kollektion und Hunderten anderen beleidigen. Moonshine-Tarif z.B. bedeutet "Billigschnaps-", nicht "Mondscheintarif". The great Ding-Dong oder Handy klingen im Englischen je nach Kontext ziemlich obszön.

Ein Sprachgesetz würde durch die Ächtung solcher Wörter und Ausdrücke auch der Möglichkeit vorbeugen, dass wir uns im Ausland ungewollt mit falschen bis peinlichen "englischen" Wörtern blamieren.

Privat spricht natürlich jeder und jede, wie er will: Plattdeutsch, Türkisch, Kisuaheli, und wenn's sein muss sogar Pantoffeldeutsch.

5. "Wer keine englischen Wörter will, ist fremdenfeindlich"

Wer englische und amerikanische Wörter will, ist amerikahörig. Die Vorliebe vieler Deutscher für alles Amerikanische ist zugleich Desinteresse für andere Nationen und Kulturen. Ausländische Journalisten beklagen, dass die angebliche Weltoffenheit der Deutschen in Wirklichkeit nur Offenheit für das Amerikanische ist.

Deshalb ist unser Denglisch im Grunde "fremdenfeindlich".

Im übrigen sind die Pflege und Erhaltung der eigenen Sprache ein ganz und gar unschuldiges Unterfangen. Es gehören böser Wille - oder sogar geistige Beschränktheit - dazu, um es als fremdenfeindlich zu verurteilen.

In diesem kurzen Beitrag werde ich diese Problematik beleuchten aus der Sicht eines Auslandsgermanisten und als Bürger eines Landes, in dem Deutsch Amtssprache und für eine kleine Minderheit (weniger als 1% der Bevölkerung) Muttersprache ist.

Im Vorab einige persönliche Erfahrungen:

- An einer österreichischen Universität wurden mir die Dokumente zum ERAMUS-Austausch auf Englisch überhändigt, obwohl ich mich mit dem Verantwortlichen auf Deutsch unterhalten hatte.
- Beim Antrittsbesuch des Schweizer Botschafters im Provinzpalast Namur beantwortete der Diplomat die Frage nach den Sprachanforderungen folgendermaßen: "In der romanischen Schweiz haben Sie als frankophone Geschäftsleute sowieso keine Probleme. In der Deutschschweiz können Sie sich immer auf Englisch verständigen.
- In der Siemens-Niederlassung in der Nähe meiner Universitätsstadt ist Englisch die einzige Verkehrssprache.

- In den meisten Forschungsprojekten, die von deutschen Partnern getragen werden, wird ausschließlich Englisch verwendet. Mir ist es vorgekommen, dass ich für die französische Übersetzung um den deutschen Urtext bitten musste, da die englische Fassung missverständlich war.
- Anfang Dezember 2007 bestätigte mir der Pressechef des Europäischen Parlamentes, dass das Deutsche in den EU-Gremien immer mehr durch das Englische verdrängt wird, obwohl Deutsch mit Abstand die meisten Muttersprachler zählt.
- Luxemburg verfügt über drei Amtssprachen (Luxemburgisch, Deutsch und Französisch), aber auf den Sitzungen der Forschungsgemeinschaft (*Fonds National de la Recherche*) wird ausschließlich Englisch verwendet.

Das Grundproblem ist meines Erachtens nicht so sehr die Beeinflussung der deutschen Sprache durch das Englische, sondern die Verdrängung des Deutschen. Ist diese Entwicklung durch ein Gesetz aufzuhalten, wie die CDU-Politikerin Erika Steinbach vorschlägt? Auf diese Frage gibt es keine wissenschaftlich fundierte Antwort, sondern nur Mutmaßungen.

Es ist schwierig, hier den Vergleich mit Frankreich heranzuziehen, da es dort eine jahrhundertealte zentralistische Normtradition gibt. Die Franzosen akzeptieren die Rolle der Académie française, aber deren Einfluss beschränkt sich auf den offiziellen Bereich. Als Tennisspieler weiß ich, dass kaum ein Franzose auf dem Tennisplatz den Begriff *jeu décisif* statt *tie break* verwendet, und auf dem Fußballplatz ist des öfteren *corner* statt *coup de coin* zu hören.

Im frankophonen Teil Belgiens (Communauté française Wallonie - Bruxelles) ist 1984 ein Dekret zur Verweiblichung der Berufsbezeichnungen verabschiedet worden³,

³ Siehe dazu meinen Beitrag in *Germanistische Studien* 5 (2005) 94-102. Hier die Stellungnahme der *Académie française*: En 1984, le Premier ministre crée une « commission de terminologie relative au vocabulaire concernant les activités des femmes ». Le décret indique notamment que « la féminisation des noms de professions et de titres vise à combler certaines lacunes de l'usage de la langue française dans ce domaine et à apporter une légitimation des fonctions sociales et des professions exercées par les femmes ». L'Académie française, qui n'avait pas été consultée, fait part de ses réserves dans une déclaration préparée par Georges Dumézil et Claude Lévi-Strauss. Elle dénonce en particulier le contresens linguistique sur lequel repose l'entreprise : il convient de rappeler que le masculin est en français le genre non marqué et peut de ce fait désigner indifféremment les hommes et les femmes ; en revanche, le féminin est appelé plus pertinemment le genre marqué, et « la marque est privative. Elle affecte le terme marqué d'une limitation dont l'autre seul est exempt. À la différence du genre non marqué, le genre marqué, appliqué aux êtres animés, institue entre les deux sexes une ségrégation. » Aussi la féminisation risque-t-elle d'aboutir à un résultat inverse de celui qu'on escomptait, et d'établir, dans la langue elle-même, une discrimination entre les hommes et les femmes. L'Académie conteste enfin le principe même d'une intervention gouvernementale sur l'usage, jugeant qu'une telle démarche risque « de mettre la confusion et le désordre dans un équilibre subtil né de l'usage, et qu'il paraîtrait mieux avisé de laisser à l'usage le soin de modifier ». Une circulaire du Premier ministre recommanda, en 1986, de procéder à la féminisation des noms de métiers, fonctions, grades ou titres dans les textes officiels et dans l'administration. Elle ne fut guère appliquée. Puis, en 1997, certains ministres du gouvernement préconisèrent pour leur compte la forme féminisée « la ministre », ce qui provoqua une nouvelle réaction des académiciens. Dans une circulaire du 6 mars 1998, le Premier ministre constata le peu d'effet du texte de 1986, mais recommanda à nouveau la féminisation « dès lors qu'il s'agit de termes dont le féminin est par ailleurs d'usage courant ». Il chargea la commission générale de terminologie et de néologie de « faire le point sur la question ». Le rapport de la commission a été remis au Premier ministre en octobre 1998. Il rappelle qu'une intervention gouvernementale sur l'usage se heurterait très vite à des obstacles d'ordre juridique et pratique, et qu'on peut douter, de toute façon, qu'elle soit suivie d'effet. Il établit une nette différence entre les métiers d'une part (où les formes féminines sont depuis toujours en usage et ne posent pas de problème particulier), et les fonctions, grades ou titres d'autre part, qui doivent être clairement distingués de la personne. La fonction ne peut être identifiée à la personne

aber dennoch haben sich viele Begriffe auch in offiziellen Texten nicht durchsetzen können, beispielsweise *professeure*, eine Form die jedoch in Frankreich und in Kanada gängig ist.

Der heutigen Entwicklung kann nicht durch ein Sprachgesetz Einhalt geboten werden. Die Stellung der deutschen Sprache kann nur gefestigt werden durch bewusstseinsbildende Maßnahmen, sei es in der Schule, sei es durch die Medien, sei es in der Erwachsenenbildung.

Außenpolitisch könnte einiges getan werden. Statt Goethe-Institute zu schließen, sollten neue eröffnet werden, um die Kultur- und Spracharbeit zu fördern. Auch die Zusammenarbeit aller deutschsprachigen Länder ist unerlässlich. Warum gibt es nicht - analog zur *Agence universitaire de la Francophonie* - einen Verbund aller Länder, in denen Deutsch Landessprache oder wichtige Verkehrssprache ist.

Die *Agence universitaire de la Francophonie* setzt sich seit einigen Jahren verstärkt für den Erhalt der Mehrsprachigkeit ein, was langfristig produktiver ist als die Förderung einer bestimmten Sprache.

In diesem Rahmen sei nochmals auf die Forderung der EU hingewiesen, jede Bürgerin und jeder Bürger solle mindestens drei Sprachen beherrschen, die Muttersprache und zwei Fremdsprachen, vorzugsweise die Sprachen der Nachbarn. Für das frankophone Belgien sind dies Niederländisch, Deutsch und Luxemburgisch. Englisch sollte nicht als erste Fremdsprache angeboten werden. Warum halten sich die deutschsprachigen Länder nicht an dieses Grundprinzip?⁴

Zurück zum Denglischen! Der Verein Deutsche Sprache e.V. wehrt sich zu Recht gegen die überflüssigen Anglizismen. Seine Argumentation ist zweifellos stichhaltig. Aber dennoch meine ich, dass man etwas unverkrampfter vorgehen könnte. Das Englische selbst ist ja eine Sprachmischung, in der man tausende französische Wörter findet. Es hat auch in der Geschichte der deutschen Sprache eine Zeit gegeben, wo nicht das Englische, sondern das Französische einen (allzu) starken Einfluss ausgeübt hat, wo man in bestimmten Kreisen statt *sprechen* das Wort *parlieren* verwendete, wo man *promenieren* statt *spazieren gehen* sagte. Aber das hat sich im Laufe der Zeit wieder eingelenkt. Darüber hinaus betrifft die häufige Verwendung englischer Wörter bez. Begriffe vor allem bestimmte Lekte, z.B. die Sprache der Werbung oder die Jugendsprache, also Lekte, in denen sich der Wandel viel schneller vollzieht als in der Gemeinsprache. Der Schweizer Linguist Jürgen Spitzmüller hat das Problem in einem Satz zusammengefasst: Die Bewertung des Sprachwandels bleibt letztlich eine Frage der Einstellung.

Weiterführende Lektüre

qui l'occupe, le titre à la personne qui le porte, etc. ; pour cette raison, l'utilisation ou l'invention de formes féminines n'est pas souhaitable.

⁴ *Plaidoyer pour un bilinguisme précoce français – luxembourgeois ou français – allemand*. In : Publications de la Fondation Jean-Baptiste Nothomb pour le plurilinguisme dans la Région des Trois Frontières 4 (2006) 11-16.

BARTZSCH, Rudolf / POGARELL Reiner / SCHROEDER, Markus, *Wörterbuch der überflüssigen Anglizismen*, Paderborn, IFB Verlag, 2007, 7. Auflage.

LAMMERT, Norbert, Politik und Sprache. Eröffnungsrede zum Symposium der GfdS „Deutsch im vielsprachigen Europa“. In: *Der Sprachdienst* 50 (2006) 6, S. 169-178.

QUASTHOFF, Uwe, Deutsches Neologismenwörterbuch. Neue Wörter und Wortbedeutungen in der Gegenwartssprache, Berlin, De Gruyter, 2007

RIEHL, Claudia Maria, *Sprachkontaktforschung. Eine Einführung*, Tübingen, Narr, 2004.

SIGUAN, Miquel, *Die Sprachen im vereinten Europa*, Tübingen, Stauffenburg, 2001.

SPITZMÜLLER, Jürgen, *Eine Frage der Einstellung? Bewertungen des Sprachwandels in Linguistik und Öffentlichkeit*. In: *Der Sprachdienst* 50 (2006) 2-3, S. 41-54.

STARK, Franz, *Sprache - "Sanftes" Machtinstrument in der globalen Konkurrenz. Wo, wie und wie weit wir Deutsch verteidigen sollen. Zehn Thesen für eine deutsche Sprachpolitik*, Paderborn, IFB Verlag, 2007.

WU, Huiping, *Das Sprachregime der Institutionen der Europäischen Union zwischen Grundsatz und Effizienz*, Bern, Lang, 2005.

Prof. Dr. V. Purzeladse (Tbilissi, Georgien)

Alienation-Seinsart des Textes

Die Postulierung der Sprache als Zweiheit manifestiert sich in zwei Hypostasengesprochener und geschriebener Sprache bzw. mündlicher und schriftlicher Sprache. Die Doppelheit der hauptsächlichen Ausdruckformen der Sprache, die auf dem Unterschied ihres substanziellen Wesens gründet, wird zwar nicht geleugnet, aber inwieweit diese Formen voneinander abhängen oder auseinander gehen, ist noch immer umstritten. Hierzu stehen drei Hypothesen einander gegenüber. Die **Abhängigkeitshypothese** nimmt an, die geschriebene Sprache sei eine sekundäre Ausdrucksform der gesprochenen Sprache und habe kein Recht auf die Eigenständigkeit. Die Vertreter der Autonomiehypothese sind gegen die Annahme, die geschriebene Sprachform als eine sekundäre und folglich minderwertige Erscheinung zu betrachten, und halten sie für einen Forschungsgegenstand eigenen Rechts. Manche von ihnen gehen noch weiter und behaupten, mündliche und schriftliche Ausdrucksformen der Sprache seien zwei unterschiedliche Sprachen. Die **gegenseitige Abhängigkeitshypothese** nimmt Zwischenstellung ein, lehnt nicht ab, dass sich die beiden Sprachformen durch ihre Substanzen unterscheiden, aber dessenungeachtet stellen sie die eben zwei Ausdrucksformen einer Sprache dar, in deren Rahmen sie bestimmte bevorzugte sprachliche Mittel zu gebrauchen und unterschiedliche Funktionen ausüben imstande sind.

In Anlehnung an die gegenseitige Abhängigkeitshypothese möchten wir auf einige Charakterzüge der geschriebenen Sprache eingehen und zeigen, worin ihre Eigenständigkeit besteht, welche von ihren Eigenschaften ihr ermöglichen neben der mündlichen Sprachform das Medium der unmittelbarer schriftlichen Kommunikation zu sein.

Mündliche und schriftliche Formen der Sprache können sich nicht decken, insofern sie ihrem substanziellen Wesen nach nicht gleich sind, als relativ selbstregulierende Systeme funktionieren und die Sprachentwicklung beeinflussen. Die erstere lockert das Sprachsystem auf, die andere stabilisiert die Normenelemente. Das Vorkommen zweier Arten der sprachlichen Tätigkeit fordert zwangsläufig die Auseinanderhaltung der höchsten Einheiten der Kommunikation- des Textes und des Diskurses. Der Text gehört in die Forschungsaufgaben der Textlinguistik, der Diskurs in die der diskursiven Linguistik. Die im Strukturmodell der Sprache traditionell postulierten Basiseinheiten Phonem, Morphem, Lexem, Stilem und entsprechenden linguistischen Disziplinen sind mit Texten und Textlinguistik zu ergänzen.

Das Modell der mündlichen Kommunikation ist einheitlich. Seine Komponenten Kommunikator (der Sprecher), Diskurs (das Medium), Kommunikant (der Hörer) befinden sich in einem Zeigfeld. Die Partner wechseln die Rollen, die Kommunikation verläuft an einem Ort und in einem Zeitraum, die ungeteilt sind.

Der Begriff des Zeigfeldes ist bekanntlich mit dem Namen Karl Bühlers verbunden. Das Kernstück ist hierzu die Origo (der Äußerungsakt) des Zeigfeldes (des deiktischen Feldes)-Ich -Jetzt- Hier-Beziehung. Im Mittelpunkt des Bühlerschen Organon- Modells steht das konkrete Schallphänomen, das phonetische Ereignis, folglich ist das Model auf die gesprochene Sprache abgestellt (BÜHLER 1934,102-120).

Im Gegenstand dazu ist für die schriftliche Kommunikation die Distanzierung der Kommunikationspartner in Zeit und Raum charakteristisch, weshalb sie keinen unmittelbaren Kontakt miteinander haben können. Die schriftliche Kommunikation zeichnet sich durch die Aktivität des Textes aus. Dank seines ontischen Wesens ist der Text imstande, den Kommunikator (Schreiber) zu vertreten und das unmittelbare Beziehungen mit dem Kommunikanten (Leser) anzuknüpfen. Die mündliche

Kommunikation ist einheitlich, unteilbar. Die schriftliche Kommunikation ist entzweigebrochen und verläuft in zwei Phasen.

Vgl. Mündliche Kommunikation

Kommunikator(Sprecher)- Diskurs (Medium)-Kommunikant (Hörer)

Schriftliche Kommunikation

1. Phase

2. Phase

Kommunikator(Schreiber)-Text(Medium)//Text(Substitut des Kommunikators)-
Kommunikant(Leser)

Die unabdingbare Voraussetzung für die mündliche Kommunikation ist die Einheit der Situation und die Anwesenheit der Partner. Die unabdingbare Voraussetzung für die schriftliche Kommunikation ist aber die Spaltung des Kommunikationsprozesses in zwei Phasen und die Distanzierung der Partner in Zeit und Raum. Dem Diskurs als der im deiktischen Feld fungierenden Einheit wird der Text entgegengesetzt. Dieser befindet sich nicht im deiktischen Feld, sondern steht in der schriftlichen Situation als ein eigenständiges graphemisch-graphisches Gebilde da und seine kommunikative Funktion aus. Der Diskurs hat eine kurze Lebensdauer und ist in Zeit und Raum unbegrenzt und stellt ein eigenständiges Gebilde dar, so dass der Kommunikator im Grunde genommen in den Hintergrund tritt und die Wechselbeziehung zwischen dem Text und dem Leser einen unmittelbaren Charakter trägt (Purzeladse 1998, 86-90). In diesem Sinne sprechen manche Hermeneutiker und Semiotiker vor dem Tode des Autors

(Barthes 1989, 384-391). Wegen seiner festen Position im Kommunikationsprozess genießt der Text den Vorrang aktiv zu sein und dem Schreiber sowie dem Leser einigermaßen seinen Willen aufzuzwingen.

Worauf gründet sich die Eigenständigkeit und Aktivität des Textes? Welche Eigenschaften und Faktoren bedingen die allein ihm eigenen Charakterzüge? Es sind dies:

1. Semiotischer Ursprung;
2. Graphemisch-graphisches Substrat;
3. Emanzipation des Alphabets;

Subsummieren wir alle drei Faktoren, so ergibt sich aus ihrer Einordnung eine der wichtigsten Eigenschaften des Textes, die wir Alienation nennen möchten.

Mit „ Alienation“ bezeichnet man üblicherweise einen ökonomischen bzw. juristischen Begriff, nämlich, „ Verkauf“, „ Veräußerung“, es kann jedoch auch „ Entfremdung“ bezeichnen, d. h. die Situation, in der man ein enges Verhältnis zu j-m/etw. haben sollte, man hat keines mehr. In unserem Verständnis beinhaltet die Alienation des Textes den Zustand, wenn der Alienator

(Kommunikator) mit der Abfassung des Textes fertig ist und ihn veröffentlicht. Dank seines ontischen Wesens erlangt der Text die Selbstständigkeit. Er hängt nicht mehr vom Alienator (Kommunikator)ab, der nichts an ihm ändern kann.

Der Text lebt sein eigenes Leben, vertritt den Alienator, löst sich von ihm ab, wird sein Substitut und steht allein dem Leser (Interpretator)gegenüber.

Der Begriff der Alienation ist mit dem Alphabet und Schriftlichkeit verbunden. Die substanzielle Grundlage verleiht dem Text die Haltbarkeit, die ihm die Möglichkeit gibt, lange Zeit fest und strapazierfähig zu bleiben und Jahrhunderte zu überleben.

Der Text wird zum Behälter enormen Wissens und Erfahrungen , die die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte sammelt. Die Grundlage für die Festigkeit und Haltbarkeit

wird aber mittels der graphischen Zeichen geschaffen, die neben den akustischen Zeichen die kleinsten Elemente der Ausdrucksformen der Sprache bilden.

Die Alienation ist Seinsart des Textes. Diese Existenzform unterscheidet den Text grundsätzlich von dem Diskurs. Sie beinhaltet zwei miteinander verbundene Faktoren: den semiotischen und den kommunikativen, die den Text einmal den Rang des Superzeichens und zum anderen den der höchsten kommunikativen Einheit verleihen.

Die Zeichennatur der geschriebenen Sprache wird von niemand mehr bezweifelt (Eco 1994, 23). Dasselbe aber lässt sich nicht vom Text sagen. Was versteht man unter dem „Sprachzeichen“? Wird es nur auf das Graphem angewendet oder auch auf das Wort, den Satz, den Text? Hierbei gehen zwei Meinungen auseinander. Die erste hält für das Sprachzeichen nur ein Graphem, bzw. Phonem, nicht aber die Kombination von Graphem (Morphem). Man spricht miteinander auch von „Wortzeichen“, bleibt jedoch dasselbst stehen und geht nicht weiter (BENWENIST 1974, 69-96). Die Vertreter anderer Ansicht behaupten, die Zeichennatur der Sprache gelte auf allen Ebenen der Sprachstruktur, so dass die Kombination der sprachlichen Zeichen als Zeichen höheren Grades (Superzeichen) betrachtet werden können (Hartmann 1968, 214). Folglich spricht man auch vom Text als Makrozeichen (BASTIAN 1979, 91). Dabei wird die hierarchische Einordnung der Sprachzeichen unterstrichen. Es werden zwei idealisierte oppositionelle Ebenen und Reihen einander gegenübergestellt:

Die gesprochene Sprache

Diskurs
Äußerung
Syntagma
phonetisches Wort
phonetische Silbe
Phonem

Die geschriebene Sprache

Text
Satz
Wortgruppe
graphisches Wort
graphische Silbe
Graphem

Wir teilen die letztere Meinung und halten den Text für ein Superzeichen, das über eigene substantielle Struktur verfügt, die ihm ermöglicht, alieniert zu sein. Die substantielle Grundlage betrachten wir als Substrat des Textes, als seine materielle Basis. Von außen ist der Text ganzheitlich und geschlossen, von innen diskret und offen. Er wird mittels der graphemisch-graphischen Zeichen, die von links nach rechts angeordnet sind, und der von oben nach unten vertikal durch Zeilensprünge gebauten Blöcke zusammengefügt. Die Blöcke vereinigen sich zu Absätzen, diese zu größeren Segmenten usw., bis ein Ganztext fertiggestellt wird.

Als ein diskretes Gebilde hat der Text seine Architektonik, die mit Hilfe der sprachlichen und metasprachlichen Zeichen aufgebaut wird. Architektonische Einheiten sind Teile, Abschnitte, Kapitel, Paragraphen und andere kleinere Sequenzen, die durch verschiedene Symbole, Grapheme, Syngrapheme, römische und arabische Ziffern, Klammern, Sternchen u. a. m. markiert sind.

Mit der Emanzipation des Alphabets, zeichnete sich in der Geschichte der Menschheit und Zivilisation eine Wende ab, die zu den entscheidenden Änderungen führte. Nach der Entstehung der literalen gesellschaftlichen Formationen wurde die schriftliche Kommunikation ein grundlegendes Merkmal des gesellschaftlichen Verkehrs, der nicht nur im privaten Leben der Menschen, sondern auch insbesondere in Bildungswesen, Gesetzgebung, Wissenschaft usw. aufgenommen wurde. Die Vorzüge der schriftlichen Kommunikation, dass man nicht auf die Einzelheiten einzugehen braucht.

Der Text als schriftliche Manifestation der sprachlichen Tätigkeit hat dank seiner Seinsart- der Alienation auch auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe der Zivilisation nicht an seinem Gewicht verloren. Ungeachtet der rapiden Entwicklung

der audio-visuellen Technik nimmt die Bedeutung der schriftlichen Kommunikation nicht ab. Es ist erstaunlich, was man mit Internet alles machen kann. Man denke nur an die elektronische Post. Ein Kommunikationspartner sendet irgendwohin in die Welt einen Brief an den anderen und dieser empfängt ihn fast momentan. Oder: per Computer kommt bekanntlich die Kommunikation mit Hilfe von Passwort zustande. Der Hacker kann in fremde Computer eindringen und geheime Information erhalten. Dabei ist das Passwort doch ein graphisches Zeichen und der Brief ein graphisches Superzeichen, die die Computerkontakte zustande bringen. Und die Kontaktfunktion üben in diesem Fall die sprachlichen Zeichen aus, die sich dank ihres substanziellen Wesens im Zustand der Alienation befinden.

Wir möchten nun unsere Ansichten über die Alienation in einige Schwerpunkte zusammenfassen.

Die Alienation umfasst folgende Handlungen des Alienators/Kommunikators; er

- fixiert seine Kommunikationsabsicht;
- übt die schriftliche Tätigkeit aus;
- produziert den Text;
- alieniert den Text;

In der zweiten Phase wird der Text aktiv, er

- vertritt den Alienator und drängt ihn in den Hintergrund zurück;
- löst sich vom Alienator, wird unabhängig und geht seinen eigenen Weg;
- überlebt Jahre und Jahrhunderte;
- bleibt strapazierfähig;
- ist in Zeit und Raum unbeschränkt;
- knüpft einen Kontakt unmittelbar mit dem Kommunikanten/ Leser/ Interpretator an.

Anschließend möchten wir dem Leser ein Gedicht vorlegen und ihn daran erinnern, in welchem Masse der Text eigenständig und haltbar sein kann. Fast nach zweieinhalb Jahrhunderten fasziniert er den Leser nach wie vor. Der Alienator/Dichter ist schon längst aus der Welt geschieden, das Gedicht aber lebt fort und zahllose Leser und Interpretatoren bekommen einen wirklichen Genuss davon.

Lob der Faulheit
Faulheit , jetzo will
ich dir
Auch ein kleines
Loblied bringen.-
O- -wie -- sau-- er
wird es mir, - -
dich - - nach Würden
- - zu besingen!
doch, ich will mein
bestes tun,

nach der Arbeit ist
gut ruhn.

Höchstes Gut! wer
dich nur hat,
dessen ungestörtes
Leben. - -
Ach! - - ich -- gähn' -

- ich werde matt. - -
Nun - - so - - magst
du - - mir's vergeben,
daß ich dich nicht
singen kann;
du verhinderst mich
ja dran.

Gotthold Ephraim Lessing
(LESSING 1977, 168)

Der Text besteht aus zwei Strophen zu je sechs Zeilen. Der Sinn des Textes ist einmal aus den sprachlichen Zeichen und zum anderen aus den nichtsprachlichen Zeichen (Syngraphemen) zu erraten. Faulheit, das ist der Zustand des Menschen, der dem Fleiß gegenübergestellt wird. Man hat keine Lust etwas zu tun, aktiv zu sein. Ihr Hauptmerkmal ist die Trägheit. Trägsein heißt sich nicht bewegen, nichts unternehmen. Die einzige Tätigkeit (wenn man es so nennen darf), die man bei der Faulheit ausüben kann, ist das Gähnen.

Der topologische Rahmen des Textes ist in zwei Mikrotextrn eingeteilt. Der erstere gibt die Absicht des Kommunikators wieder, ein Loblied auf die Faulheit anzustimmen. Der Leser wird gespannt, auf welche Weise der Dichter sein Vorhaben in die Tat umsetzt. Der zweite Mikrotextr überrascht den Leser. Die Faulheit mit Faulheit zu besingen ist unmöglich, so der Dichter. Der Leser wird enttäuscht und zugleich zufrieden gestellt, insofern der Verzicht auf das Vorhaben ein Gedicht zu verfassen durch sprachliche Zeichen zum Ausdruck gebracht wird, und der Text entsteht doch zwischen zwei Polen von Absage und Zusage. Der Leser zaudert entsprechend zwischen Missfallen und Gefallen. Die Spannung dauert bis zu den letzten Zeilen des Textes. Und der Leser sieht, dass der Dichter den Verzicht auf sein Vorhaben leistet, indem er zwei Strophen dichtet, die doch der Faulheit als Loblied gewidmet sind.

Was graphemisch-graphische Schicht des Textes anbetrifft, so ist sie pointiert. Je zwei Zeilen- die dritte und die vierte – sind in beiden Strophen zerhackt. Die durch die Gedankenstriche entstandenen räumlichen Abstände zwischen den Wortzeichen werden als Gähnen wahrgenommen. Diese Syngrapheme machen den Gedankengang, bzw. die Sprache langgezogen und schlaff. So entsteht die Wirkung, als dichte man und gähne man zu gleicher Zeit.

In der ersten Zeile des Textes ist das Wortzeichen „jetzo“ als Pointierungsmittel gebraucht. Es hat eine archaische Stilfärbung, wirkt aber nicht befremdend, weil seine Bedeutung nicht verdunkelt und für den heutigen Leser verständlich ist. Der Form nach weicht es nur unbedeutend von den gegenwärtigen Form „jetzt“ ab. Außerdem ist dieses Wortzeichen auch in die Wörterbücher der deutschen Gegenwartssprache aufgenommen, so dass es dem Leser auch im 21. Jahrhundert bekannt sein sollte.

Der von uns durchgeführte Versuch der Auslegung des Textes dürfte nicht zu anspruchsvoll bewertet werden. Wir akzeptieren, dass unterschiedliche Interpretationen ein und desselben Textes zulässig sind und alle Varianten für gerechtfertigt angesehen werden dürfen, zumal das Verständnis des Textes nur approximativ sein kann.

Literatur

1. Barthes R., (1989). Gesammelte Werke. Semiotik, Poetik. Progress. Moskau. (Russisch)

2. Bastian S.,(1979). Die Rolle der Präinformation bei der Analyse und Übersetzungen von Texten. In: *Übersetzungswissenschaftliche Beiträge* 2. hsg.,v. Otto Kade. VEB Enzyklopädie. Leipzig;
3. Benwenist E., (1974). *Allgemeine Linguistik*. Progress. Moskau. (Russisch);
4. Bühler K., (1934). *Sprachtheorie*. Gustav Fischer. Jena;
5. Eco U., (1979). *Einführung in die Semiotik*. Wilhelm Fink. München;
6. Hartmann P., (1968). Zum Begriff des sprachlichen Zeichens. *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*. B.21-H.3/4. Akademie-Verlag. Berlin;
7. Purzeladse V., (1998) *Text als schriftliche Manifestation der sprachlichen Tätigkeit*. Samschoblo. Tbilissi.(Georgisch);
8. Lessing G. Eph., (1977). *Lob der Faulheit*. Lesebuch. Ernst Klett. Stuttgart;

Dr. Stefanie Schäfers (Paderborn, Deutschland)

Mit „pragmatischen Paradoxien“ überzeugen

Eine textlinguistische Untersuchung der Sprachstrategie sufistischer Erzählungen

1. Vom Nutzen pragmatischer Paradoxien

(1) „Ein Bettler klopfte an eine Türe und bat um eine Gabe. Der Eigentümer kam heraus und sagte: ‚Es tut mir leid, aber es ist niemand zu Hause.‘ ‚Ich möchte auch niemanden sehen,‘ sagte der Bettler, ‚ich möchte etwas zu Essen.‘“ (Shah 1986: 88)

Diese Anekdote mag oberflächlich betrachtet wie ein einfacher Sprachwitz erscheinen; bei genauerer Reflexion begreift man jedoch die Raffinesse in der Antwort des Bettlers, der scharfsinnig auf die offensichtliche Ausrede, sogar Lüge eines reiches Hausbesitzers kontert, als dieser ihm eine Spende verweigert und sich ihm gegenüber damit unsozial verhält. Die Situation trägt, im ganz alltäglichen Verständnis, „[...] einen [scheinbar] unauflöschlichen Widerspruch in sich [...], der] widersinnig; widersprüchlich [erscheint ...].“ (Duden Universalwörterbuch 1989: 1119). Aus sprachwissenschaftlicher Sicht liegt hier genauer die kunstvoll konstruierte Kommunikationssituation einer pragmatischen Paradoxie als Sonderform der Argumentation vor⁵: Der Bettler durchschaut die Aussage des Mannes, den der Leser als „Eigentümer“ benannt bekommt, und „blamiert“ ihn: ganz gleich, wie er nun in Folgenden reagieren würde, er wäre in der Kommunikationssituation „gefangen“. Er gäbe dem Bettler Recht, wenn er sich einfach zurückzöge, jedoch ebenso, wenn er ihm nun eine Spende gäbe.

Ausgehend von Watzlawicks et al. bekannter Theorie „pragmatischer Paradoxien“ werden wir im Folgenden daher mit Hilfe einer linguistischen Textanalyse „Narren“-Geschichten mit der Hauptfigur des „Mulla Nasrudin“ aus der islamischen Tradition des Sufismus untersuchen. Hierin führt die Hauptfigur dem Leser raffinierte Sprachstrategien vor Augen, mit deren Hilfe er ihn zum Nachdenken über das Leben anregen will. Getarnt als alltägliche kommunikative Missverständnisse konstruiert der Narr „entwaffnende“ Argumentationsstrategien, indem er seine Kommunikationspartner, die der Aufrichtigkeit seiner Aussagen vertrauen, absichtlich in die „unhaltbare Situation“ einer Doppelbindung versetzt. Unsere Untersuchung erweitert dabei die ursprüngliche Definition“ pragmatischer Paradoxien“ nach Watzlawick et al. (1990) aus Sicht der Wissenschaftstheorie und der Sprechakttheorie.

2. Definition pragmatischer Paradoxien

2.1. Paradoxien als Sonderform der Argumentation

Aus linguistischer Sicht wird eine Paradoxie in der Regel semantisch⁶ der Argumentation⁷ zugeordnet, die in sich einen Widerspruch aus herleitbaren Einzelaussagen enthält:

The semantic paradoxes are a family of argument or proofs. A ‘paradox’ or ‘antinomy’ is an argument in which a contradiction is logically derived from apparently unassailable and fundamental principles. A ‘semantic’ paradox is a proof of the logical inconsistency of certain laws governing such

⁵ Da wir, ausgehend von der Fiktion der Erzählung, postulieren, dass diese Paradoxie vom Autor als „absichtlicher“ Sprechakt formuliert wird, kommt hier nicht der Untersuchungsgegenstand von Vorwürfen- oder Rechtfertigungs-Interaktionen als Methode der Analyse in Frage, wie ihn beispielsweise Fritz und Hundsnurscher (1975) in der Konversationsanalyse betreiben.

⁶ „Semantic paradoxes“ (Cargile 1979: 226) bestehen auch aus den drei Schritten einer Paradoxie, wie wir sie definieren – zwei Prämissen und einer widersprüchlichen Schlussfolgerung.

⁷ Zum Teil wird die Paradoxie dabei nicht explizit benannt, sondern als widersprüchliche „Subsumption“, so bei Schlesinger et al. (2001: 39).

semantic notions as ‘truth’, ‘denotation’, or ‘definition’. A central task for anyone constructing a semantic theory relying upon any of these notions must be devising some way of averting the semantic paradoxes [...].” (Koons 1994: 2930)

Die Geschichte der Paradoxie geht dabei zurück bis in die Antike und erreichte seine Blüte in der Rhetorik der Aufklärung; schon der etymologische Hintergrund des Begriffes „Paradoxie“ weist auf die gedankliche Herausforderung paradoxer Kommunikationssituationen hin:

“paradox ‚der allgemein üblichen Meinung entgegenstehend; widersinnig‘: Das Adjektiv wurde im 17.Jh. aus spätlat. Paradoxus entlehnt, das seinerseits aus griech. paradoxos ‚unerwartet, sonderbar‘ übernommen ist. Dies ist eine Bildung zu griech. Par im Sinne von ‚gegen, entgegen‘ [...] und griech. δόξα ‚Meinung‘ [...].“ (Duden Etymologie 1989: 509)

Ähnlich finden wir im Grimm’schen Deutschen Wörterbuch unter dem Stichwort „paradox“ die Merkmale „der gewöhnlichen ansicht widerstreitend, widersinnig, befremdlich, sonderbar“ (Grimm 1889: 92; die Kleinschreibung ist vorgegeben) oder, noch einmal bei Koons:

“[...] the diagonal argument [...] includes a method for constructing, given an infinite list of infinite sequences, an infinite sequence which does not belong to the list.” (Koons 1994: 2931) [...]

Alle Definitionen zeigen damit den Widerspruch zu einer allgemeinen Ansicht hin – ein Aspekt, den man im Hinblick auf die In-Frage-Stellung gewohnheitsmäßiger Meinungen als durchaus positiv bewerten kann, wie zu zeigen sein wird.

Aus Sicht der formalen Logik⁸, wie sie schon bei Koons angedeutet wird, besteht eine Paradoxie aus drei Schritten. Zunächst wird von einem Sprecher aus eine Prämisse formuliert, die von ihrer Aussage her annehmbar ist. Eine zweite Prämisse (die auch in der ersten enthalten bzw. über sie handeln kann und als „Hintergrundwissen“ mitgedacht werden kann) folgt, die ebenfalls für sich besehen keine Verwunderung hervorrufen würde.

Diesen Ansatz des Dreischrittes kennen ebenso Watzlawick et al. (1990)⁹, denn sie halten „pragmatische Paradoxien“ für ein weit verbreitetes Phänomen, das nicht nur „eine faszinierende Beschäftigung für den Logiker oder den Wissenschaftsphilosophen“ (Watzlawick et al. 1990: 179) darstelle, sondern eine „Angelegenheit von unmittelbarer praktischer Bedeutung für den Geisteszustand der Kommunikanten“ (ebd.) sei.¹⁰ Wie Hagenbüchle herausstellt, war es dann auch das Verdienst Watzlawicks et al., diesen Themenbereich *kommunikativ* näher zu untersuchen, denn „er benutzt erstmals den Ausdruck ‚pragmatische Paradoxie‘ für den Bereich der Kommunikationswissenschaft.“ (Hagenbüchle 1992: 33f.) Schon Linke et al. bemerken allerdings, dass dies nur auf sei „eingängige Weise, allerdings nicht aus linguistischer Perspektive“ (Linke et al. 1994: 172) geschehe – vielleicht, weil Watzlawick et al. ursprünglich aus *therapeutischer* Sicht an die menschliche Kommunikation herangingen.¹¹

⁸ Vgl. auch Hofstadter 1993, Domeisen 1990, Tugendhat und Wolf 1986, Bochenski 1978.

⁹ Aufgrund der bekannten und gut umgesetzten deutschen Übersetzung ihres Werkes „Menschliche Kommunikation“ (1990) verzichten wir auf Belege aus dem englischen Original von Watzlawick et al. (1967) und gehen an späterer Stelle nur auf eine Übersetzungsschwierigkeit bei der Unterscheidung von Antinomien und Paradoxien ein.

¹⁰ Einen nur groben Überblick über das Thema des Paradoxen bei Watzlawick et al. gibt Huber (1992: 146ff.).

¹¹ Wir schließen die Untersuchung schizophrener Verhaltensmuster, wie sie nach Watzlawick (1966) bei einer chronischen Erfahrung von Doppelbindungen auftreten sollen, in den folgenden Ausführungen aus, da sie thematisch zu weit führen würde. Zur Anwendung klinisch motivierter sprachpragmatischer Themen siehe weiterführend Glindemann (1995).

Entsprechend den Bereichen der logischen Syntax, der Semantik und der Pragmatik existieren nach Watzlawick et al. drei Untergruppen von Paradoxien, und zwar die logisch-mathematischen Paradoxien (Antinomien¹²), die paradoxen Definitionen (semantische Antinomien) und schließlich die „pragmatischen Paradoxien“ (vgl. auch Linke et al. 1994: 174). Diese zuletzt genannten Paradoxien sollen uns im Folgenden näher beschäftigen:¹³

„Eine Paradoxie läßt sich als ein Widerspruch definieren, der sich durch folgerichtige Deduktion aus widerspruchsfreien Prämissen ergibt.“ (Watzlawick et al. 1990: 171f.)

Wir verstehen die Aussage Watzlawicks et al. über die „widerspruchsfreien Prämissen“ als getrennt stehende Prämissen, die als wahr oder falsch beurteilt werden können, ohne bereits von ihrer Anlage her widersprüchlich zu sein¹⁴ – dennoch bleiben sie thematisch miteinander verbunden. In einem dritten Schritt lässt sich nun jedoch eine gedankliche Schlussfolgerung aus den beiden Aussagen ziehen, die unannehmbar erscheint und als „unlogische“ Konsequenz das „Stutzen“ des Rezipienten erregt.¹⁵ Hagenbüchle umschreibt dies als

„besonders intensive[...] Wirkung auf den Rezipienten (persuasio), wobei die Skala vom Unerwarteten und Schockierenden bis hin zum Wundersamen und Bewunderswerten (admirabilis) reicht [...]“ (Hagenbüchle 1992: 31)

So bewirke man eine „Denkbewegung“ (ebd. 41) im Sinne einer „rekursive[n] Schleife“ (ebd. 33):

„Der Rezipient – darin liegt der Appellcharakter des Paradoxons – wird dazu überredet, seine Auffassung von sich selbst und der Welt, also seine impliziten Präsuppositionen, neu zu überdenken.“ (ebd. 41)

Dementsprechend kann man bei der Schlussfolgerung nach Öhlschläger von einer Schlusspräsupposition sprechen, denn:

„Wer argumentiert, [...] behauptet, um damit die Wahrheit eines anderen Satzes bzw. einer andern Proposition [...] zu stützen, präsupponiert, daß [...] (2) aus (1) folgt, d.h., daß eine entsprechende Proposition wie (3) [...] wahr ist [...]“ (Öhlschläger 1979: 88)

Entsprechend lässt sich eine Paradoxie aber auch lösen:

- 1) eine oder beide Prämissen(n) werden abgelehnt,
- 2) der Gedankengang, den man bei der Verknüpfung der beiden Prämissen zog, kann revidiert werden oder
- 3) man lässt sich von der „paradoxen Schlussfolgerung“ überzeugen.

Ähnlich formuliert dies auch Sainsbury¹⁶:

„Eine scheinbar unannehmbare Schlußfolgerung, die durch einen scheinbar annehmbaren Gedankengang aus scheinbar annehmbaren Prämissen abgeleitet ist. [...] Also haben wir

¹² Eine differenzierte Definition von Antinomien zeigt Vollmer auf, der den Begriff als im Englischen synonym zu „paradoxes“ (Vollmer 1992: 161) aufzeigt, was die Übersetzungsschwierigkeit nach Watzlawick et al. bzw. deren Unschärfe in der Abgrenzung von den von uns untersuchten Paradoxien erklären könnte. Vollmer begreift schließlich Paradoxie als Oberbegriff für Antinomien, bei denen „beide Seiten [einer Kommunikationssituation] gleich gute Begründungen [für ihre Ansichten] haben“ (ebd. 161).

¹³ Die allgemeine Definition für Paradoxien auch aus anderen Bereichen wie der Logik oder Mathematik, wie sie Falletta aufstellt, ist für unsere sprachwissenschaftliche Untersuchung zu ungenau, dennoch sei sie an dieser Stelle knapp zitiert: „1. Eine Behauptung, die widersprüchlich scheint, tatsächlich aber wahr ist. 2. Eine Behauptung, die wahr scheint, tatsächlich aber einen Widerspruch enthält. 3. Eine logische Beweiskette, die zu widersprüchlichen Schlußfolgerungen führt.“ (Falletta 1985: 9).

¹⁴ Auch Vollmer (1992: 162) verweist darauf, dass die Beurteilung, ob eine Aussage als wahr oder falsch anzusehen ist, aus logischer Sicht irrelevant ist. Koons äußert sich metaphorisch zu der Abhängigkeit der Aussagen zueinander: “[...] the Interpretation of 'is true' ostinates as more and more improvements are made, until a stabilization point is reached, at which every sentence which will ever stabilize has already stabilized.” (Koons 1994: 2931). Eine ausführliche Darstellung bietet er auch in Koons (1992).

¹⁵ Bekannte Untersuchungen zu diesem Aufbau von Paradoxien führte der Mathematiker Russell (z.B. 1953) durch; da uns für unser Gebiet der Linguistik seine Beispiele jedoch zu weit weg in die Gedankenwelt der Naturwissenschaften führen, stellen wir seine Ausführungen an dieser Stelle nicht explizit dar.

¹⁶ Wir stützen uns im Folgenden auf die deutsche Übersetzung bei Sainsbury (1993) auf Grundlage seines englischen Originals (Sainsbury 1988).

allgemein die Wahl: Entweder ist die Schlußfolgerung gar nicht wirklich unannehmbar, oder aber der Ausgangspunkt bzw. der Gedankengang hat eine Schwäche, die nicht offen zutage liegt.“ (Sainsbury 1993: 7f.)

Wir gehen davon aus, dass bereits die Verwunderung, die eine Paradoxie hervorruft, ihren Sinn ausmacht. Das spräche zudem für die literarische Qualität paradoxer Erzählungen, denn, so Geyer, hier geschehe eine Annäherung „zwischen logischem Ernst und ästhetischem Spiel“ (Geyer 1992: 13), die Paradoxie sei eine „Ästhetik der Überraschung“ (ebd. 12), die, um es anders zu belegen, auf eine „höhere“ (Meyers 1995: 263), auf „verborgene Wahrheiten“ (Plett 1992: 90) verweise. Der Hörer, so Hagenbüchle, ändere durch sie seine innere Einstellung zu einem Thema:

„Die Radikalität des Widerspruchs – dies sein performativer Aspekt – tendiert dazu, eine Neubestimmung der involvierten Termini zu erzwingen [. Notwendigerweise ruft dies beim Leser oder Zuhörer ...] eine Denkbewegung [hervor], die die fest gefügten Bedeutungsgrenzen als Vorurteile in Frage stellt. Der Rezipient – darin liegt der Appellcharakter des Paradoxons – wird dazu überredet, seine Auffassung von sich selbst und der Welt [...] neu zu überdenken.“ (Hagenbüchle 1992: 41)

2.2. Paradoxien als „unhaltbare Situationen“

„Pragmatische Paradoxien“ lassen sich nach Watzlawick et al. nach paradoxen Handlungsaufforderungen und paradoxen Voraussagen unterscheiden.

Paradoxe *Handlungsaufforderungen* müssen dabei drei Voraussetzungen erfüllen:

1. Eine bindende komplementäre Beziehung [...].
2. Innerhalb dieser Beziehung wird ein Befehl (eine Handlungsaufforderung) gegeben, der befolgt werden muß, aber nicht befolgt werden darf, um befolgt zu werden. [...]
3. Der die inferiore Position in dieser Beziehung einnehmende [...] [Mensch] kann den Rahmen der Beziehung nicht verlassen oder die Paradoxie dadurch auflösen, dass er über ihre Absurdität kommentiert, d.h. metakommuniziert [...].“ (Watzlawick et al 1990: 179)

Wir haben es dabei mit der so genannten „unhaltbaren Situation“ (ebd. S. 179) zu tun. Eine paradoxe Handlungsaufforderung wie „Sei spontan!“ (ebd. S. 184) enthalte, so die Autoren, z.B. gleichzeitig die unvereinbaren Aussagen über sich selbst und dessen Negierung¹⁷ – dem Befehl, spontan zu sein, zu folgen, hieße, eben *nicht* spontan zu handeln. Wenn der Adressat der Mitteilung nicht aus dem Kontext der Mitteilung entfliehen kann, weil er nicht metakommunizieren darf (er hat z.B. einem Befehl zu folgen) und er sich auch der *Beziehung* zu seinem Gesprächspartner nicht entziehen kann (er ist inferior, ihm sozial untergeordnet), merkt der Rezipient:

„[...] die Mitteilung selbst ist paradox. Diese Situation kann für den Empfänger oft noch weiter durch das mehr oder weniger ausgesprochene Verbot erschwert sein, des Widerspruchs oder der tatsächlichen Zusammenhänge gewahr zu werden.“ (ebd. S. 196)

Die Differenz zwischen den eigenen, als „richtig“ empfundenen Wahrnehmungen, dass ein Widerspruch vorliege, und der „erwarteten“ Wahrnehmung, dass eine sinnvolle Reaktion auf die Aufforderung möglich sein müsse, bestimmt die Doppelbindung mit einer starken Verhaltenseinengung der betroffenen Person. Es scheine, so Watzlawick et al., keine Auswahl von Alternativen möglich „und ein selbstverewigender, oszillierender Prozeß [...] werde] in Gang gesetzt“ (ebd. S. 201), oder, wie es an anderer Stelle heißt: „Doppelbindungen sind also nicht einfach widersprüchliche, sondern wirklich paradoxe Handlungsaufforderungen.“

¹⁷ Eine detaillierte Analyse zu der Negation in Paradoxien führen Ducrot und Carel durch. Ihr Arbeitsbegriff lautet: „Notre définition du paradoxe suppose que l'on admette l'idée d'une argumentation intrinsèque à certains expressions de la langue. Notamment, pur que A DONC B soit paradoxal, il faut que A ait une vocation particulière à entrer dans les suites du type A PORTANT B et A C DONC NON-B, et non pas dans celles du type A DONC B. [...] Elle ne signifie évidemment pas que A DONC B est impossible puisque le paradoxaux existent e que, pour notre malheur, nous les avons rencontrés.“ (Ducrot und Carel 1999: 27).

(ebd. S. 199) Somit akzeptiert der Rezipient als (eingeschränkte) Reaktionsmöglichkeiten entweder die Suche nach von ihm übersehenen Möglichkeiten oder leistet der Aufforderung einfach so gut es geht Folge. Eine dritte Chance wäre das „Sich-Selbst-Isolieren“, wie es die Autoren anhand schizophrener Verhaltensweisen aufzuzeigen versuchen. (vgl. ebd. S. 202 f.)¹⁸
Der zweite Bereich der paradoxen *Voraussagen* enthält sich ausschließende sprachliche Voraussagen erstens der Objekt- und zweitens der Metaebene, die in einem gesetzten Rahmen geäußert werden. Auch sie lassen eine Zwangslage der eingebundenen Person entstehen, weil sie nicht weiß, wie sie die Voraussage deuten soll. (vgl. ebd. S. 203 ff.)¹⁹

3. Kritik an Watzlawicks et al. Definition „pragmatischer Paradoxien“

Schülein reduziert eine pragmatische Paradoxie auf die Definition: „[...] in sich widersprüchliche Kommunikation, verbunden mit der Ausschaltung von Metakommunikation“ (Schülein 1977: 83) und behauptet, einzig durch die Zuhilfenahme seiner Beispiele aus der Mengenlehre gelinge es Watzlawick et al., seine Theorie überhaupt interessant zu machen. Die Autorin kritisiert, die Unterscheidungen von Paradoxien seien nur thesenhaft grammatikalisch (vgl. ebd. S. 83 f.) und verdeutlicht dies an den bei Watzlawick et al. aufgeführten fehlenden Wahlmöglichkeiten:

„Daß dabei einmal von ‚logischen‘, zum anderen von ‚tatsächlichen‘ Möglichkeiten gesprochen wird, ist das unfreiwillige [sic!] Eingeständnis, daß praktische Realität der wesentliche Bezugspunkt ist.“ (ebd. S. 84)

Schülein vermisst die Einbeziehung „gesellschaftliche[r] Praxis als [...inhaltlichem] Bezugspunkt“ (ebd. S. 85) ohne dem Gewaltmoment einer Kommunikationssituation. Paradoxien seien damit nicht mehr als ein Abbild „verzerrter Kommunikationsstrukturen“ (ebd. S. 98).

Der Linguist Ziegler unterzieht Watzlawick et al. einer methodologischen und begrifflichen Kritik. Auch er meint, die Beispiele seien nur konstruiert, nicht nach Objekt- und Metasprache differenziert. Die Belege seien ein Versuch diese in das "wirkliche Leben" (Ziegler 1977: 91; Ziegler verzichtet auf die Großschreibung) einzubetten. So könnten sie „wegen ihrer widersprüchlichkeit keinem wahren Sachverhalt entsprechen.“ (ebd. S. 92) Des Weiteren kritisiert Ziegler, dass in den drei Bestandteilen einer „unhaltbaren Situation“ nicht zwischen den dort angesprochenen unterschiedlichen Ebenen (allgemeiner Situation, besonderer Situation und einer Mitteilung) unterschieden werde. (vgl. ebd. 93) Watzlawick et al. verfangen sich bereits in ihrer Paradoxie-Definition selbst in einer Paradoxie:

„[...] entweder es lassen sich aus irgendwelchen Prämissen eine Aussage und ihre Negation ableiten, dann sind die Prämissen nicht widerspruchsfrei, oder die Prämissen sind tatsächlich widerspruchsfrei, und ein Widerspruch ist nicht ableitbar.“ (ebd. S. 98)

Letztlich verwirft auch Ziegler jedoch das allgemeine Phänomen von Paradoxien nicht ganz:

„Bei einer Paradoxie handelt es sich um einen kontradiktorischen, d.h. logischen Widerspruch zweier Aussagen, denen beide - wodurch auch immer begründet - die Eigenschaft, wahr zu sein, zukommt. Eine Paradoxie verletzt deshalb das logische Gesetz vom ausgeschlossenen Widerspruch [...]. (ebd. S. 94)

Wahre oder falsche Aussagen in einer Antinomie müssten sich damit nur auf formal-logischer Ebene negieren. (vgl. ebd. S. 94)

Einen „stilistischen“ Zugang zu Watzlawicks et al. Werk verschafft sich Meister, denn er bemängelt den „gekonnt suggestive[n] Stil Watzlawicks“ (Meister 1987:

¹⁸ Dass dieser Ansatz noch immer in der Psychologie diskutiert wird, belegt Simon (1992).

¹⁹ Eine ausführliche Interpretation der bei Watzlawick et al. exemplarisch vorgestellten Voraussage-Paradoxie einer unangekündigten Prüfung findet sich bei Kirkham (1991).

1). Dabei führt auch er – in Anlehnung an Ziegler - die eigentlich unkorrekte Formulierung der Paradoxie-Definition an. (vgl. ebd. S. 124 f.) Die „pragmatischen Paradoxien“ gründen sich, so Meister, auf den von Watzlawick et al. herausgestellten Zweifel, den einige Paradoxie-Beispiele beim Leser hinterlassen sollen. Er sieht diese Technik als Umgehen der eigentlich eindeutigen Auflösung der Geschichten mit Hilfe der Mathematik und Logik an: „eine theoretische Begründung der pragmatischen Paradoxie [ist] nicht möglich [...] (es gibt sie nämlich nicht) [...]“ (ebd. S. 127) Watzlawick et al. hätten die „pragmatischen Paradoxien“ nicht aus der Schizophrenie-Untersuchung *hergeleitet*, doch plötzlich seien sie mit Paradoxien „als miteinander identisch anzusehen“ (ebd. S. 128). Eine Paradoxie bleibt für Meister eine einfache Kontradiktion, die

„[...] nichts bewirkt und schon gar nicht eine adäquate Reaktion verhindert. Wenn nämlich kein Gewaltverhältnis besteht, hat die Paradoxie nichts Bedrohliches an sich: Man kann sie ignorieren [...], über sie sprechen oder die Beziehung verlassen.“ (ebd. S. 129)²⁰

Girgensohn-Marchand untersucht Watzlawick et al. im Hinblick auf psychologische und sozialpsychologische Erkenntnisse, die die vorgestellte Kommunikationstheorie entweder als widersprüchlich oder zu hoch gegriffen erscheinen lassen. Sie setzt in ihrer Analyse die Ergebnisse von Ziegler und Meister voraus und kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, dass sich die Paradoxien auflösen ließen. Für sie bestehen sie aus einer „Aufforderung zu zwei widersprüchlichen Verhaltensweisen [...]“ (ebd. S. 71) Mit Hilfe der Sprechakttheorie²¹ seien unterschiedliche Interpretationen des Gesagten möglich. (vgl. ebd. 71 f.) Erst der „Kontext von Gehorsam und Gewalt“ (ebd. S. 73) lasse die Person in der Paradoxie-Geschichte eine Zwangslage spüren, die Watzlawick et al. als „unhaltbare Situation“ bezeichneten. Girgensohn-Marchand postuliert, dass sich die „Paradoxa immer als widersprüchliche Handlungsaufforderungen auflösen lassen“ (ebd. S. 77) und gesteht höchstens den Familien mit schizophrenen Patienten eine äußerst verwirrende Kommunikation zu. Ansonsten sei die Doppelbindung nicht empirisch nachweisbar (vgl. ebd. S. 80), eine paradoxe Handlungsaufforderung sei „die Aussage und die ihr folgende unvereinbare Aussage über die Aussage.“ (ebd. S. 77)

4. Zwischenfazit und erweiterte Definition

Die vorgestellten Kritiken an der These der „pragmatischen Paradoxie“ nach Watzlawick et al. umfassen Ansatzpunkte, die uns zu einer Erweiterung des ursprünglichen Arbeitsbegriffes führen.

Schüleins Vorschlag einer gesellschaftlich-historischen Betrachtungsweise²² wird bei der Analyse sufistischer, paradoxer Geschichten insofern zum Tragen kommen, als dass die Erzählungen über einen rein situativen Zusammenhang hinaus, nämlich auf dem Hintergrund der islamischen Mystik, in den Blick genommen werden sollen. Ziegler gibt uns den Anstoß, Paradoxien durch eine erweiterte methodologische Definition zu beschreiben, und zwar aus sprachwissenschaftlicher

²⁰ Anders formuliert, aber von der Idee her ähnlich schlägt Koons vor, zwischen sinnigen und unsinnigen Aussagen zu unterscheiden und Paradoxien, wenn sie dem Empfänger der Botschaft unsinnig erschienen, einfach nicht als „relevant“ (Koons 1994: 2933) anzusehen.

²¹ Zur Sprechakttheorie in der (mündlichen) Konversationsanalyse siehe auch Schoenthal, die auf die Schwierigkeit der Unterscheidung von Befehlen und Aufforderungen hinweist und als entscheidendes Moment ebenfalls den Grad der „Herrschaft des Sprechers über den Hörer“ (Schoenthal 1979: 63) benennt, den wir im Folgenden besonders berücksichtigen wollen.

²² Carel führt bei ihrer Untersuchung semantischer Paradoxien sogar einen neuen Arbeitsbegriff ein, um den gesellschaftlichen Aspekt ihrer Analyse zu betonen, denn die Paradoxie ist für sie: „[...] une opinion contraire à l’opinion comue: nous parlerons alors d’ESP ‚expression socialement paradoxale’“. (Carel 1999: 6)

Sicht, indem wir die Anekdoten gemäß der Sprechakttheorie²³ (siehe auch Girgensohn-Marchand) analysieren. In Anlehnung an Meister sollen bei der Beschreibung von Paradoxien im Weiteren genaue (sachliche) theoretische Begründungen benannt werden:

Als *Arbeitshypothese* definieren wir „pragmatische Paradoxien“ als eine von einem Sprecher 2 bewusst sprachlich konstruierte Äußerung, die als Reaktion auf eine von einem Sprecher 1 gegebene Äußerung in einer bestimmten Kommunikationssituation diesen in der „unhaltbaren Situation“ einer Doppelbindung festhält. Interpretiert man diese Paradoxie, gelangt man zu einer „höheren Wahrheit“, die hinter der Geschichte steht.

Neben der Proposition, Illokution und Perlokution können wir einzig den Äußerungsakt nicht näher untersuchen, der aufgrund der Übersetzung²⁴ nicht mehr dem Original entspricht. Die entscheidenden sprechhandlungsbezogenen Ausdrücke sind jene der direktiven AUFFORDERUNG und repräsentativen VORHERSAGE. Gemäß den Sprechaktregeln, vor allem jener der Aufrichtigkeit („Was der Sprecher sagt, ist aufrichtig, wahr, ehrlich gemeint“, Heusinger 1995: 15f.) verweisen bereits Ehlich und Martens auf das „double-bind“ (Ehlich und Martens 1972: 377) und stellen dar, dass Sprechhandlungen der AUFFORDERUNGEN im Rahmen der paradoxen Handlungsaufforderungen zwei unterschiedliche illokutive Akte in Bezug auf den gleichen propositionalen Gehalt einer Aussage besäßen. Beide Illokutionen würden aufgrund der Aufrichtigkeitsregel vom Hörer als ernst gemeinte Aufforderung verstanden. (vgl. ebd. S. 390) Die Autoren setzen sich damit von der von Watzlawick et al. propagierten Unterscheidung einer Objekt- und einer Metaebene ab²⁵:

„Der Widerspruch liegt auf der illokutiven Ebene. Er besteht darin, daß zwei miteinander unvereinbare illokutive Qualifizierungen oder Charakterisierungen gleichzeitig mit dem Anspruch aufrechterhalten werden, gültig zu sein, das heißt in das Handeln des Kommunikationspartners einzugreifen.“ (ebd. S. 391)

Damit liegt die Frage auf der Hand, ob nicht die „Aufrichtigkeit“ eines Sprechaktes und das „Vertrauen“ in die Aussage einer inferioren Person, wie es Watzlawicks et al. benennen, als identisch angesehen werden können. Die Sprachhandlung ist dabei streng abzugrenzen von einer Täuschung, einer „Verschleierung der wirklichen Verhältnisse“ (Maas und Wunderlich 1972: 242), sondern beruht auf den Voraussetzungen der Kommunikationssituation. Dort leitet der Handelnde aktiv Bedingungen ein, die die Täuschung ermöglichen (vgl. ebd. 242) oder nimmt von Vorneherein an, der Aufgeforderte könne die Aufforderung ohnehin nicht erfüllen (vgl. ebd. 244). Nur dann, wenn der Hörer von der Aufrichtigkeit der Aussage des Sprechers ausgeht, ergibt sich eine „unhaltbare Situation“:

„Beim Anordnen und Befehlen tritt die zusätzliche Einleitungsregel hinzu, daß S [der Sprecher] H [dem Hörer] gegenüber in einer überlegenen Position sein muß.“ (Searle 1994: 100).

²³ Zu „Handlungen mit der Sprache“ (Titel des Aufsatzes) und der Mehrdimensionalität von Texten siehe Luukkainen (1988). Einen Überblick über die Definition von Sprachhandlungen auch über Austin (1979) und Searle (1990; 1994) hinaus sowie eine Kritik an diesen bieten umfassend beispielsweise Harras (2004), auch schon Vater (1996) oder Schlieben-Lange (1975). Eine gute Zusammenfassung der Geschichte der Sprechakttheorie sowie deren Grundbegriffe findet sich bei Linke et al (1994): 189ff.). Zur Kritik an Searle und Austin allein bei ihrer Unterscheidung von illokutiven und perlokutivem Sprechakt siehe Bremerich-Vos (1981).

²⁴ Auch aus diesem Grund, aber auch Gründen der notwendigen Reduktion verzichten wir daher auf eine Analyse der Argumentverlinkungen, wie sie bei Wunderlich (2002) vorgenommen wird.

²⁵ Auch Huber bestätigt diese These: „So kann ein Sprechakt mißglücken, wenn der Hörer ein anderes Bild, einen anderen Sinn erkennt als den, den der Sprecher beabsichtigt.“ (Huber 1992: 146) Diese Gesprächsregel bedingt eine regelrechte Sprachstrategie, wie sie Fritz in Analogie zu Spieltheorien definiert: „Unter eine Strategie versteht man in der Spieltheorie einen ‚Plan‘, der angibt, welche Alternative ein Spieler in Abhängigkeit von der Wahl des anderen Spielers an jedem Entscheidungspunkt wählt“ (Fritz 1977: 49).

Uns ist bewusst, dass wir damit die Ebene der Fiktion der Erzählungen auf die mögliche Realität des Lesers hin übertragen – aber, wie wir sehen werden, ist genau dies die hermeneutische Absicht der Geschichten, ihr didaktisches Ziel.²⁶ Resümierend zeigt sich so auch, inwieweit in der „pragmatischen Paradoxie“ die Pragmatik mit der Paradoxie verbunden ist: die Paradoxie erfüllt den Zweck, beim Zuhörer bzw. Leser Aufmerksamkeit zu erwecken und verändert so „pragmatisch“ die Situation des Rezipienten, indem sie ihm einen Denkanstoß gibt.

7. Die Auswahl sufistischer Textbeispiele

Für das Erkenntnisinteresse dieses Artikels, pragmatische Paradoxien zu untersuchen, böten sich als Grundlage viele unterschiedliche Textsorten an. Hagenbüchle spricht gar von einer „fast unübersehbar gewordenen Forschungsliteratur“ (Hagenbüchle 1992: 27).²⁷ Für unsere Arbeit wurden Geschichten aus der sufistischen Mystik ausgewählt, da diese im Speziellen mit der Wirkung von Paradoxien spielen. Ein weiterer Vorteil ist die große Beliebtheit und häufige (abgeänderte) Übernahme dieser Schriften des Islams auch in der westlichen Welt.²⁸

Die Auswahl schriftsprachlicher Paradoxien garantiert weiterhin die Trennung zwischen Objekt- und Metasprache, sie „umgeht“ (Huber 1992: 132) das Paradox – denn der jeweilige Sprecher unserer Anekdoten macht in seinen Äußerungen das Paradox nicht zum Thema, verbleibt in seiner Antwort auf der Objektebene. Es handelt sich um fiktionale Geschichten²⁹; der Sufist Idries Shah erklärt, die

²⁶ Damit setzen wir uns klar ab von einer Analyse von gesprochener Alltagssprache, wie sie hinsichtlich der Schlussfolgerungen aus Sicht der Logik von Mundersbach (2001) untersucht wird. Die Notwendigkeit zur Kontextualisierung, vor allem aus „kulturell-geschichtlicher“ (Hagenbüchle 1992: 41) Sicht sieht auch Hagenbüchle. Nicht zu verwechseln ist dieser Arbeitsbegriff mit einer Analyse alltäglicher Argumentationsstrategien, wie sie beispielsweise Herbig (1993) vornimmt, da unsere sufistischen Textbeispiele als literarische Kunstform mit einer durchgängigen Wirkungsabsicht verstanden werden müssen.

²⁷ Eine umfassende Zusammenschau paradoxer Texte, Zeichnungen u.ä. finden sich beispielsweise bei Falletta (1985), Poundstone (1988, 1992), Kuhn (1995), Schwier (1997), Gardner (1982), Gumbrecht und Pfeiffer (1991), Schmidt (1977), Gans (1997), Vollmer (1992), Hughes und Brecht (1978). Daneben gibt es eine Reihe literaturwissenschaftlicher Veröffentlichungen zum Thema, so die „Keuner“-Geschichten Brechts (1957), beispielsweise interpretiert von Häußler (1981). Weit gefasst zählen auch gerade die Dramen Brechts mit ihrer Dialektik des epischen Theaters zu diesem Bereich, siehe beispielsweise die Analyse des Widerspruches zwischen dem vom Zuschauer Erwarteten und des in der Handlung des Stückes unerwartet Formulierten bei Köhler (1996). Des Weiteren untersuchen Egyptien (1990), Domin (1992) Paradoxien in der Literatur im Allgemeinen oder Allkemper (1987), Geisler (1986), Bänsch (1986), Lehrer (1986), Ahn (1985), Drews (1985), Breuer (1992). Außerhalb der fiktiven Literatur werden jedoch ebenso Analysen vorgenommen. Endres (1989) bezieht sich auf die Untersuchung gesprochener Sprache; in Richtung der Linguistik, aber mit einem anderen Schwerpunkt arbeitet Horn (1987) zur „Paradoxie der Metapher“.

²⁸ Vgl. auch Göbel (1989), Khoury (1991: 571). Dazu Hagenbüchle: „Von herausragender Bedeutung ist schliesslich [sic!] der diskursbezogene Zugang, wobei der mystische Diskurs sogar Anspruch darauf erheben dürfte, das Paradox ‚sensu strictissimo‘ zu verwenden, weil hier das sprachliche Paradox mit der Paradoxie religiösen Erlebens und religiöser Existenz zusammenfällt.“ (Hagenbüchle 1992: 31). In der gleichen Monografie behandelt diesen Zusammenhang Kobusch (1992) genauer. Eine Analyse schulischer Aufgabenstellungen als „Denkanstoß“ veröffentlichten wir selbst 2006 in einem vorherigen Heft dieser Zeitschrift (Schäfers 2006a), wobei der Artikel in Teilen auch in unserer Dissertation bzw. der im Anschluss veröffentlichten Monografie wiederzufinden ist (Schäfers 2006b und c).

²⁹ Eine Untersuchung der Sprechakte in Gesprächsausschnitten, und zwar auch im Hinblick auf das nonverbale Verhalten, führt Scherer (1989) durch, die im Besonderen auf die Wirkung von Sprechakten eingeht. Ihr Ansatz geht allerdings nur auf Missverständnisse in der Kommunikation, nicht auf pragmatische Paradoxien ein.

sufistische Mystik³⁰ wolle „eine bestimmte Art geistiger und anderer Aktivität“ (Shah 1994:14) fördern, damit man

„unter besonderen Bedingungen [...] das hervorrufen kann, was man als höhere Funktion des Geistes bezeichnet, eine Funktion, die dann zu einer beim gewöhnlichen Menschen latent als Anlage schlummernden besonderen Wahrnehmungsfähigkeit führt. Sufismus ist also das Transzendieren der vertrauten, alltäglichen Begrenztheiten [...]“ (ebd. S. 14)

Bezogen auf unser Thema der pragmatischen Paradoxien heißt es dazu weiterführend bei Schimmel:

„Manche der in den klassischen Texten enthaltenen Bemerkungen dürften von den Sufi-Meistern als eine Art koan, ein Paradox, geäußert worden sein, um den Hörer zu schockieren, um eine Diskussion zu entfallen, oder um das logische Denken zu verwirren, so daß ein nichtlogisches Verständnis des wahren Sinnes des betreffenden Wortes oder eines mystischen Zustandes beim Hörer aufblitzen kann.“ (Schimmel 1990: 28)

Auch Immoos spricht vom „koan“ (Immoos 1992: 662), der „Methode, den [sufistischen] Schüler durch Paradoxe, die jeder rationalen Auflösung spotten, über die Grenzen des begrifflichen Denkens hinauszuführen.“ (ebd. 662) Die Bedeutung einer Paradoxie, den Zuhörer zu einer „plötzlichen Erleuchtung“ (Schimmel 1995: 28) anzuleiten, wird in anschaulicher Art und Weise oft über die narrenhafte Figur des Mulla (Meister) Nasrudin erreicht, der auch unter anderen Namen auftauchen kann oder sogar namenlos bleibt. Er gilt als „türkische[r] Eulenspiegel“, ein Mann aus dem Volke [...].“ (Stein 1993: 5) – er „offenbart [die Figur] pure oder gespielte Einfalt.“ (ebd. S. 217) Parallelen zu der Rolle des Narren auch in deutschsprachiger („Till Eulenspiegel“³¹), vor allem mittelalterlicher Literatur³² (Funktion des Narren bei Hofe) oder zu der Rolle des Toren zum Beispiel im Alten Testament sind dabei offensichtlich.³³

Uns interessiert bei den Erzählungen der zentrale Augenblick des „Anstoßes zum Nachdenken“ beim Leser bzw. Hörer:

„Sie geben dem Anfänger [im Sufismus], was der Sufi einen ‚Stoá‘ nennt – einen gezielten Anstoß, der eine ganz bestimmte Wirkung hat und das Bewußtsein auf das Unterfangen des Sufismus vorbereitet.“ (ebd. S. 92)³⁴

8. Analyse pragmatischer Paradoxien in sufistischen Erzählungen

Wir wollen noch einmal genauer auf die eingangs bereits zitierte Episode (1) mit einer (paradoxen) Aufforderung zur Mildtätigkeit eingehen.

Als erstes Merkmal einer unhaltbaren Situation der Doppelbindung (im Rückbezug zu Watzlawick et al.) nimmt der Bettler durch seine soziale Situation eine inferiore Stellung gegenüber dem reicheren Mann ein, den er auch noch untertänig um etwas

³⁰ Eine Definition des religionsübergreifenden mystischen Paradoxons bietet Haas und treibt die Wirkungsabsicht des Paradoxons auf die Spitze, wenn er sagt: „Die Voraussetzung selber, mit Gott in irgendeiner Weise in Kontakt zu treten, ist paradox.“ (Haas 1992: 279)

³¹ Die bekannte Figur des Till Eulenspiegels, dessen Erlebnisse eigentlich aus germanistischer Sprachwissenschaft nahe liegen würden, kommen deshalb für die Untersuchung von Paradoxien nicht in Frage, da sie von ihrer Wirkungsabsicht her mehr unterhalten denn belehren wollen, so heißt es beispielsweise im Nachwort bei Hedler: „Wer den Schalk aber lieber als Helden oder Streiter für irgend eine [sic!] Sache oder eine ‚Wahrheit‘, als Rebellen gegen die Mächtigen und Reichen oder als Reformator und Verwandter der Welt sehen mochte, der drückt ihm nachträglich – und gegen Wesen und Willen – das Schwert der Gewalttat und die Brandfackel des blinden Eifers in die Hand, der reißt ihm die Schellenkappe vom Kopf und verlöscht das Lachen“ (Hedler 1983: 115). In der Situation der DDR-Rezeption diente die Figur des Till Eulenspiegels allerdings durchaus als Identifikationsfigur der „Arbeiter und Bauern“ dieses Staates (vgl. Klugmann 1980:29).

³² Einen Überblick über derartige Figuren in der besonderen, interessanten Situation der Mittelalterliteratur der Schweiz gibt Christ-Kutter (1963).

³³ Auch die Abgrenzung zu anderen Textsorten wie dem umfangreicheren Schelmenroman scheinen z.T. schwierig, siehe dazu Matzkowski (1980).

³⁴ Im weitesten Sinne als didaktisches Moment versucht schon Pelster (1975) die Argumentationsstruktur in literarischen Beispielen fiktiver Gespräche für Schüler im Deutschunterricht aufzubereiten.

bittet. Durch seine zweite Aussage jedoch „entlarvt“ er die Lüge des Eigentümers und nimmt ihm gegenüber am Ende die moralisch superiore Stellung ein.

Die Sprechakttheorie belegt die Hinführung der Bettler-Antwort auf diesen kommunikativen Zweck: Der Hausherr äußert in einem Satz den propositionalen Akt, dass niemand da sei – es handelt sich um eine falsche Aussage. Seine Illokution liegt in dem AUFGEDRÄNGTEN RATSCHLAG an den Bettler, die BITTE aufzugeben. Wie wir an der Antwort des Bettlers jedoch erkennen, handelt er nicht in der intendierten Art und Weise, die Perlokution muss als *erfolglos* beurteilt werden. Die erste BITTE des Bettlers ist der initiale Sprechakt (vgl. Hindelang 1994: 18) und stellt für den Leser der Geschichte eine Verdeutlichung des situativen Kontextes dar. Die eigentliche Paradoxie wird durch die Äußerung des Hausherrn und die entsprechende Antwort des Bettlers geschaffen. In dem zweiten SB-Ausdruck des Bettlers (er BITTET niemanden zu sehen, er BITTET um etwas zu essen) ist eine gleichzeitig wahre und falsche Proposition enthalten. Sie intendiert die Entlarvung der Lüge des Hausherrn: „Niemanden sehen zu wollen“ meint metaphorisch, mit niemandem einen sozialen Kontakt aufnehmen zu wollen, es erscheint jedoch unmöglich, von einem Menschen eine Spende gereicht zu bekommen, ohne diesen tatsächlich zu „erblicken“. In den Worten des Bettlers wird hiermit angedeutet, mit dem Hausherrn keinen weiteren sozialen Kontakt als nur die „Spendenübergabe“ anzustreben. Die wahre Aussage (er wolle etwas zu essen) ist deshalb eng verbunden mit dem anderen illokutionären Akt. Diese Mitteilung bereitet sozusagen die Perlokution vor, in der er den Hausherrn in der Doppelbindung festhält. Befolgte er die AUFFORDERUNG, erniedrigte er sich selbst vor dem Bettler; befolgte er sie nicht, gäbe er indirekt zu, dass sein Argument entkräftet wurde – so verlöre er ebenfalls sein Gesicht gegenüber dem Bettler.³⁵

„Ich möchte etwas zu essen“ stellt demnach die zweite Prämisse nach der ersten Prämisse (Lüge des Hausherrn) in der Argumentation dar. Sie verbietet es dem Hausherrn, die Beziehungsstruktur zu verlassen. Einmal als Auskunftgebender seines Hauses etabliert, kann er sich nicht aus der Situation herausreden. Beide Gesprächspartner erwarten voneinander Reaktionen (vgl. Mohr et al. 1989: 205); der reiche Mann glaubt, aufgrund seiner besseren sozialen Stellung herzlos gegenüber dem niedrig gestellten Bettler handeln zu können, der Bettler jedoch deckt die moralisch nicht zu vertretende Position des Hausherrn auf, wird damit zu der bestimmenden, superioren Figur in dieser Kommunikationssituation. Durch die Paradoxie in der Geschichte wird der sufistische Leser der Anekdote innerlich aufgerüttelt, beispielsweise über den wahren Wert von Reich und Arm, von Mildtätigkeit und Geiz usw. nachzudenken.

Schauen wir uns hierzu ein zweites Beispiel paradoxer Aufforderungen an, das den Titel trägt „Der Sündensack“:

³⁵ Aus Sicht der Logik ist die Antwort des Narren deshalb so entwaffnend, weil sie eben den Erwartungen, den „logischen Regeln“ des Gespräches zuwider geht. So konstatiert Veraart: „Unabdingbare Voraussetzungen für Argumentationen sind, daß die Dialogpartner erstens sachkundig in bezug auf das Thema ihres Dialogs sind [...]. Zweitens müssen sie gutwillig sein, d.h. ernsthaft an einer bestimmten Argumentation interessiert sein [...]. Drittens müssen sie normalsinnig sein, d.h. sie dürfen nicht schwachsinnig sein [...]. Ein argumentativer Dialog [...] kann [...] vernünftig genannt werden, wenn die Dialogpartner sachkundig, gutwillig, unvereingenommen, zwanglos und aufrichtig argumentieren.“ (Veraart 1975: 65). Damit sind wir, weggehend von der Gesprächsanalyse, wiederum in der Nähe der Textsorte der Witze, vgl. Ulshöfer, wenn „Denkoperationen folgerichtig durchgeführt und Sachverhalte richtig dargestellt werden“ (Ulshöfer 1975: 26), aber auch hier, wie bei der Paradoxie, eine eigentlich falsche Schlussfolgerung gezogen wird (vgl. ebd. 37). Auch hier steht, wie im Schelmenroman oder der Komödie als Form des Theaters (vgl. Blaicher 1992), jedoch die Unterhaltung im Vordergrund, während die sufistischen Texte im Sinne der islamischen Mystik die Lehre mehr betonen.

(2) „Afandi wurde Imam in einem Kischlak. Für seine Tätigkeit wollten ihm die Leute sechs Tscharak Weizen im Jahr geben. Da kamen zwei von den reicheren zu ihm und sagten: ‚Afandi, jeder von uns beiden gibt Euch zwei Tscharak zusätzlich, wenn Ihr Euch nicht darum bekümmert, ob wir zum Namas in die Moschee kommen oder nicht.‘
‚Wenn das so ist‘, meinte Afandi, ‚legt doch noch zwei Tscharak zu, dann halte ich überhaupt keinen Namas!‘“ (Stein 1993: 69f.)

Nasrudin Afandi nimmt eine Stellung als Imam, als „Leiter des Gebetes“ (Schimmel 1995: 709) an und soll von zwei Gemeindemitgliedern bestochen werden: Nasrudin soll sie als „anwesend“ in der Moschee (dem islamische Gebetshaus, vgl. Kreiser et al. 1974: 182) ansehen, auch wenn sie dem Namas, dem Ritualgebet (vgl. ebd. S. 716), fernbleiben. Sie wollen sich wohl als gläubige Muslime in der Öffentlichkeit etablieren, obwohl sie in Wahrheit auf eine Andacht keinen Wert legen. Nasrudin verändert in seiner Antwort die Bedingungen der Bestechung durch die Formulierung einer paradoxen Handlungsaufforderung, indem er sich ebenfalls zum Fernbleiben von den Gebeten bestechen lassen will, damit also den Anlass des Gebetes negiert.

Der Äußerungsakt der beiden Gemeindemitglieder als ANGEBOT der Bestechung enthält eine wahre Proposition. Durch die ironisierende Antwort Nasrudins jedoch glückt die Illokution nur im „wörtlichen“ Sinne, die Perlokution ist nicht erfolgreich. Afandi äußert mit seinem VORSCHLAG eine Proposition, die im Gesamtzusammenhang betrachtet falsch ist. Dies ist jedoch notwendig, um die Illokution der unerwarteten AUFFORDERUNG, die in diesem Fall die Zuhörer in einer pragmatischen Paradoxie festhält, glücken zu lassen. Sie können sich aufgrund ihrer Beziehungsstruktur zu Nasrudin der Situation sozial nicht entziehen. Durch seinen moralischen Status ist es Nasrudin gelungen, den „Betrügern“ eine Lehre zu erteilen, welchen Sinn und Zweck Religion erfüllt. Nasrudin wird auch hier zu dem moralisch superioren Part.

Das Gleiche funktioniert in Kommunikationssituationen gegenüber einer Gruppe.

(3) „Nasrudin wurde eingeladen, vor der Gemeinde eines nahe gelegenen Dorfes einen Lehrvortrag zu halten. Er stieg aufs Podium und begann: ‚Liebe Gemeinde, wißt Ihr, worüber ich jetzt sprechen werde?‘
Ein paar Halbstarke, die nur ihren Spaß haben wollten, brüllten: ‚Nein!‘
‚Wenn das so ist‘, sagte der Mulla würdevoll, ‚werde ich von dem Versuch, eine so unwissende Gemeinde zu unterweisen, Abstand nehmen.‘
Nachdem die Dorfältesten von den Störenfrieden das Versprechen erhalten hatten, daß sie ihre Bemerkungen unterlassen würden, baten sie in der folgenden Woche Nasrudin, noch ein Mal zu ihnen zu sprechen. ‚Liebe Gemeinde!‘ begann er wieder, ‚wißt Ihr, worüber ich jetzt sprechen werde?‘ Einige Leute, die nicht wussten, wie sie reagieren sollten, da der Mulla sie herausfordernd anstarrte, murmelten ‚Ja.‘
‚Wenn das so ist‘, erwiderte Nasrudin, ‚dann brauch ich ja nichts mehr zu sagen.‘ Und er verließ den Saal.
Nachdem ihn erneut eine Abordnung der Dorfbewohner besucht und ihn angefleht hatte, es doch noch einmal zu versuchen, stellte er sich also ein drittes Mal vor die Versammlung.
‚Liebe Gemeinde! Wißt ihr, worüber ich jetzt sprechen werde?‘
Da er auf eine Antwort zu warten schien, riefen die Dörfler: ‚Einige von uns wissen es, und andere wissen es nicht.‘
‚Wenn das so ist‘, sagte Nasrudin schon im Gehen, ‚dann sollen die, die wissen, es denen erzählen, die nicht wissen.‘“ (Shah 1994: 77f.)

Dorfbewohner bitten Nasrudin insgesamt drei Mal um einen Vortrag. Aus ihrer zweiten Antwort spricht Unsicherheit, im Gegenteil zu der provozierenden Antwort von zuvor versuchen sie die geforderte Antwort Nasrudins korrekt zu „erraten“; die dritte Antwort schließlich zeigt völlige Kooperationsbereitschaft. Gerade diese „Unmündigkeit“ möchte Nasrudin jedoch offenbar verhindern. Die Illokution, die Zuhörer zu einer Reaktion der „Sprachlosigkeit“ zu bewegen, glückt, und als Perlokution muss sie damit als erfolgreich bezeichnet werden. Interessant ist dabei, dass die wörtlich zu verstehende Perlokution (dass die

Wissenden die Unwissenden unterrichten sollen) eigentlich nur erfolgreich ist, weil sie es eben nicht ist. Die erste Prämisse fasst die ersten beiden Antworten Nasrudins zusammen, seine entscheidende AUFFORDERUNG regt als zweite Prämisse zum Nachdenken über die widersprüchliche Schlussfolgerung an, dass die inferioren Zuhörer keine eindeutige Antwort in Form einer Rede von ihrem Redner zu erwarten haben.

8.2 Paradoxe Voraussagen

Die Episode „Wie Nasrudin Wahrheit schuf“ thematisiert Machtmissbrauch und wird von Shah mit einem Vorspann vor der eigentlichen Geschichte erzählt, der an dieser Stelle außer Acht gelassen wird.

(4) „Folgendes hatte man bekanntgegeben: ‚Jedermann wird befragt! Wenn er die Wahrheit spricht, wird ihm erlaubt, in die Stadt zu gehen. Wenn er lügt, wird er gehängt.‘
Nasrudin kam heran. ‚Wohin gehst du?‘ ‚Ich bin unterwegs, um gehängt zu werden‘, sagte Nasrudin gemächlich.
‚Das glauben wir dir nicht!‘ ‚Gut, falls ich gelogen habe, hängt mich auf!‘
‚Aber wenn wir dich aufhängen, weil du gelogen hast, machen wir das, was du gesagt hast, ja zur Wahrheit.‘
‚Recht so! Jetzt wißt ihr, was Wahrheit ist – eure Wahrheit!‘“
(Shah 1996: 68)

Auch wenn diese Geschichte (wie auch die nachfolgende) an die klassische Lügner-Paradoxie³⁶ von Watzlawick et al. erinnert (Paradoxie des Mannes, „der von sich selbst sagt: ‚Ich lüge““, Watzlawick et al. 1990: 177), unterscheidet sie sich doch von ihr und kann als gutes Beispiel für die Konstruierung paradoxer Voraussagen herangezogen werden. Das wichtigste Merkmal dieser Anekdote liegt in der Verunsicherung des Wächters (erfolgreiche Perlokution), dass Nasrudin eine VORAUSSAGE formuliert, die der Wächter als wahre Proposition annimmt (geglückte Illokution). Er erfüllt offenbar zunächst dessen AUFFORDERUNG, die Wahrheit zu sagen und nimmt Bezug auf die initialen Akte der Geschichte: nur diejenigen, die die Wahrheit sprechen, dürfen den Weg passieren (erste Prämisse). Nasrudin, der zeigen möchte, dass er die Wahrheit sagt, behauptet nicht: „Ich sage jetzt die Wahrheit!“, sondern formuliert sogleich die Konsequenz seiner Einstellung (zweite Prämisse). Allerdings wird diese nicht aufrichtig formuliert - er möchte sicherlich nicht im wörtlichen Sinne sterben. Aber die „falsche Ernsthaftigkeit“ gilt als legitimiert, weil die Voraussetzungen der gesamten Gesprächssituation „moralisch falsch“ sind. Der Herrscher, der die Anordnung über die Befragung der Leute befahl, handelt „nach seiner Wahrheit“ – die Menschen können nicht aufrichtig nach „der allgemein gültigen Wahrheit“ antworten, sondern müssen sich dem mächtigeren System, das durch den Hauptmann repräsentiert wird, unterordnen. Nasrudin deckt mit seiner Paradoxie diesen Missstand auf und hindert den Hauptmann daran, eine eindeutig richtige Entscheidung treffen zu können: hängt er Nasrudin, verhilft er dessen Aussage zu einer wahren Proposition; tötet er ihn nicht, verstößt er gegen seine eigene Anordnung, da er weiß, dass durch seine Handlung die Proposition falsch ist. Eine ähnliche Kritik erfährt der Leser in „Afandi kann Wunder vollbringen“:

(5) In einer fremden Stadt gab sich Afandi als Prophet aus. Der Hakim ließ ihn deshalb festnehmen und vorführen.
‚Sag mir, wer du bist!‘ forderte er ihn auf. ‚Ich bin ein Prophet.‘
‚Kannst du dann auch, wie der Prophet Isa, Wunder vollbringen?‘ bohrte der Hakim nach.
‚Gewiß‘, versicherte Afandi, ‚Ihr müßt mir dazu nur ein scharfes Schwert geben!‘
‚Was willst du damit tun?‘ ‚Ich haue Euch den Kopf ab‘, sprach Afandi, ‚dann setze ich ihn wieder auf den Hals und mache Euch lebendig!‘ (Stein 1993: 51f.)

³⁶ Eine ausführliche Analyse und Interpretation dieser Paradoxie führt Simmons (1993) durch; Koons (1994: 2931) löst sie auf, indem er die Aussage selbst als nicht „relevant“ (ebd.), also für nicht sinnvoll erachtet.

Der Prophet Nasrudin (der Leser kann nicht eindeutig entscheiden kann, ob die Berufsbezeichnung „wahr“ ist) trifft auf einen Hakim, einen Herrscher (vgl. Schimmel 1990: 87). Dieser scheint die Berufung Nasrudins anzuzweifeln (Proposition) und formuliert als Illokutionen zwei AUFFORDERUNGEN, indem er befiehlt „Sag mir, wer du bist!“ und verlangt, Nasrudin solle wie der Prophet Isa ein Wunder vollbringen. Diese zweite AUFFORDERUNG ist implizit in der ersten enthalten. Afandi antwortet mit einem VORSCHLAG für ein Wunder, das den Hakim selbst in gefährlicher Art und Weise betreffen würde und konstruiert dabei eine paradoxe Voraussage, auf die der politisch mächtigere Hakim sicherlich nicht mit dem Befehl antworten wird, geköpft werden zu wollen. Die Antwort setzt damit die AUFFORDERUNG des Herrschers außer Kraft, Nasrudin wird erneut zum (moralisch) Überlegenen. Die beabsichtigte Perlokution des Herrschers, Nasrudin in eine VERUNSICHERUNG zu versetzen, ist somit nicht erfolgreich. Er selbst äußert drei Propositionen: er ist ein Prophet, fordert ein Schwert (eine falsche Proposition, da er den Hakim wohl nicht wirklich töten würde) und er will an dem Hakim ein Wunder vollbringen (wohl ebenfalls eine falsche Aussage, die sich an die vorhergehende inhaltlich anschließt). Damit stellt die entsprechende Illokution zu der ersten Perlokution die BEHAUPTUNG dar, ein Prophet zu sein: Nasrudin bewirkt die erwünschte Reaktion des Erstaunt-Seins beim Hakim. Die zweite Illokution der AUFFORDERUNG nach einem Schwert ruft die Perlokution hervor, den Hakim neugierig zu machen; sie ist erfolgreich. Entscheidend für das Aufkommen einer auch in diesem Beispiel konstruierten „unhaltbaren Situation“ nach Watzlawick et al. ist die VORAUSSAGE, den Hakim zu köpfen und wieder lebendig machen zu können. Sie wird im futurischen Präsens formuliert; der letzte Sprechakt der Episode enthält die erfolgreiche Perlokution, Hakim zum Schweigen zu bringen (was sich der Leser ebenfalls für den weiteren Verlauf der Handlung hinzudenken muss). Kein Hakim würde den Beweis für das Propheten-Sein Nasrudins unter diesen Bedingungen fordern, aus Angst, dass die VORAUSSAGE des Köpfens von Nasrudin aufrichtig sein könnte (Glaube des Sprechers 2 an die Aufrichtigkeit des Sprechaktes des Sprechers 1!).

Die pragmatische Paradoxie in der Geschichte baut sich nach folgendem Schema auf. Die erste Prämisse der Behauptung Nasrudins, ein Prophet zu sein, wird in Verbindung gesetzt zu der zweiten Prämisse, das Prophetentum durch ein gefährliches Unternehmen beweisen zu können. Damit werden sowohl die erste als auch die zweite Prämisse für sich besehen als korrekt und nicht widersprüchlich in sich akzeptiert (schließlich wäre eine Tötung und Wiederbelebung ein echtes Wunder), die Kombination dieser beiden Prämissen jedoch erregt das bereits bekannte „Stutzen“ eines Rezipienten der Geschichte.

Schließen möchten wir dieses Kapitel mit der Reflexion Nasrudins über die „höhere Wahrheit“ in seinen eigenen Geschichten:

(6) ‚Man sagt, Deine Witze seien voller verborgener Bedeutungen, Nasrudin. Stimmt das?‘
 ‚Nein.‘
 ‚Warum nicht?‘
 ‚Weil ich in meinem Leben auch nicht ein einziges Mal die Wahrheit gesagt habe – und es auch niemals werde tun können.‘ (Shah 1994: 83.)

Die Erzählung setzt ein mit dem initialen Sprechakt der Frage, die die Illokution des ZWEI-FELNS beinhaltet. Die Proposition, dass Nasrudins Geschichten verborgene Bedeutungen besitzen, wird als falsch dargestellt. Nasrudin versteht die beabsichtigte Wirkung der Frage: er soll kritisiert werden, macht mit seiner konträren, kurzen Antwort jedoch die geplante Perlokution zunichte. Nasrudins letzte Äußerung enthält eine sowohl wahre als auch falsche Proposition und ist so erneut doppeldeutig zu verstehen. Die Aussage, er sage nie die Wahrheit, ist insofern wahr, als dass er, wie wir in allen von ihm vorgestellten Geschichten

bereits sehen konnten, die *absichtliche* Formulierung von *Unwahrheiten* dazu benutzt, die Menschen auf verborgene *Wahrheiten* hinzuweisen. Seine Antwort enthält jedoch gleichzeitig eine falsche Aussage, weil sie metasprachlich darauf anspielt, dass er auch in diesem Moment lügt – und damit die Wahrheit sagt. So ergibt sich die geglückte Illokution des Denkanstoßes bei den Fragenden in der Geschichte. Die erfolgreiche Perlokution des Sprechaktes, dem Fragenden geantwortet zu haben, ohne eine „passende“ Antwort gegeben zu haben, beschließt die Geschichte. Nehmen wir als erste Prämisse die Frage nach den „verborgenen Wahrheiten“ in den Geschichten Nasrudins und die darauf folgende verneinende Antwort an, so können wir für die zweite Prämisse die Äußerungen der niemals gesprochenen Wahrheit und der auch zukünftig nicht gesagten Wahrheiten resümieren. Die als paradox auftretende Schlussfolgerung läge somit in der Widersprüchlichkeit zwischen vorhandenen und fehlenden (verborgenen) Wahrheiten in Nasrudins Geschichten. Das Phänomen der „Selbstrückbezüglichkeit von Sätzen“ (Watzlawick et al. 1990: 177) beschreibt im Rahmen der logischen Forschung die Sinnlosigkeit derartiger Aussagen. Nasrudins Reflexion ist insofern falsch, als dass sie erneut nicht der vom Hörer erwarteten Aufrichtigkeitsregel bei der Formulierung eines Sprechaktes folgt. Der Zweck könnte in einem allgemeinen Hinweis auf die häufig absichtlich nicht aufrichtig formulierten Aussagen Nasrudins liegen, das Nachdenken des Rezipienten über die verborgenen Wahrheiten steht dabei sicherlich im Mittelpunkt, aber auch die „Selbsteinschätzung“ der Figur und Funktion des Mulla Nasrudin.

9. Zusammenfassung und Ausblick

Watzlawicks et al. These „pragmatischen Paradoxien“ wurde kritisiert und erweitert. Nach Anregungen der gesellschaftskritischen Untersuchung Schüleins und der wissenschaftstheoretische Kritik Zieglers sowie der Textkritik durch Meister und Girgensohn-Marchand bemühten wir uns, einen eigenen Arbeitsbegriff zur Darstellung und möglichen Analyse „pragmatischer Paradoxien“ zu formulieren. Dies gelangt vor allem über die Sprechakttheorie, die Unterscheidung einer Objekt- und einer Metaebene bei der Analyse der Erzählungen sowie unter Einbeziehung der logischen Argumentation, jedoch weiterhin auf Grundlage der von Watzlawick et al. postulierten Thesen der „unhaltbaren Situation“ und der Aufteilung pragmatischer Paradoxien in paradoxe Handlungsaufforderungen und paradoxe Voraussagen. Für die Auswahl der analysierten Texte boten sich sufistische Paradoxie-Anekdoten aus der islamischen Mystik im Besonderen an. Sie enthielten alle den Gedanken „verborgener Wahrheiten“, auf den ihre Leser nach einem ersten „Stutzen“ über die Paradoxien hingewiesen werden sollen. Vergleichbar vom Aufbau her war bei allen Anekdoten auch, dass eine Person in einer unhaltbaren Situation gefangen wird, wenn sie aus zwei Prämissen eine entsprechende Schlussfolgerung zu ziehen versucht und dabei an die Aufrichtigkeit einer AUFFORDERUNG, wie sie die Sprechakttheorie postuliert, glaubt.

10. Literaturnachweis

- | | |
|------------------|--|
| Ahn (1985) | Ahn, Mun-Yeong: Die Paradoxiestruktur beim späten Rilke. Bonn, 1985 |
| Allkemper (1987) | Allkemper, Alo: Paradox. Anmerkungen zu Günter Kunerts Poetik. in: Zeitschrift für deutsche Philologie. 106 (1987) 609-624 |
| Austin (1979) | Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart, 2. Aufl. 1979 |
| Bänsch (1986) | Bänsch, Hans-Detlef: Semiologische Paradoxien in Goethes Sprach- und Dichtungsverständnis. Essen: 1986 |

- Blaicher (1992) Blaicher, Günther: Paradoxie und Komödie. In: Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen 1992. S. 297-322
- Bochenski (1978) Bochenski, Joseph.M.: Formale Logik. München 4. Aufl. 1978
- Brecht (1957) Brecht, Bert: Geschichten von Herrn Keuner. In: Versuche 1 (1930)
- Bremerich-Vos (1981) Bremerich-Vos, Albert: Zur Kritik der Sprechakttheorie – Austin und Searle. Weinheim, 1981
- Breuer (1992) Breuer, Rolf: Paradoxie bei Samuel Beckett. In: Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen 1992. S. 551-575
- Carel (1999) Carel, Marion: Le problème dz paradoxe dans une sémantique argumentative. in: Langue française 123 (1999) 6-26
- Cargile (1979) Cargile, James: Paradoxes. A study in form and predication. Cambridge 1979
- Christ-Kutter (1963) Christ-Kutter, Friederike (Hg.): Das Siel von den alten und jungen Eidgenossen. Bern, 1963
- Domeisen (1990) Domeisen, Norbert: Logik der Antinomien. Bern u.a. 1990
- Domin (1992) Domin, Hilde: Das Paradox als Stilmittel. In: Hilde Domin, Gesammelte Essays. 1992. S. 219-232
- Drews (1985) Drews, Jörg: Leseprozesse mit paradoxem Ausgang. Elf Kurz-Essays über Alexander Kluge. in: Alexander Kluge. 1985. S. 22-32.
- Ducrot und Carel (1999) Ducrot, Oswald: Les propriétés linguistiques du paradoxe: paradoxe et negation. in: Langue française 123 (1999) S. 27-40
- Duden Etymologie (1989) Der Duden. In 10 Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache. Hg. V. Wiss. Rat d. Dudenred. Bd. 7. Etymologie. Herkunftswö"rterbuch der deutschen Sprache. Mannheim, 2. Aufl. 1989
- Duden Universalwörterbuch (1989) Duden Deutsches Universalwörterbuch. Hg. V. Wiss. Rat d. Dudenred. Mannheim, 2. Aufl. 1989
- Egyptien (1990) Egyptien, Jürgen: Paradoxe Poesie. In Jahrbuch (1990) 109-114
- Ehlich und Martens (1972) Ehlich, Konrad u. Karin Martens: Sprechhandlungstheorie und double-bind. In: Linguistische Pragmatik. Hg. V. Dieter Wunderlich. Frankfurt/M. 1972. S. 377-403
- Endres (1989) Endres, Ria: Die Paradoxie des Sprechens. In: Kein objektives Urteil, nur ein lebendiges. Hg. V. Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. 1989. S. 448-462
- Falletta (1985) Falletta, Nicholas: Paradoxon. Widersprüchliche Streitfragen, zweifelhafte Rätsel, unmögliche Erläuterungen. München 1985
- Fritz (1977) Fritz, Gerd: Strategische Maximen für sprachliche Interaktion. in: Sprachliches Handeln. Hg. V. Klaus Baumgärtner. Heidelberg, 1977. S. 47-68
- Fritz und Hundsnurscher (1975) Fritz, Gerd u. Franz Hundsnurscher: Sprechaktsequenzen. Überlegungen zur Vorwurf/Rechtfertigungs-Interaktion. In: Der Deutschunterricht 27 (1975). H. 2. S. 81-103
- Gans (1997) Gans, Eric: Signs of Paradox. Irony, Resentment, and Other Mimetic Structures. Standford, 1997
- Gardner (1985) Gardner, Martin: Gotcha. Paradoxien für den Homo Ludens. München, 1985

- Geisler (1986) Geisler, Eberhard: Paradox und Metapher. Zu Borges' Kafka-Rezeption. in: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte. 10 (1986) 219-244
- Geyer (1992) Geyer, Paul: Das Paradox. Historisch-systematische Grundlegung. In: Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen, 1992. S. 11-24
- Girgensohn-Marchand (1994) Girgensohn-Marchand, Bettina: Der Mythos Watzlawick und die Folgen. Eine Streitschrift gegen systemisches und konstruktivistisches Denken in pädagogischen Zusammenhängen. Weinheim, 2. Aufl. 1994
- Glindemann (1995) Glindemann, Ralf: Sprachtherapie und linguistische Pragmatik in: Forum Logopädie. 1 (1995) 8-10
- Göbel (1989) Göbel, Dieter: Das Abenteuer des Denkens. Abendländische Geistesgeschichte von Thales bis Heidegger. Wiesbaden 1989
- Grimm (1854ff.) Grimm, Jacob u. Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Hg. V. d. Deutschen Akademie d. Wissenschaften zu Berlin. Bd. 1-32. Leipzig, 1854 – 1960
- Gumbrecht und Pfeiffer (1991) Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Hg. V. Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt/M., 1991
- Haas (1992) Haas, Alois Maria: Das mystische Paradox. In: Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen 1992. S. 273-294
- Hagenbüchle (1992) Hagenbüchle, Roland: Was heißt „paradox“? Eine Standortbestimmung. In: Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen 1992. S. 27-43
- Harras (2004) Harras, Gisela: Handlungssprache und Sprechhandlung. Eine Einführung in die handlungstheoretischen Grundlagen. Berlin, 2. Aufl. 2004
- Häußler (1981) Häußler, Inge. Denken mit Herrn Keuner. Zur deiktischen Prosa in den Kurzgeschichten und Flüchtlingsgesprächen. In: Brecht-Studien 3. Berlin 1981. S. 9-174
- Hedler (1983) Hedler, Friedrich: Till Eulenspiegel. Des Galgentricks Leben und Streiche, seine Schalks-, Narren- und Schelmenstücke sowie seine Spötterballaden. Frankfurt a.M., 1983
- Herbig (1993) Herbig, Albert: Argumentationsstile. Vorschläge für eine Stilistik des Argumentierens. in: Germanistische Linguistik. Bd. 112-113 (1993). Stilistik. Band III: Argumentationsstile. Hg. V. Barbara Sandig und Ulrich Püschel. Olms 1993. S. 45-76
- Heusinger (1995) Heusinger, Siegfried: Pragmalinguistik. Texterzeugung, Textanalyse; Stilgestaltung und Stilwirkungen in der sprachlichen Kommunikation. Ein Lehr- und Übungsbuch. Frankfurt/M., 1995
- Hindelang (1978) Hindelang, Götz: Auffordern. Die Untertypen des Aufforderns und ihre sprachlichen Realisierungsformen. Göttingen, 1978
- Hindelang (1994) Hindelang, Götz: Einführung in die Sprechakttheorie. Tübingen, 2. Aufl. 1994
- Hofstadter (1993) Hofstadter, Douglas R.: Gödel, Escher, Bach. München, 3. Aufl. 1993
- Horn (1987) Horn, András: Zur Paradoxie der Metapher. in: Colloquium Helveticum. 5 (1987) 9-28

- Huber (1992) Huber, Wolfgang: Sprachfallen und Denkfälle – Widersprüche und Paradoxa aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen, 1992. S. 131-152
- Hughes und Brecht (1978) Hughes, Patrick u. George Brecht: Die Scheinwelt des Paradoxons. Eine kommentierte Anthologie in Wort und Bild. Braunschweig, 1978
- Immoos (1992) Immoos, Thomas: Koan. Das Paradox als Weg zur Erleuchtung. In: Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen 1992. S. 661-668
- Khoury (1991) Khoury, Adal T., Ludwig Hagemann u. Peter Heine: Islam-Lexikon. Geschichte, Ideen, Gestalten. Bd. 1 – 3. Freiburg i. Br., 1991
- Kirkham (1991) Kirkham, Richard L.: On Paradoxes and a Surprise Exam. In: Philosophia 21 (1991). H. 1-2. S. 31-51
- Klugmann (1980) Klugmann, Norbert: Und wo Leben ist, bin ich dabei. Köln 1980
- Kobusch (1992) Kobusch, Theo: Paradoxon und religiöse Existenz. In: Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen 1992. S. 455-480
- Köhler (1996) Köhler Ursula E.E.: ‚Wer a sagt, der mu nicht b sagen‘. Brechts dialektische Methode oder das Spiel mit Spielräumen. in: Widersprüche im Widersprechen. Historische und aktuelle Ansichten der Verneinung. Hg. V. Peter Rau. Frankfurt a.M. 1996. S. 115-136
- Koons (1992) Koons, Robert C.: Paradoxes of belief and strategic rationality. Cambridge et al.: 1992
- Koons (1994) Koons, Robert.C.: Paradoxes, Semantic. in: Library of Congress Cataloging in Publication Data. The encyclopedia of language and linguistics. Ed. R.A. Asher et al. New York et al. 1994. S. 2930-2933
- Kreiser et al. (1992) Lexikon der Islamischen Welt. Hg. V. Klaus Kreiser u. Rotraud Wielandt. Stuttgart, 1992
- Kuhn (1995) Kuhn, W.: Paradoxien – historische, erkenntniskritische und didaktische Aspekte. In: Praxis der Naturwissenschaften. Physik 44 (1995) S. 2-6
- Lehrer (1986) Lehrer, Mark: Intellectual paradox and literary innovation. Studies on the philosophical and scientific underpinnings of German realism: Keller, Raabe, Fontane. Berkeley 1986
- Linke et al. (1994) Studienbuch Linguistik. Hg. V. Angelika Linke, Markus Nussbaumer u. Paul R. Portmann. Tübingen, 2. Aufl. 1994
- Luukkainen (1988) Luukkainen, Matti: Handlungen mit der Sprache – Handlungen in der Sprache. in: Neuphilologische Mitteilungen 89/4 (1988) 529-538
- Maas und Wunderlich (1972) Maas, Utz u. Dieter Wunderlich: Pragmatik und sprachliches Handeln. Mit einer Kritik am Funkkolleg „Sprache“. Frankfurt/M., 2. Aufl. 1972
- Matzkowski (1980) Matzkowski, Bernd: Basisinterpretationen für den Literatur- und Deutschunterricht der Sekundarstufen. Band III Untersuchungen und didaktische Vorschläge zum Volksbuch von Till Eulenspiegel. Hinweise auf den Schelmenroman Hollfeld, 1980

- Meister (1987) Meister, Karl J.: System ohne Psyche. Zur Kritik der Pragmatischen Kommunikationstheorie und ihrer Anwendungen. Opladen, 1987
- Meyers (1995) Meyers großes Taschenlexikon. In 24 Bänden. Hg. V. Meyers Lexikonredaktion. Mannheim, 5. Aufl. 1995
- Mohr et al. (1989) Mohr, Gilbert, Margit Mohr u. Johannes Engelkamp: Situative Faktoren beim Verstehen und Befolgen von Aufforderungen. In: Sprache in Situation. Eine Zwischenbilanz. Hg. V. Hans Scherer. Bonn 1989. S. 205-222
- Mudersbach (2001) Mudersbach, Klaus: Wie der Mensch im Alltag folgert. Ein Gegenvorschlag zur formalen Logik. in: Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Hg. V. Andrea Lehr u.a. Berlin u.a. 2001. S. 71-96
- Öhlschläger (1979) Öhlschläger, Günther: Linguistische Überlegungen zu einer Theorie der Argumentation. Tübingen 1979
- Pelster (1975) Pelster, Theodor: Argumentation – Rückführung auf die Bedingtheiten als Einführung in den Problemkreis. Modell einer Unterrichtsreihe für die 10. Klasse. In: DU 27 /2 (1975) 5-25
- Plett (1992) Plett, Heinrich F.: Das Paradoxon als rhetorische Kategorie. In: Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen 1992. S. 89-104
- Poundstone (1988) Poundstone, William: Labyrinths of reason. Paradox, puzzles and the frailty of knowledge. Oxford 1988
- Poundstone (1992) Poundstone, William: Prisoner's Dilemma. Oxford 1992
- Renz (1977) Renz, Alfred: Geschichte und Stätten des Islam von Spanien bis Indien. München, 1977
- Russel (1953) Russel, Bertrand: Einführung in die mathematische Philosophie. Darmstadt u.a.: Holle, 1953
- Sainsbury (1988) Sainsbury, Richard Mark: Paradoxes. Cambridge 1988
- Sainsbury (1993) Sainsbury, Richard Mark: Paradoxien. Stuttgart, 1993
- Schäfers (2006a) Schäfers, Stefanie: Aufgaben als 'Denkanstoß': Paradoxe Aufforderungen. Eine sprachwissenschaftliche Analyse zur Formulierung kreativer Aufgabenstellungen im Deutschunterricht. online unter <http://germstudien.osgf.ge>, als Zeitschriftenbeitrag in „Germanistische Studien“. Eine Zeitschrift des Vereins Deutsche Sprache. Georgien. 6 (2006) 61-64
- Schäfers (2006b) Schäfers, Stefanie: Deutschaufgaben verständlich formulieren. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung schulischer schriftlicher Aufgabenstellungen am Beispiel des Deutschunterrichts in der gymnasialen Oberstufe. Online unter: <http://ubdata.uni-paderborn.de/ediss/03/2005/schaefer/disserta.pdf>
- Schäfers (2006c) Schäfers, Stefanie: Aufgabenstellungen im Deutschunterricht. Eine Anleitung zur Formulierung verständlicher schriftlicher Aufgaben in der gymnasialen Oberstufe aus Sicht der Sprachwissenschaften. Münster: Lit, 2006
- Scherer (1989) Sprache in Situation. Eine Zwischenbilanz. Hg. V. Hans Scherer. Bonn, 1989
- Schimmel (1990) Schimmel, Annemarie: Der Islam. Eine Einführung. Stuttgart, 1990

- Schimmel (1995) Schimmel, Annemarie: *Mystische Dimensionen des Islam. Die Geschichte des Sufismus*. Frankfurt/M., 1995
- Schlesinger (1974) Schlesinger, George: *The Unpredictability of Free Choices*. In: *The British Journal for the Philosophy of Science* 25 (1974). S. 209-221
- Schlieben-Lange (1975) Schlieben-Lange, Brigitte: *Linguistische Pragmatik*. Stuttgart 1975
- Schmidt (1977) Schmidt, Hermann Josef: *Philosophie als Problem. Anmerkungen zum Paradox und zur Sinnhaftigkeit von Philosophie*. Rheinstetten 1977
- Schoenthal (1979) Schoenthal, Gisela: *Sprechakttheorie und Konversationsanalyse*. In: *Arbeiten zur Konversationsanalyse*. Hg. V. Jürgen Dittmann. Tübingen, 1979. S. 44-72
- Schülein (1977) Schülein, Johann A.: *Psychotechnik als Politik. Zur Kritik der Pragmatischen Kommunikationstheorie von Watzlawick et al.* Frankfurt/M., 2. Aufl. 1977
- Schwier (1997) Schwier, Manfred: *Paradoxien und ihre didaktische Funktion*. in: *Mathematik in der Schule* 35 (1997) 1. S. 30-32
- Searle (1990) Searle, John R.: *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt/M., 3. Aufl. 1990
- Searle (1994) Searle, John R.: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt/M., 6. Aufl. 1994
- Shah (1986) Shah, Idries: *Der glücklichste Mensch. Das große Buch der Sufi-Weisheit*. Freiburg i. Br., 1986
- Shah (1994) Shah, Idries: *Die Sufis. Botschaft der Derwische, Weisheit der Magier*. München, 9. Aufl. 1994
- Shah (1996) Shah, Idries: *Die fabelhaften Heldentaten des vollendeten Narren und Meisters Mulla Nasrudin*. Freiburg i. Br., 3. Aufl. 1996
- Simmons (1993) Simmons, Keith: *Universality and the Liar. An essay on truth and the diagonal argument*. Cambridge 1993
- Simon (1992) Simon, Fritz B.: *Paradoxien in der Psychologie*. in: *Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens*. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen 1992. S. 71-
- Stein (1993) Nasriddin Afandi. *Der Sündensack. Schwänke, Anekdoten und Witze*. Hg. V. Heidi Stein. München, 1993
- Tugendhat und Wolf (1986) Tugendhat, Ernst und Ursula Wolf: *Logisch-semantische Propädeutik*. Stuttgart, 1986
- Ulshöfer (1975) Ulshöfer, Robert: *Witze – Verstöße gegen die Logik. Einführung in Logik und Argumentationslehre. Ein Lehrgang im 9. Schuljahr*. in: *Der Deutschunterricht* 27 (1975) 26-41
- Vater (1994) Vater, Heinz: *Einführung in die Sprachwissenschaft*. München, 1994
- Veraart (1975) Veraart, Albert: *Logik als Lehre argumentierender Rede*. in: *Der Deutschunterricht* 27 (1975) 2. S. 63-80
- Vollmer (1992) Vollmer, Gerhard: *Paradoxien und Antinomien. Stolpersteine auf dem Weg zur Wahrheit*. In: *Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens*. Hg. V. Paul Geyer u. Roland Hagenbüchle. Tübingen 1992. S. 159-189
- Watzlawick (1963) Watzlawick, Paul: *A Review of the Double Bind Theory*. In: *Family Process* 2 (1963). S. 132-153
- Watzlawick (1965) Watzlawick, Paul: *Paradoxical Predictions*. In: *Psychiatry* 28 (1965). S. 368-374
- Watzlawick (1966) Watzlawick, Paul: *A Structured Family Interview*. In: *Family Process*. 5 (1966) 256-271

- Watzlawick et al. (1967) Watzlawick, Paul, Janet H. Beavin u. Don D. Jackson: Pragmatics of Human Communication. A Study of Interactional Patterns, Pathologies, and Paradoxes. New York 1967
- Watzlawick et al. (1990) Watzlawick, Paul, Janet H. Beavin u. Don D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern, 8. Aufl. 1990
- Watzlawick et al. (1992) Watzlawick, Paul, John H. Weakland u. Richard Fisch: Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels. Bern 19925
- Wunderlich (2002) Wunderlich, Dieter: Argumentlinking als strukturelle Generalisierung. in: Sprache als Form. Hg. V. Michael Bommes u.a. Wiesbaden 2002. S. 11-21
- Ziegler (1977) Ziegler, Jürgen: Kommunikation als paradoxer Mythos. Analyse und Kritik der Kommunikationstheorie Watzlawicks und ihrer didaktischen Verwertung. Weinheim 1977

Prof.Dr. Friederike Schmöe (Bamberg, Deutschland)

Zur linguistischen Interpretation sprachlicher Defizite bei Alzheimer-Demenz³⁷

Wir *können* unsere Sprache – aber wir *kennen* sie nicht. Dieser Zwiespalt ist das große Faszinosum, das Linguisten in Atem hält und sie zu ihren Forschungen antreibt. Zwar sollte man annehmen, dass ein Linguist seine Sprache kennt, meist

³⁷ Dieser Aufsatz ist eine überarbeitete Version meines Vortrags „Mein Kopf – meine Sprache“, gehalten auf dem 2. Christfried-Jakob-Symposium („Hundert Jahre Alzheimer – ein Franke machte Wissenschaftsgeschichte“) am Klinikum Bamberg (12.5.07).

sogar mehrere Sprachen, aber bei aller Erkenntnis über das Funktionieren dieses komplexen Systems bleiben doch Lücken, in die wir noch nicht eingedrungen sind, und deren genaue Mechanismen und Wenn-dann-Bedingungen im Dunkeln liegen. Eine ähnliche Situation finden die Neurowissenschaften vor, die Indizien sammeln, Teilerkenntnisse skizzieren, und doch feststellen, wie unendlich wenig sie über das menschliche Gehirn wissen.

Während also der Linguist durchaus einen beachtlichen Teil seiner Sprache kennt, ist der Muttersprachler, der vielleicht nicht einmal einem Sprachberuf nachgeht, meist unbeleckt, wenn es um Fragen der Grammatik oder um semantische Feinheiten im Aufbau des Wortschatzes geht. Und doch *spricht* er. Er nutzt das System Sprache perfekt, fehlerfrei. Er *kann* es, *kennt* es aber nicht. Dies mag von Vorteil sein, wenn man an die enorme Prozeptionsleistung gesprochener Sprache denkt. Schließlich ist es sinnvoller, über die Inhalte als über die sprachliche Form nachzudenken. Beim Produzieren geschriebener Sprache verschieben sich zwar die Prioritäten, die Grundlage aber bleibt. Wir tun es, wir sprechen und schreiben, ohne genau zu wissen, wie.

Linguisten, insbesondere Psycho- und Neurolinguisten, stehen nun vor der Frage, wie dieses Geheimnis der Sprache im Kopf gelüftet werden kann. Was geschieht in der Black Box unter unserer Schädeldecke, während wir um das richtige Wort ringen oder eine Plusquamperfektform bilden? Dies aufzudecken haben wir nicht viele Möglichkeiten. Bildgebende Verfahren wie die Computertomographie sind lediglich Indizien. Die Technik färbt aktive Hirnareale farblich ein. Erklärt ist damit nichts. Psycholinguistische Experimente in Labors, zu denen langmütige Versuchspersonen beitragen, unterliegen einem ähnlichen Dilemma: Sie sind aufgesetzte sprachliche Aktivitäten in einem künstlichen Setting, das gegenüber der Wirklichkeit reduziert ist und häufig Fertigkeiten abfragt, die so im natürlichen Sprachverhalten nicht vorkommen – was ihren Wert für den Erkenntnisgewinn nicht kleinredet. Vielmehr sind Experimente bislang DER Weg, um mehr über das Funktionieren unserer Sprachfähigkeit herauszufinden. Die Versprecherforschung leistet ebenfalls ihren Beitrag, hat aber mit der Problematik zu kämpfen, wie echte Versprecher erhoben werden können. Dies geschieht i.d.R. spontan und ohne ein klar umrissenes Korpus. Die Fehleranfälligkeit ist recht hoch.

Da Linguisten vor dem Problem stehen, ihren Forschungsgegenstand Sprache durch das Medium Sprache zu erklären, also quasi durch sich selbst, entdecken sie die materielle Grundlage des Gehirns und die Neurowissenschaften als Unterbau. Nun wird Sprache, die primär etwas Geistiges ist, abgebildet auf eine materielle Grundlage. Deren Beschaffenheit und Funktionsweise liefert Erklärungen dafür, warum Sprache im Gehirn in einer bestimmten Weise prozessiert wird.

Hier kommt defekte Sprache ins Spiel. Wenn es so umfangreich und schwierig ist, das zu untersuchen, was funktioniert (also die nicht gestörte Sprache, das reibungslose Sprechen), dann ist es eine andere Option, gestörte Sprache zu untersuchen. Das Defekte kann, so die Wunschvorstellung, zu einem gewissen Grad Auskunft darüber geben, wie das Funktionierende auszusehen hat – oder hätte. In den vergangenen Jahrzehnten haben insbesondere Forschungen zu Aphasien und Demenzen eine Fülle an Resultaten hervorgebracht und die Disziplin der Klinischen Linguistik aufgefächert. Essentiell ist dabei die Erkenntnis, dass Läsionen in bestimmten Hirnbereichen bestimmte spezifische Defekte auslösen, genauso aber der begründete Verdacht, dass das lokal unreibbare Hirnareal nicht das Maß aller Dinge ist. Vielmehr kommt es auf neuronale Relationen an, kann sich das Gehirn beständig umbilden, entstehen neue ‚Gedankenspuren‘. Studierende der Linguistik empfinden oft eine starke Faszination für die klinische

Seite der Sprachwissenschaft. Es entstehen heute mehr Seminar- und Abschlussarbeiten zu sprachpathologischen Themen als noch vor einigen Jahren. Linguisten untersuchen nicht nur Sprache. Sie interessieren sich vielmehr für den sprechenden Menschen. Regeln gibt es nicht nur in Grammatikbüchern. Diese sind ein Abklatsch jener Regularien, die in unseren Köpfen Stunde um Stunde reibungslos ihre Arbeit tun.

Sprache ist eine kognitive Meisterleistung. Was die Kognition beeinträchtigt, beeinträchtigt letztlich auch die Sprache. Das bis dato problemlose Sprechen und Verstehen, Schreiben und Lesen beginnt zu blockieren, wenn das Gedächtnis nachlässt und – wie es bei der Demenz vom Alzheimer-Typ (DAT) der Fall ist – rapide abbaut. Dies gilt auch in Fällen, in denen das Langzeitgedächtnis (wo Sprache ‚gespeichert‘ ist) noch gut funktioniert. Die ersten (sprachlichen) Ausfälle beim Alzheimerpatienten sind winzig und werden Angehörigen häufig erst in der Rückschau bewusst. Sprachliche Störungen entstehen beim Demenzpatienten allmählich und sind proportional zur Beeinträchtigung anderer kognitiver Leistungen.

Ursachen und Symptome der Demenz vom Alzheimer-Typ

Die DAT wird bewirkt durch einen unaufhaltsamen Schwund der Großhirnrinde (Atrophie – Gewebeschrumpfung). Die Großhirnrinde ermöglicht dem Menschen ‚höhere‘ kognitive Leistungen wie Sprache, Rechnen, das Lösen komplexer Probleme. Zunehmende, schleichende Vergesslichkeit, die weit über jene des normalen Alterns hinausgeht, und Orientierungslosigkeit sind die Folgen einer DAT, die schließlich in die völlige Auflösung der eigenen Persönlichkeit mündet. Über die Ursachen einer DAT-Erkrankung wird in der Medizin viel diskutiert; sie sind bislang nicht abschließend geklärt. Im Gespräch sind neben der genetischen Veranlagung Störungen im Gleichgewicht der chemischen Überträgerstoffe (Transmitter), Vergiftung mit Metallen (in deren Folge Ablagerung im Gehirn entstehen) sowie Durchblutungs- und Stoffwechselstörungen. Die Hirndurchblutung fördernde Medikamente können, sofern die DAT rechtzeitig diagnostiziert wird, den Krankheitsverlauf verlangsamen. Eine Heilung von DAT gibt es nicht.

An einer Demenz leiden in Deutschland heute 1,2 Millionen Menschen³⁸. Da das Risiko, an Demenz zu erkranken, sich mit dem Alter erhöht, ist die Tendenz steigend. Während in der zweiten Hälfte des siebten Lebensjahrzehnts jeder Zwanzigste an einer Demenz leidet, ist jeder Dritte unter den 80- bis 90-jährigen betroffen³⁹. Für das Jahr 2030 wird mit zweieinhalb Millionen Erkrankten gerechnet.

Im Anfangsstadium leiden die Patienten unter zunehmender Vergesslichkeit und leichten zeitlichen Orientierungsschwierigkeiten. Diese Symptome verstärken sich im Laufe der Erkrankung. Der Orientierungssinn in Raum und Zeit schwindet, Menschen (auch nahe Angehörige) werden nicht mehr erkannt, die Alltagstätigkeiten wie Körperpflege oder Haushaltsführung können alleine nicht mehr bewältigt werden. Sprachstörungen stellen sich ein. Im Spätstadium verstummt der Patient. Seine Gedächtnis ist ausgelöscht, seine Persönlichkeit scheint getilgt⁴⁰.

³⁸ www.alzheimerinfo.de

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Zur genaueren Symptomatik s. <http://www.psychosoziale-gesundheit.net/psychiatrie/alzheimer.html>

Die sprachliche Symptomatik

Sprachliche Strukturen, einmal im Gehirn geprägt, sind Überlebenskünstler. Wörter vergisst man eben nicht so schnell wie die Linsensuppe, die man vor fünf Minuten ausgelöffelt hat. Doch mit dem kontinuierlichen Abbau der Großhirnrinde (Cortex) beginnen zusätzlich zu allen anderen Symptomen sprachliche Ausfälle. Sie fangen nicht ruckartig an, wie es bei durch Schlaganfälle oder äußere Verletzungen hervorgerufenen Aphasien der Fall ist, sondern ‚schleichen‘ sich in das soziale Leben des Patienten ein. Er vergisst den Beginn eines Gespräches oder eines Wortbeitrags, bevor er sich selbst äußern kann. Das sprachliche Problem des Alzheimerpatienten ist (zunächst) nicht, dass er Wörter oder Grammatikregeln vergessen würde, sondern dass er im Gespräch nicht mehr weiß, was er sagen sollte oder wollte.

Während Aphasien Resultate fokaler (eng umschriebener) Läsionen in der sprachdominanten Hemisphäre sind, die sprachlichen Defizite ruckartig einsetzen und vor allem sprachlich-formale Bereiche betreffen (vgl. die gestörte Syntax bei Broca-Aphasikern), entstehen sprachliche Störungen bei Demenzpatienten allmählich und sind proportional zur Beeinträchtigung anderer kognitiver Leistungen. Der Aphasiker kämpft mit der Grammatik und der Aussprache, der Demenzpatient ist in seiner Fähigkeit eingeschränkt, sich *inhaltlich* auszudrücken. Durch die Störung der Gedächtnisprozesse sind je nach Krankheitsstadium konsistente Gespräche nicht mehr möglich, da der Patient vergisst, was zu Beginn des Satzes gesagt wurde und was er selber sagen wollte. Vom normalen Alterungsprozess mit seinen gelegentlichen Vergesslichkeitssymptomen unterscheiden sich dementielle sprachliche Defizite sehr stark, vor allem in den späteren Stadien. Der gesunde alternde Mensch mag vergesslich oder zerstreut werden, er verliert jedoch nicht seine Fähigkeit zu sprechen und an Gesprächen teilzunehmen.

Phasen im Krankheitsverlauf

Vom sprachlichen Verhalten her lassen sich drei Phasen im Verlauf einer Demenzerkrankung feststellen. Die Unterscheidung ist nicht trennscharf, aber erhellend:

- Frühes Stadium: Der Kommunikationsfluss zwischen Patient und Umwelt ist mitunter gestört.
- Mittleres Stadium: Der Kommunikationsfluss ist eingeschränkt.
- Spätes Stadium: Der Kommunikationsfluss ist zusammengebrochen.

„Störung“ bedeutet weniger sprachformale Fehler (wie sie ein Nicht-Muttersprachler machen würde), als vielmehr Reduktionen der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit.

Sowohl die Sprachproduktion als auch die Sprachrezeption unterliegen fortschreitenden Einschränkungen.

Sprachproduktion läuft in drei Phasen ab, die sich wiederum in mehrere Abschnitte einteilen lassen:

- Eine konzeptuelle Phase (zurechtlegen, was man sagen will).
- Eine Formulierungsphase (Auswahl der lexikalischen Mittel und syntaktische Anordnung).
- Eine Artikulationsphase (phonologische Enkodierung).

Sprachrezeption geht den umgekehrten Weg und beginnt bei der Entschlüsselung des Lautlichen (oder Geschriebenen), bis der Sinn einer Äußerung verstanden wurde. Worauf jedoch richten wir beim Produzieren und Rezipieren unsere Aufmerksamkeit?

Levelt (1989) unterscheidet drei Bereiche: Alles, was

1. noch nicht in den Diskurs eingeführt wurde,
2. schon eingeführt wurde,
3. im Fokus der Aufmerksamkeit steht.

Diese Gliederung kommt bei der Verwendung von Pronomina zum Tragen. Definite zeigen an, dass der entsprechende Referenzbereich sich gerade im Fokus der Aufmerksamkeit befindet: *die; diese* (3). Indefinite Pronomina weisen auf noch nicht eingeführte Referenzbereiche: *eine, jemand* (1). Definite Vollformen weisen auf bereits eingeführte Referenzbereiche: *die Frau, der Lehrer* (2).

Demenzpatienten verwenden eine signifikant geringere Anzahl an Pronomina⁴¹. Der Hauptabbau betrifft definite Pronomina vom Typ *er, sie, es*. Sie enthalten komplexen, reichhaltigen aktuellen Inhalt, alles, was explizit nicht gesagt, aber mitgemeint wird. Dieser Kontext muss mental ständig aktuell gehalten werden. Der Sprecher unterstellt ja, dass der Hörer weiß, wer *sie* ist, wie *sie* heißt, wie *sie* zu ihm (dem Sprecher oder dem Hörer oder zu beiden) steht und welche Rolle *sie* in dem aktuellen Gespräch innehat. Alzheimerpatienten schaffen diese kognitive Leistung (je nach Krankheitsstadium) nur noch eingeschränkt oder überhaupt nicht mehr.

Vor allem im mittleren Stadium der Erkrankung bauen Demente sehr stark soziale Deiktika ab (Höflichkeitsformen wie *Sie, Ihr*), wodurch Therapeuten und Angehörige den Eindruck erhalten, die Patienten seien emotional distanzlos und unhöflich. Deiktische Proformen, die ‚direkt‘ zeigen (*du, ich*) werden im fortgeschrittenen Stadium abgebaut. Definite Vollformen wie *die Frau* bleiben relativ lange bestehen und fallen erst spät dem Abbau des Cortex zum Opfer.

Kategorisierung sprachlicher Defizite

Die kurze Skizzierung von ‚Ausfällen‘ im Bereich der Pronomina zeigt bereits, dass Demenzpatienten keine sprachlichen ‚Fehler‘ machen, wie sie jemandem unterlaufen, der seine ersten Gehversuche im Deutschen als Fremdsprache macht. Typisch für die Alzheimer-Symptomatik ist eine stetig schmäler werdende Ausdrucksvarianz, sind zunächst winzige inhaltliche Reduktionen, die kaum empirisch zu fassen sind. Daher rührt die momentan noch geringe Anzahl von Forschungen, die den Sprachverlust bei Alzheimerdemenz strukturiert erfassen würden. Den Patienten gelingt es lange Zeit, ihre Defizite – nicht nur die sprachlichen – durch Ersatzstrategien und Vermeidungshaltungen zu vertuschen. Hier besteht ein linguistisches Diagnoseproblem. Allen sprachlichen Abbauerscheinungen im Verlauf einer Alzheimerdemenz ist gemeinsam, dass den Betroffenen die Kontrolle über Bedeutungselemente und die Regeln situationsangemessenen Sprechens verloren geht. Der rote Faden eines Gesprächs wird nicht erkannt, kann also auch nicht verfolgt werden. Dialogthemen werden vergessen, ein Thema kann argumentativ nicht mehr entfaltet werden. Die Patienten verlieren die Fähigkeit, einen Text in seiner Gesamtheit zu verstehen, da seine Kohärenz nicht mehr wahrgenommen wird. Wie Informationen zusammenhängen, erschließt sich dem DAT-Patienten nicht mehr. Der Kontext⁴² wird nicht mehr ausreichend präsent gehalten.

Syntax

Satzfragmente und Anakoluthe gehören in den moderaten Krankheitsstadien nicht zum typischen Sprachverhalten des Demenzpatienten. Es gibt keinen Agrammatismus wie etwa bei der Broca-Aphasie. Die Syntax ‚schläft‘ eher ‚ein‘.

⁴¹ Gress-Heister 1998.

⁴² Kontext ist neuronal als Strukturierung der Informationsverarbeitung zu verstehen, s. Schecker 1998:287.

Der Satzbau wird weniger komplex (sog. ‚syntaktische Armut‘), was mit der abnehmenden Gedächtnisleistung zu tun hat. Die Fähigkeit zu langen, hypotaktischen Satzstrukturen erlahmt und verschwindet schließlich ganz. Um einen syntaktisch und inhaltlich reichen Satz zu bilden, muss ein Sprecher eine Vorstellung von logischen und plausiblen Verknüpfungen von Sachverhalten, von Ursache und Wirkung besitzen. An der Aufgabe, einen Satz mit einem Adverbial zu bilden, scheitert der Alzheimerpatient, weil er die kognitive Leistung, Relationen zu erkennen, nicht mehr erbringt – aber nicht, weil er vergessen hätte, wie man Sätze bildet. Eine Äußerung wie *Wegen deiner Magenschmerzen solltest du mal zum Arzt gehen*

setzt voraus, dass der Sprecher einen Zusammenhang zwischen *Magenschmerzen* und *Arzt* herstellen kann – unabhängig davon, in welche Richtung die konsekutive Relation geht. Kann ein Demenzpatient einen solchen Satz nicht mehr produzieren, liegt dies nicht an syntaktischen (also sprachlichen) Defiziten. Das Problem sind die kognitiven Defizite. In späten Stadien mit fortgeschrittenem Gedächtnisverlust ist der Patient nicht mehr imstande, den Kontext gemeinsam mit seinen Äußerungsabsichten solange aktuell zu halten, bis er sämtliche Äußerungsteile konzeptualisiert und ausgesprochen hat. In moderaten Stadien bemerken die Patienten ihre Einschränkungen und vermeiden komplexe Ausdrucksverfahren. Viele weichen auf Fragesätze mit expletivem *nicht* aus: *Hat der Mann nicht gestern mit uns Kaffee getrunken?*

Manchmal meiden die Betroffenen generell Situationen, in denen sie sich äußern müssten, so dass für Angehörige der Eindruck entsteht, Vater oder Großmutter sei ‚eigenbrötlerisch‘ geworden.

Konstruktionstypen, die Alzheimerpatienten gerne meiden, sind Passivstrukturen und subordinierende Konstruktionen; sie weichen auf asyndetische, koordinierende Strukturen aus. Die Einbettungstiefe geht zurück. Nebensätze verschwinden damit aus dem Sprachgebrauch des Erkrankten. In koordinativen Konstruktionen wird das Subjekt unnötigerweise wiederholt: *Er steht am Fenster und er raucht* statt *Er steht am Fenster und raucht*. Empirisch sind diese Einschränkungen bislang nur rudimentär erfasst.

Im fortgeschrittenen Stadium verbleiben Einwortsätze, oft nur Floskeln wie *Macht ja nichts*. Der Patient verfügt über einen Vorrat solcher Floskeln, die er einsetzt, ohne dass sie inhaltlich oder thematisch passen.

Während also die inhaltliche Fülle von Äußerungen beim Fortschreiten der Erkrankung nach und nach verloren geht, bleibt die formale Syntax lange Zeit intakt. Für die neurolinguistische Forschung stellt sich dabei das Problem, dass nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann, ob der syntaktische Informationsbestand noch funktionsfähig ist und ‚lediglich‘ die Abläufe gestört sind, oder ob der Syntaxbestand an sich getilgt wird.

Wortschatz, Semantik

Ab dem mittleren Stadium der DAT werden Wörter nicht mehr verstanden oder stehen in Äußerungen nicht mehr zur Verfügung. In Tests sind die Patienten durch Hilfestellung auch nicht deblockierbar, wie es bei Aphasikern teils der Fall ist. Sollen zum Beispiel Tiernamen assoziiert werden, kommt der Demenzpatient auch nicht weiter, wenn man ihm sagt, er solle Raubtiere aufzählen. Am längsten bleiben Basic-Level-Bezeichnungen (*Auto*, nicht *Fahrzeug*, nicht *Mercedes*) oder prototypische Bezeichnungen (*Hammer* als Repräsentant für *Werkzeug*) bestehen. Die Betroffenen behelfen sich mit Verzögerungsstrategien, versuchen, das Wort in monologischem Suchen zu finden, oder wählen eine semantische Paraphrasie (ein Wort, dessen Bedeutung dem gesuchten ähnelt, aber doch nicht passt, etwa *Kran* statt *Bagger*), häufig auf kohyponymischer Ebene. Manchmal werden Wörter

gewählt, die in metonymischer Beziehung zum gesuchten Wort stehen (*Schaufel* statt *Bagger*), oder der Patient paraphrasiert: *Das da zum Arbeiten*. Die Bedeutung von Wörtern verliert oder verschiebt sich. Therapeuten und Angehörige wissen vielfach nicht, ob der Patient den Gegenstand nicht mehr erkennt oder ob er das Wort nicht mehr weiß. Die lang anhaltenden Wortsuchprozesse machen die Kommunikation mühsam. Viele Patienten spielen den Ball den Gesprächsteilnehmern zu und lassen sich das gesuchte Wort nennen. Angehörige, die sich an diese Strategien gewöhnen, bemerken meist nicht, wie weit die Wortfindungsstörungen des Patienten schon fortgeschritten sind.

Kommunikation

Jedes dementielle Syndrom ist auch eine Kommunikationsstörung. Gespräche zu führen ist ab dem mittleren Stadium der DAT nicht mehr reibungslos möglich. Dem Patienten geht das Wissen über Scripts, die kleinen Drehbücher der Alltagssituationen, verloren. Was bedeutet es, wenn jemand *Guten Morgen* zu mir sagt? Was antworte ich? Antworte ich überhaupt? Der Demente ist dazu nicht im vollen Umfang in der Lage. So, wie ihm die Orientierung für Zeit, Raum und Personen abhanden kommt, kennt er sich auch in Gesprächen nicht mehr aus. Er irrt gleichsam durch die Kommunikationssituation. Der Verlust der Fähigkeit, Aufmerksamkeit zu fokussieren oder Planungen vorzunehmen, erschwert die Kommunikation zusätzlich. Die Patienten halten sich, solange sie können, an ihre Routinekenntnisse, setzen jene Verhaltensmuster ein, die sie ihr Leben lang ausgeübt haben.

In sehr späten Stadien der DAT leiden Patienten an Perseverationen: Sie beharren auf Äußerungen, Äußerungsteilen, oft nur auf Silben, die hartnäckig wiederholt werden. Auf die Frage *Wo sind Sie geboren?* antwortet ein Dementer möglicherweise mit *ja, das weiß ich nicht dass dass es meine Mutter gewohnt das weiß ich*. Die Syntax ist hier gestört, aber schwerwiegender für die Kommunikation ist, dass die Frage nicht beantwortet (und vermutlich nicht verstanden) wurde.

Demenzpatienten weichen Gesprächsanforderungen gerne aus. Sie nutzen vage, oft floskelhafte Ausdrücke, die möglichst weit interpretierbar sind. Unklar ist, ob sie das bewusst tun, um den Gesprächspartner die Arbeit erledigen zu lassen, oder ob ihnen vorwiegend die vagen Mittel zur Verfügung stehen. Für das frühe und mittlere Stadium ist anzunehmen, dass Vagheit eine Behelfsstrategie darstellt, um sich in der Kommunikation aus der Affäre zu ziehen, ohne mit dem eigenen Defizit allzu sehr aufzufallen.

Häufig werden Ergänzungsfragen, die üblicherweise nicht mit *ja* oder *nein* zu beantworten sind (etwa *Wo sind Sie geboren?*), gerade mit diesen Antwortpartikeln beantwortet. Oft benötigt der Kranke lange Zeit, bis er einen Antwortversuch unternimmt. Dies hängt mit der Störung der mentalen Informationsverarbeitung zusammen und ist kein primär sprachliches Problem.

Blanken⁴³ hat festgestellt, dass die Fähigkeit zu monologisch kohärentem Sprechen länger erhalten bleibt als die zu dialogischer Kohärenz, was mit abnehmender rezeptiver Leistung einhergeht. Außerdem werden Fragen von Gesprächspartnern so langsam prozessiert, dass der Patient noch an der Beantwortung einer Frage arbeitet, während schon drei oder vier weitere gestellt wurden.

Ein Beispiel zur Veranschaulichung⁴⁴:

U1: sind sie verheiratet?

⁴³ 1989:122

⁴⁴ Ebd. U steht für Untersuchende, P für Patient. U1 bedeutet: erste Frage der Untersuchenden, P1 erste Reaktion darauf usw.

- P 1: nein
 U 2: nein?
 P 2 (hustet) nein ich wollte gerade eben schauen wollen sie mich denn bitte mal an deutlich anschauen // demnach müssen wir uns früher schon einmal (unverständlich)
 U 3: warum?
 P 3: wann ist das gewesen?

Der Patient bietet ein in sich geschlossenes, zusammenhängendes Gesprächsmuster. Er versucht, eine Beziehungsebene im Gespräch herzustellen, indem er fragt, ob er die Ärztin schon einmal gesehen hat. Seine letzte Äußerung bezieht sich auf seine vorletzte eigene Äußerung und nicht auf die der Ärztin.

Je schwerer die Störung, desto passiver verhält sich der Patient in der Kommunikation. In fortgeschrittenen Stadien sind Gespräche mit inhaltlicher Bedeutung nicht mehr möglich. Es bleiben aber Gesprächsformen, die die Beziehungsebene zwischen Angehörigen und Patienten stärken. Beziehung herzustellen und zu erhalten ist ja eine wesentliche Funktion menschlicher Sprache überhaupt. Betreuer und Kranke behelfen sich oft nonverbal. Durch aussagekräftige Intonation gestützte und stark auf die Situation bezogene Kommunikation ist eher möglich als ein Gespräch, wo es darauf ankommt, jedes Wort, jede Relation im Satz zu verstehen. Angehörige leiden besonders an inhaltlich eindeutig falschen Aussagen des Patienten. So sagt die achtzigjährige Patientin: *Ich will nach Hause zu Mutter*. Aber sie IST zu Hause, und ihre Mutter ist seit 30 Jahren tot. Gegenargumente nützen nichts, sie sorgen für Konflikte und Verunsicherung, zermürben Patienten und Familie. Besser ist es, die Würde und kognitive Stabilität des Patienten zu stützen, indem man vertraute Rituale durchführt: Heimkommen, Schuhe ausziehen, Licht machen, Tee aufsetzen ...

Angehörige ertragen die emotionale Belastung einer Demenzerkrankung in der Familie leichter, wenn sie sich mehr auf die situationsbezogene Kommunikation, in der ein Lächeln, ein *jaja* usw. vieles bedeuten kann, einzulassen, als über inhaltliche Dinge zu sprechen.

Metaphern, Sprichwörter, Ironie

Demenzpatienten können metaphorische, idiomatische oder ironische Ausdrucksweisen nicht angemessen interpretieren. Probleme mit bildlichen Ausdrücken treten schon sehr bald im Verlauf der DAT auf. Dass etwas nicht wörtlich zu verstehen ist, erkennt nur, wer auf den Kontext zurückgreift. Das Bildliche wird nur als solches verstanden, wenn der Kontext aktuell präsent ist oder schnell rekonstruiert werden kann, was ab einem bestimmten Stadium der Erkrankung nicht mehr möglich ist. Eine Untersuchung von Andree, Hittmair und Benke (1991) zeigte, dass die Demenzpatienten Sprichwörter in Tests zwar als ‚nicht-wörtlich‘ erkannten. Sie versuchten nicht etwa, die Sprichwörter wörtlich zu erklären (z.B. *über etwas Gras wachsen lassen*), aber ihre Erklärungen waren oft weitschweifig, unvollständig oder schlicht falsch. Manchmal kam auch keine Reaktion, vermutlich, weil die Patienten die Aufgabenstellung nicht verstanden hatten. Häufig erklärten die Patienten das Sprichwort mit starkem Bezug auf sich selbst, z.B. *das Geld zum Fenster rausschmeißen*: „nein, das mache ich nicht, ich kaufe nur, was ich brauche“ (ebd.). Der Alzheimerpatient interpretiert ein Sprichwort eher falsch als wörtlich. Hier zeigt sich, dass er zu gewissen Abstraktionsleistungen noch in der Lage ist – jedenfalls in einem frühen und mittleren Stadium.

Reparaturen

In mündlicher Kommunikation kommt es permanent zu Brüchen in der Satzkonstruktion (sog. Anakoluthe): *Die Robb äh der Eisbär frisst die Robbe*. In der ‚normalen‘ Kommunikation unter Gesunden sorgt eine Kontrollinstanz TOP-down dafür, dass die defektive Äußerung repariert und die Inkohärenz beseitigt wird. Kochendörfer 1998 nennt diese Instanz „prädiktives System“. Es ist vermutlich subkortikal angesiedelt. Reparatur- oder Ergänzungsleistungen erbringen wir als Gesunde vollkommen automatisiert, wir bemerken sie nicht einmal. Kochendörfer vermutet, dass diese Reparaturleistung bereits in frühen Stadien der Demenz nicht mehr in gleichem Maß wie beim Gesunden erbracht werden kann. Tatsächlich ist eine Menge Kontextaktivierung erforderlich, um zu Reparaturen imstande zu sein. Zu dieser anspruchsvollen kognitiven Leistung ist der DAT-Patient nicht in der Lage.

Morphologie und **Aussprache** sind vom Fortschreiten der DAT lange Zeit nicht tangiert. Die orthographischen Leistungen der Patienten können kaum bewertet werden, da die Kranken das Schreiben oft einstellen. Es erfordert in fortgeschrittenen Krankheitsstadien kognitive Fähigkeiten, die nicht mehr erbracht werden können. Apraxien (neuronale Störungen in der Planung von Bewegungsabläufen) und Dysarthrien (Störungen in der Steuerung und Koordination von Sprechbewegungen) mischen sich unter die rein sprachlichen Probleme. Intonationsmuster (zum Beispiel *ach so?* für verblüffte Nachfragen) bleiben sehr lange bestehen. Angehörige sind nicht zuletzt deshalb so schockiert über eine Demenzdiagnose, weil Vater oder Großmutter doch immer ‚normal‘ zu reagieren schienen. Dies spricht auch für eine über Jahre währende Verschleierung des mentalen Zustandes durch den Patienten selber, zu dem aber auch die Angehörigen durch Hilfestellungen aller Art einen gewissen Beitrag leisten.

Zusammenfassung

Die sprachlichen Defizite des Alzheimerpatienten liegen weniger im Schwinden formal-syntaktischer Informationsbestände als vielmehr im Verlust von Bedeutungskonzepten, von Bedeutung an sich, von Sinnzusammenhängen und Kohärenz. Die Erkrankten sprechen bereits in frühen Stadien pragmatisch inadäquat. Angehörige empfinden den mangelnden Zusammenhang zu den Äußerungen der anderen Gesprächsteilnehmer, die sachlich falschen Äußerungen und die Gedächtnisstörungen als frustrierend. Sie leiden unter dem allmählich Verschwinden des Menschen, den sie einmal kannten. Sprachliche Defizite spiegeln in der Wahrnehmung durch dem Patienten nahestehende Personen lediglich das ungute Gefühl, jemanden, der körperlich anwesend bleibt, dennoch zu verlieren.

Sprache bietet jedoch nicht nur die Möglichkeit, Informationen auszutauschen, *über* etwas zu reden. Vielmehr dient Sprache auch dazu, Beziehung herzustellen, zu stützen und aufrechtzuerhalten. Diese Eigenschaft der menschlichen Sprache bleibt auch im Umgang mit Alzheimerpatienten bestehen. Sprechen, um Beziehung herzustellen, menschliche Nähe zum Ausdruck zu bringen, ist für Alzheimerpatienten auch dann eine Hilfe und seelische Stütze, wenn die Basis für inhaltliches Sprechen längst weggebrochen ist.

Bibliographie:

Andree, Barbara/Benke, Thomas (1991): Diskursverhalten im Frühstadium der Alzheimer Demenz. In: Grazer Linguistische Studien 35. 153-164.

Andree, Barbara et al. (1992): Erkennen und Erklären von Sprichwörtern bei Patienten mit Alzheimer-Demenz. In: Neurolinguistik. Zeitschrift für Aphasieforschung und –therapie. 6:1. 27-34.

Bates, E. et al. (1995): Production of Complex Syntax in Normal Aging and Alzheimer's Disease. In: Lang Cog Pro 19 (5). 487-539.

Blanken, Gerhard (1989): Kommunikatives Verhalten in Frage-Antwort-Sequenzen bei seniler Demenz. In: Roth, Volkbert M. (ed.): Kommunikation trotz gestörter Sprache. Aphasie – Demenz – Schizophrenie. 119-127.

Blanken, Gerhard et al. (eds.) (1993): Linguistic Disorders and Pathologies. An International Handbook. Berlin/New York.

Bradshaw, Major R. (2005): Verbal Fluency Performance in Alzheimer's Disease and Amyotrophic Lateral Sclerosis. In: Dissertation Abstracts International, Section B (DAIB): The Sciences and Engineering. 65:11. 6037-6038.

Denis, Michel et al. (2006): Deficits in the Spatial Discourse of Alzheimer Patients. In: Hickman, Maya/Robert, Stéphane (eds.): Space in Languages: Linguistic Systems and Cognitive Categories. Amsterdam. 335-349.

Gress-Heister, Markus (1996): Aspekte der kommunikativen Sprachverarbeitung und des Gesprächsverhaltens bei Menschen mit dementiellen Syndromen. Linguistische Untersuchung zum Zusammenhang von Demenz und Sprachverarbeitung. Freiburg.

Gress-Heister, Markus (1998): Abbau sprachverarbeitender Prozesse bei dementiellen Syndromen am Beispiel pronominaler Formen. In: Fiehler, Reinhard/Thimm, Caja (eds.): Sprache und Kommunikation im Alter. Opladen/Wiesbaden. 293-309.

Kochendörfer, Günter (1998): Sprachverarbeitung bei Alzheimer-Demenz. Tübingen.

Levelt, Willem J. (1989): Speaking. From Intention to Articulation. Cambridge/Mass.

Maisch, Silke (2002): Prädiktives Monitoring bei Alzheimer-Demenz (PMA®). Ansätze zu einer Bestimmung von Normbereichen. In: Veit, Dominic/Schecker, Michael (eds.): „Beschreiben“ und „Erklären“ in der Klinischen Linguistik. Günter Kochendörfer zum 60. Geburtstag. Tübingen. 115-123.

Möller, Gabi (2002): Das Hirnleistungstraining IHT® als kognitive Therapie bei Demenz. In: Veit, Dominic/Schecker, Michael (eds.): „Beschreiben“ und „Erklären“ in der Klinischen Linguistik. Günter Kochendörfer zum 60. Geburtstag. Tübingen. 107-114.

Romero, Barbara/Kurz, Alexander (1989): Kommunikationswege für Alzheimer Kranke. In: Roth, Volkbert M. (ed.): Kommunikation trotz gestörter Sprache. Aphasie – Demenz – Schizophrenie. 129-141.

Schecker, Michael (1998): Sprache und Demenz. In: Fiehler, Reinhard/Thimm, Caja (eds.): Sprache und Kommunikation im Alter. Opladen/Wiesbaden. 278-292.

Staffelt, Sven (2004): Das Drängen der störenden Redeabsicht. Dieter Fladers Kritik an Freuds Theorie der Versprecher. Göppingen.

Wallesch, C.W./Hundsals, A (1994): Language Function in Delirium: A Comparison of Single Word Processing in Acute Confusional States and Probable Alzheimer's Disease. In: Brain & Language 46. 502-506.

<http://alzheimerforum.de>

<http://www.alzheimerinfo.de>

<http://www.psychosoziale-gesundheit.net/psychiatrie/alzheimer.html>

<http://www.stern.de/wissenschaft/medizin/559141.html>

Dr. Gerd Schrammen (Göttingen, Deutschland)

Gelehrte Anglizismenblindheit

Brief an einen Sprachwissenschaftler

(Über den Aufsatz von Jan Georg Schneider: „Von free-floatingem Kapital, Hardlinern und Instructions“. *Lingua et Opinio*. Chemnitz. Dezember 2006. www.tu-chemnitz.de/phil/leo/ - 40k)

Sehr geehrter Herr Kollege,
ich habe Ihren Aufsatz gern gelesen. Über den Widerstand der Bürger gegen die Beschädigung der Muttersprache haben Linguisten schon Schlimmeres geschrieben. An einer Stelle erwähnen Sie, die Enthaltensamkeit der Linguistik bei Fragen der Norm

und Sprachrichtigkeit sei mitverantwortlich für die wachsende Zahl populärer Publikationen zum Sprachgebrauch. Sie schreiben: „Es gibt keine linguistischen Kriterien, die es rechtfertigen würden, ein bestimmtes Wort von vornherein aus der deutschen Sprache auszuschließen.“

Linguisten können folglich beim Widerstand gegen die Anglisierung der deutschen Sprache nicht mitmachen.

Haben Sie denn Kriterien zugunsten von Anglizismen und Denglisch? Sie nennen sie nicht. Ich nehme an, es gibt sie nicht. Wie wäre es, wenn die Linguisten sich deshalb ganz aus den sprachpflegerischen Bemühungen der Bürger herauszuhielten und diese gewähren ließen? Die Bürger kommen bislang gut ohne linguistische Beratung aus, um ihre Sprache zu pflegen und gegen unwillkommene Veränderungen anzugehen, die ein paar mit Verbreitungsmacht ausgestattete Individuen oder Einrichtungen durchzusetzen versuchen. Für den Widerstand gegen Denglisch sind ohnehin keine linguistischen Begründungen erforderlich. Und auf Beschwichtigungen aus Expertenmund, wonach Anglizismen und Anglodeutsch halb so schlimm seien, verzichten sie gern.

Sie beschreiben Sprache als „offenes System“ und greifen auf Peter von Polenz zurück, um Sprachkritik zu definieren. Die bestünde darin, „Möglichkeiten aufzuzeigen, etwas anders sagen zu können“. Mit Verlaub, das ist vage. Und die „Situationsangemessenheit“, die Sie als Maßstab für den richtigen Sprachgebrauch ins Spiel bringen, heißt nicht, wir sollten munter englische statt deutscher Begriffe gebrauchen. Ich kann mir keine Situation vorstellen, in der es angemessen wäre, *News*, *freecall* oder *Crew* anstelle von Nachrichten, gebührenfrei oder Mannschaft und Besatzung zu sagen oder zu schreiben. Lassen wir die Gelegenheiten beiseite, wo für eine internationale Zuhörer- oder Leserschaft die Verkehrssprache Englisch benutzt wird.

Dann reden Sie von den fremden Wörtern, die in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommen, „adaptiert“ und damit deutsche Wörter werden. Mit den Anglizismen geht das anders. Die werden nicht in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommen und angeglichen, sondern den Sprechern gegen deren Willen aufgenötigt.

So kommt es nicht darauf an, die eingedrungenen englischen Wörter zu „ersetzen“, wie Sie schreiben, sondern von vornherein Deutsch zu sprechen – was sonst? Ein Laster, Lastwagen oder Lastzug ist kein *Truck*. Wo es die Großbildschau oder die Fernschwand, die Arbeitsgruppe, die Freizeitkleidung oder den Werkverkauf gibt, werden *Public Viewing*, *Task Force*, *Casual Wear* oder *Factory Outlet* nicht benötigt.

Die Frage ist hier: Wieso werden den Deutschen überhaupt die englischen Wörter „aufgefropft“ – so nannte das mal ein führender FDP-Politiker und Parteivorsitzender und die Dinge nicht mit einem deutschen Namen versehen? Andere Sprachgemeinschaften, allen voran die Angelsachsen, aber auch die Finnen, Ungarn oder Isländer und alle Staaten mit Sprachgesetzen machen uns vor, daß die Dinge dieser Welt mit einem eigenen Wort benannt werden können und Anleihen bei anderen Sprachen nicht notwendig sind. Bei uns gibt es den *Shop*, den *Snack*, das *Girl* und den *Pool*. Für Englischsprechende sind das vertraute Vokabeln, für die kein fremder Ersatz gesucht wird. Die Angelsachsen benutzen die alten Wörter für die neuen Dinge. Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß wir das genauso machen könnten?

Ich teile Ihre Kritik an der Vorstellung, Sprache sei ein lebendiger Organismus. Diese schwärmerische Metapher halte ich auch für Unfug. Sprache wird gemacht. Fragt sich nur, von wem und wie. Ihr Begriff von der „sich wandelnden Sprache“ hat dann doch wieder was von natürlicher Veränderung, die nicht vom Menschen kommt. Sprache wandelt sich nicht wie das Wetter, die Jahreszeiten oder die Blätter an den Bäumen, sondern unterliegt den Eingriffen der Sprecher und Schreiber. Sie fällt nicht vom Himmel, sondern hat Urheber. Zur Zeit schleusen ein paar Leute eine Menge

unwillkommener englischer Wörter in die deutsche Sprache ein. Daß diese im Unterschied zu Ihrer Betrachtungsweise *nicht* „adaptiert“ werden, zeigt deren Ablehnung durch 66 Prozent der Sprecher in Deutschland.

Sie selbst legen am Beispiel von *Instructions* oder *downloaden* dar, daß die englischen Wörter überflüssig sind. Insgesamt verharmlosen Sie jedoch das heutige anglierte Deutsch. Ihre Duldsamkeit gegenüber Denglisch geht dabei kaum aus sprachwissenschaftlichen Überlegungen hervor, sondern kommt aus Ihrem (unvermeidlich) unwissenschaftlichen Vorverständnis. Sie finden nichts dabei, daß sich Denglisch ausbreitet. Dahinter stehen Ihre politischen und weltanschaulichen Überzeugungen, Ihre Wertvorstellungen und Vorurteile, die nichts mit Sprachwissenschaft zu tun haben.

Zu der Auffassung, daß Sprache mehr ist als bloßes Verständigungsmittel, und die Muttersprache etwas anderes und mehr als die anderen, können Sie sich nicht durchringen. Finden Sie nicht, daß man die eigene Sprache anders draufhat, anders mit ihr umgeht als mit einer fremden? Man hat ein affektives, gar „erotisches“ Verhältnis zu ihr, wie das ein berühmter Theatermann einmal nannte. Und man widersetzt sich ihren Verunstaltungen.

Sprache ist mehr als ein fades Hin und Zurück von Mitteilungen, bei dem die verschiedenen Sprachen gleichwertig sind. Sie dient zum Beispiel der Erlangung von Macht und der Sicherung von Vorherrschaft. Mit diesem Gedanken sollten Sie sich anfreunden. Ich schicke Ihnen eine Zeitung. Der Text auf der Titelseite über Sprache als Herrschaftsinstrument enthält wichtige Informationen dazu.

Bedenken Sie bitte auch, daß Sprache für viele Menschen ein Stück Identität darstellt, nationale, kulturelle und persönliche. Davon mögen Linguisten nicht hören. Lesen Sie trotzdem das Buch *Combat pour le français* von Claude Hagège. Sie werden erstaunt zur Kenntnis nehmen, daß sprachwissenschaftliche Kompetenz und entschlossenes Eintreten für die eigene Sprache gut zusammengehen. Hagège lehrt am Collège de France in Paris.

Zuguterletzt noch eine Kleinigkeit. Sie sind gegen „Belehrung und Bevormundung“. Wer wen belehrt und bevormundet, sagen Sie nicht. Halten wir fest, daß Sie mit Ihrem Text prominente Sprachpfleger wie Bastian Sick, Dieter E. Zimmer und die Autoren des *Spiegel* oder die Gefolgsleute des Vereins Deutsche Sprache zu belehren versuchen. An den von dem Philosophen Jean-François Lyotard geprägten Begriff vom *agonisme langagier* wäre zu erinnern. Wer spricht oder schreibt, greift in einen Streit ein, will Recht haben und seine Zuhörer oder Leser beeinflussen. Da gibt es keine Unschuld. Der Psychologe Schulz von Thun gebraucht dafür die milde Formel, der Sprecher betrachte den Hörer als „informationsbedürftig“. Das ist dasselbe.

Zur „Bevormundung“ müßten Sie deutlicher werden. Sie findet statt, wo den Bürgern Ausdrücke wie *Service Point*, *Flatrate*, *Catering*, *Payback* und andere vorgesetzt werden. In Deutschland sind es zwei Drittel der Sprecher, die diese Anglisierung der eigenen Sprache nicht mögen. Dazu sagen Sie nichts.

Aber vielleicht, verehrter Herr Kollege, packen Sie die Sache mit der Sprachpflege der Laien noch einmal an. Beschäftigen sich vor allem mit dem, was jenseits der Linguistik die Leute in Deutschland dazu treibt, gegen den gegenwärtigen Sprachskandal vorzugehen. Am Ende könnten Sie über Ihren linguistischen Schatten springen und sich denen zugesellen, die für die Erhaltung der Muttersprache eintreten. Oder Sie finden sogar linguistische Argumente *für* die Erhaltung der heimischen Sprache.

Nationale Gesänge oder: Warum Italien Weltmeister wurde

Da stehen sie auf grünem Rasen: elf junge Männer, zehn davon in schwarz-weißer Kluft, geziert mit Streifen und Flecken in Rot und Gold. Sie singen „Einigkeit und Recht und Freiheit“. Aus voller Kehle, wie Minister Schily sich das einst wünschte. Er hatte von deutschen Sportlern mehr Inbrust beim Absingen der Nationalhymne gefordert. Nur der Jungspieler Podolski kriegt die Zähne nicht auseinander. Das ist weiter nicht schlimm. Ein machtvoller Chor von mehreren zehntausend Fußballfreunden auf den Rängen singt für ihn.

Ein kluger Franzose, der Philosoph Ernest Renan, hat einmal gesagt, um gemeinsam große Dinge zu leisten, brauche es eine Erinnerung an große Taten, die ein Volk in der Vergangenheit vollbracht hat. Unsere jüngere Vergangenheit liefert etliche Beispiele für große Untaten. Deshalb mögen die gemeinsamen Ideale die großen Taten ersetzen. In den nach 1945 ausgesonderten Strophen des Deutschlandliedes kamen noch das Land selbst, auch deutsche Frauen und deutscher Wein vor. An deren Stelle sind die hehren Werte getreten. Schon kopflastig ist das, wie es sich für ein Volk der Dichter und Denker gehört.

Der rechte Sinn kann allemal in die Brust deutschen Spieler und half, kleinere Fußballnationen wie Costa Rica, auch Mittelmächte wie Schweden oder Polen und einen der großen, nämlich Argentinien, zu überrollen. Gar nichts vermochte die heroische Erbauung gegen ein sympathisches Land im Süden. Da versagte der kollektive Gesang. Die mächtigen Vokabeln „Einigkeit“, „Recht“, „Freiheit“ und „deutsches Vaterland“ reichten nicht aus, um den unerbittlichen Siegeswillen zu erzeugen und am Ende auch zu gewinnen.

Die Beschwörung des Vaterlandes

Fehlte der letzte Schub, weil die deutsche Hymne mehr beruhigt als anspornt? Lag es an der kräftigeren Aufpeitschung der Italiener vor dem Spiel? Das Deutschlandlied, zu dem der 2.Satz von Haydns Kaiserquartett die Musik hergab, klingt feierlich. Die italienische Hymne ist forsch und mitreißend, die Worte ein Musterbeispiel für die Beschwörung nationaler Größe. Vom römischen Feldherrn Scipio bis zum *Risorgimento* im 19.Jahrhundert, der Abschüttelung österreichischer und französischer Fremdherrschaft, reichen die heldenhaften Taten, von denen der Text handelt. Und gegen elf Balltreter, welche beim Absingen der Nationalhymne viermal ihr Land nennen und genauso oft ihre Todesbereitschaft bekunden, scheint kein Kraut gewachsen: *L'Italia chiamo ... Siamo pronti alla morte*. Wer das schmettert, muss gewinnen.

Im nationalen Lied der Franzosen kommt *France*, das Wort für Frankreich, nicht ein einziges Mal vor. Was *Marseillaise* in diesem Punkt fehlt, wird durch blutrünstige Verse ersetzt. Da soll das „unreine Blut“ der Tyrannen und ihrer Kriegsknechte „die Ackerfurchen tränken“. Das sangen Zidane und seine Gesellen vor dem alles entscheidenden Spiel am 9.Juli 2006 im Berliner Olympiastadion. Es half nichts, die Niederlage war unabwendbar. Als unvergessliches Ereignis bleibt nur ein Kopfstoß von Zizou – so nennen die Franzosen ihren Liebling, laut Meinungsumfragen ihr allersympathischster Landsmann – gegen die Brust des Marco Materazzi im Gedächtnis haften. War das eine Spätfolge der vor Spielbeginn gesungenen Verse? Oder kam nordafrikanische Leidenschaft in ihm hoch? Zinedine Zidane ist der Sohn algerischer Einwanderer und gehört dem Volk der Berber an.

Kirchenklänge

So richtig merkwürdig tönt, was sich englischen Kehlen entring. Da singen elf Athleten vor und ihre Anhänger während des ganzen Spiels *God save the Queen*, und es klingt wie ein frommer Choral in der Kirche mit Orgelbegleitung, Botmäßig, als beteuerten friedfertige Menschen ihre Unterwürfigkeit unter einen Monarchen, klingt es auch. Wer sich kaum vorstellen, dass der bullige Rooney oder der ungelenke Crouch seinem Gegener auch nur ein Haar krümmt.

Die Russen singen vom „heiligen Russland“, die Schweizer von „freien Schweizern“, die Österreicher vom „vielgerühmten, vielgeprüften“ und „vielgeliebten Österreich“. In der schwedischen Hymne wird Schweden nicht erwähnt, sondern nur der „gebirgige Norden“. Die US-Amerikaner reden nur von ihrer Flagge, nicht von den USA. Und wie klingt das alles? Ein Sportmoderator, Jazzpianist in seinen jungen Jahren, erklärte einmal die US-Hymne zur schönsten der Welt. Ich höre am liebsten die ehemalige sowjetische und heutige russische Nationalhymne. Wenn sie bei Sportveranstaltungen abgespielt wird, stelle ich den Ton lauter. Im Unterschied zum Gesang der Amerikaner, der mir gar zu sieghaft daherkommt, hat sie Wärme, Tiefe und Seele. Auf ihre Weise scheint sie auch die russischen Sportler zu großen Leistungen zu beflügeln. Sie siegen oft.

Dr. Nana Stambolischwili (Batumi, Georgien)

Möglichkeiten einer vergleichenden Beschreibung des Entstehungs-und Verschwindenprozesses der Phraseologismen anhand der Wörterbücher

Den Anlass für die in diesem Artikel vorgetragenen Überlegungen lieferte die Arbeit an den deutschen Redensarten anhand der Wörterbücher: am Wörterbuch des Frühneuhochdeutschen (FWB) und am Wörterbuch des Neuhochdeutschen (DWB) der Gebrüder Grimm.

Bei der Arbeit an den Wörterbüchern wurde von mir folgende Punkte in Betracht gezogen: Aufsuchung solcher deutschen Lexeme, die in ihrem polysemischen Stamm Metaphorisierungstendenz aufweisen; Benennung umgedeuteter Redensarten mit ihrer Stellposition und Titelbezeichnung und ihr

Vergleich mit dem deutschen Wörterbuch von Grimm, Feststellung der lexikalischen Unterschiede der Redensarten zwischen dem Frühneuhochdeutschen und dem Neuhochdeutschen, Aufsuchung und Gegenüberstellung solcher georgischen Redensarten, die Übereinstimmung mit den gegebenen deutschen Redensarten finden.. Für die Zielsetzung orientierten wir uns auf folgende Argumentationen: 1. Polysemierung.-quantitativen Aufbau des semasiologischen Feldes (Signifikates), Bedeutungsspektrums eines Wortes insoweit, dass es umgedeutet wird und eine zweite lexikalisch-semantische Ebene schafft; 2. Monosemierung; Dieser Zug der Wortgeschichte ist hier als Tendenz solcher Entwicklung zu verstehen, die zum logischen Endpunkt dieser Entwicklung, nämlich zum Wortschwund, in unserem Fall zum Verschwinden des Phraseologismus führt.

Beispiele, an denen die Entwicklung der Phraseologismen aus den freien syntaktischen Wortverbindungen vorgestellt und erläutert werden kann, liefern die Wörter: abrechen, abschöpfen, Abweg; (S.23,355,483;). Die drei werden von uns erläutert und im Kontext gezeigt. Für ersteres wurden im Frühneuhochdeutschen Wörterbuch die 17 Bedeutungen angesetzt, für zweiteres und für dritteres 3 Bedeutungen. Das Wort „abrechen“ setzt sich in seiner ersten Bedeutung „von einer anderen abrechen, losreißen“, auch „abbröckeln, zerbröckeln“..offen zu den spezialisierten Bedeutungen(vgl;2-7),--Synt.:in der Regel trans.:einen zipfel,stein, ein blat stük a.:vereinzelt intr-in zweiter Bedeutung:etwas (z. B.ein Gebäude) mit Gewalt abreissen, in Verbindung mit mehreren Wörtern, die konkreten Dinge bezeichnen, z. B.Synt.:trans.; die brücke, burg, kirche,mauer,stube, das haus, den bau, zaun abrechen und im FBW als Syntagmen bezeichnet sind.z. B.Spiller,Füettrer.Bay. Chron.147,6(moobd., 1478(81): Er (...) prach ab die prugken. In der dritten Bedeutung –etw.. fachmännisch abrechen, abbauen,um es an anderer Stelle wieder aufzubauen,--Synt.:trans,,fachtextlich auch ohne Obj.z.BGuth Gr. Alexander 1485 (Hs.oobd, E14.Jh): Daz man die pampilion Brech ab vil schon. In seiner vierten Bedeutung verbindet sich das Verb mit den Wörtern, die ein Glied von Menschenkörper bezeichnet.z.B. sich etw (einen Knochen, ein Glied brechen) .z.BGillee u.a. M.Beheim 79,385 (nobd., 2.H.15.Jh):...wann ainer ein fus abpricht. Kell. Peter v. Ulm 153 (nobd,..1453(4): der ein pein ab bet gesprochen oder ein arm oder ein ripp. - Koppitz. Troianerkr. 1985..23215; Maaler 1r.. Diese Lexeme haben eine direkte Bedeutung und sind syntagmatisch gebunden.

Das deutsche Wörterbuch von Grimm bietet uns aber ein anderes Bild . Schon ab 16. Jahrhundert wird das Verb „abrechen“ in Verbindung mit manchen Wörtern redensartlich gebraucht.. z.B. - **etwas vom zaune abrechen**: (wie...brechen), eine gelegenheit (gewaltsam)herbeiführen:(1512) ein bruder schon syns bruders nicht, biß er ein vrsach **abgebracht**/ab dem **zun** vnd fahet in Murner 2, 176Sch. 1840 die gelegenheit (zum besuche)...vom **zaune abrechen**. W. Grimm.brw,2,32,1. - **etwas übers knie abrechen** (wie..brechen) ein ende, ergebnis gewaltsam herbeiführen: (1502) (dies sind)solche puncten, so sich nit über ein knie abrechen lassen in:Frauenholz heerwesen (1935) 3,,2,121. Die Redensart finden wir auch im 19.Jh. zwar im Jahre1868. -die sache **über dem Knie abzubrechen**. Justi br.aus Italien 233K und im 20.Jh..bei Rosegger ges. w.(Leipz. o.j.).6,7 - **einer sache die spitze abrechen**, ihr die schärfe, die hauptwirkung nehmen:(1813) **brecht** eures **witzes** scharfe spitzen **ab**. A. v. Arnim 3,315 Sch. (1855) gesellenhäuser, rettungshäuser etc. werden den sozialismus **die spitze abrechen**; Rimhl familie 282 (1951) Allem Anschein nach ist die Wortverbindung ab 16.Jh. metaphorsiert,umgedeutet und zu einer Redensart geworden. Die Redensart finden wir auch im 20.Jh. (1951) das würde jeder

mißdeutung....**die spitze abbrechen** Rehfisch hexen (1957) 135.. --brich dir keine verzierung ab (modern umgangssprachlich als aufforderung, prezios zu tun): (1935) **brechen** sie sich mal keine **verzierung ab**, schwester! F. Wolf besinnung (1946) 10 (1943) Feuchtwanger Lautensack (Rudolst.o.j. I, 25.

Das **Verb „abbrechen“** in seiner Bedeutung“ . etw., Errichtetes niederreißen, abtragen, niederbrechen ist im FWB noch als Syntagma bezeichnet **die brücken hinter sich abbrechen** und findet ihre Verwendung schon in ihrer umgedeuteten Form erst ab 17. Jh. “eine rückverbindung zerstören, modern besonders mit seiner vergangenheit brechen“:(1605) wer hinüber ist, **der sol die brück nicht abbrechen**, wenn ander auch wöllen...nachfolgen. Petri weissheit Ggg 3a.

1788 daß du **die brücke** seyn werdest, Egmont, über welche die Spanier in das land setzen, und die sie **abbrechen** werden, wenn sie darüber sind. Schiller 7,287 G.

(1858) er machte dies geständniß mit innerm zagen..., denn er wußte, wie er sich hierdurch jede **brücke** zum rückzug **abbrach**. Auerbach (1857)13,1 3 (1899) entweder sie bleiben hier **,brechen** alle **brücken ab**,...oder sie gehen nach hause..., lassen sich einpferchen Halbe (1917) 2,232..

Das Verb “abbrechen“ in der Bedeutung“ abbauen“ mit dem Wort „Zelt“ wird bildlich gebraucht und bezeichnet folgendes: **die zelte abbrechen** „einen Aufenthalt aufgeben, den bisherigen Lebenskreis verlassen“

(1860) scheidert es da,.. dann **breche ich die zelte ab** und laufe dem teufel in den rachen Feuerbach br. an seine mutter 2,7 K.!U.-B. (1906) sich zur abreise zu rüsten und sein **zelt** in Frankfurt **abzubrechen**.Heyse (1924)111 4,459.1938 I. Seidel Lennacker 489.

Das Verb **„abschöpfen“** ist im FWB mit seiner drei Bedeutungen dargestellt: 1.“etwas abschöpfen, von oben wegnehmen; 2.den Weinbergzins nehmen; 3.ein Urteil fällen. Keine von den Bedeutungen findet ihre redensartliche Verwendung im FWB, obwohl das Wort in seiner zweiten Bedeutung schon Voraussetzung schafft, sich als feste Wendung zu gestalten, denn „den Weinbergzins nehmen“ geschah durch Abschöpfen der dem Grundherrn zustehenden Menge Weins. Bei Wrede, Aköln.Sprachsch.40b ist das Verb für das Entgegennehmen einer Mahlangabe belegt,demnach allgemein: „etwas ,das jm. zusteht,nehmen; (Synekdoche zu 1)

Seit 18. Jahrhundert ist das Verb in Verbindung gewisser Wörtern umgedeutet und im Deutschen Wörterbuch von Grimm unter dem Titel „redensartlich“ bezeichnet. z.B. **den rahm (die sahne) abschöpfen**“das beste nehmen“:(1790) der wohlhabendere...stand...begnügt sich,gleichsam **den rahm** der wissenschaften... **abzuschöpfen**. Kant 11,141ak. 1869 ihr habt bloß **die sahne abgeschöpft**.. mir bleibt die schlackenmilch des täglichen..berufs Nietzsche br. an mutter u.schwester ⁵97F-N.

Die Redensart findet ihre Verwendung auch im 20. Jahrhundert:(häufig“das Fettabschöpfen).. 1951 wenn nicht: „der bürgerliche kapitalist herbeigeeilt käme, um **den rahm** jeder technischen erfindung für sich **abzuschöpfen**. Niekisch bilanz.315.

Das Wort **„abweg“**, Adv. Adj.- wie das Subst. Dafür werden im FWB drei Bedeutungen angesetzt:1. von der Stelle,beiseite,weg .Adomatis u.a. Murer. Abs.1521 (Zürich 1656): sy gond rüstend sich zur frucht!und tritt der statthalter und vagt abweg.2.Als Adj. in prädikativer Verwendung“weg“Bolte,Pauli. Schimpf u.Ernst 1,158,11 (Straßb.1522): und waren alle Ding abweg.3.adv.:“beiläufig,nebenbei“ zur Einleitung einer Parenthese.

Schmitz, schiltb. 31,16 (Frankf.1597);wie dann die Narrn selber!abweg!
damit ich nicht Dich vnd Mich zu gleich treff !denn es muß gewezet seyn vnd
gelten) nit vertragen können 1 dz jnen jr Thorheit fürgeworffen!...werde.

Aus den Angaben geht hervor, dass keine von den Verwendungsmöglichkeiten
im FWB als Redensart bezeichnet ist, denn es wird sie im übertragenen Sinn seit
17 Jh. gebraucht und steht im Wörterbuch von Grimm, wo das Wort „abweg“ mit
seiner direkten Bedeutung in Verbindung mit dem Verb „geraten“ sich über
mehrere Bedeutungen verfügt und wird umgedeutet. Also seit 17. Jh. fest in der
Wendung **auf abwege geraten** bedeutet „auf falschen, schiefen, weg geraten“sich
irren.“

...1692 . **geräth** das kind **auf abwege...** und es gehet ihm nicht wohl, wie
groß ist euer betrübniß Scriver theognosia 834.

1969.“in bestimmten Situationen mun seinen verstand lahmlegen“, sagte er
„sonst **gerät** man **auf abwege**, auf denen man umherirrt“Bartsch zerreißprobe
302.

Im weiteren Verlauf des Artikels wird von uns versucht im Gegenteil von der
Entstehungstendenz, die Verschwindenfälle der Redensarten an Beispielen
vorzutragen und zu erläutern. Der erwähnte Fall wird vorläufig an 3 Beispielen
vorgeführt. Diese Beispiele liefern die Redewendungen: 1. jm, das herz
abgenagen; 2. jn. abhältig machen und 3.jm den unmut ablohen.

Das Verb „**abgenagen**“finden wir im FWB in seiner einziger Bedeutung
„etw. abnagen“ und in der Wendung- **jm. das herz abgenagen**,„jn. zermürben,
brechen“; Ütr. zu 1.Fischer, Folz. Reimp. 8b,226 (Nürnb. um1480!81):Pis sie **das
herz im abgenug**.

Das vom Verb „**abhalten**“ abgeleitetes Adjektiv „abhältig“ steht im FWB
nur in der Wendung- **abhältig machen** „jn. zur Zurückhaltung veranlassen“ Luther,
WA Br. 9, 432,113 (1541): dadurch andere herrn (...) **abheldich zu machen**.

In der Ra. **jm den unmut ablohen** „jn. beruhigen, beschwichtigen,
besänftigen“; wohl Ütr. zu nicht belegtem“ ablohen“- „schwächer werden(von
Flammen). Qu. Brasso 5, 431, 26 (siebenb. ,1616):ist der Herr Richter (...)bei ihn
gefahren auf sein Begehrt und ihm **den Unmut abgeloht** und ihn wiederumb
begehrt, dass er zu uns einkehren wollt mit derselber Summa.

Die Durchsicht der Strecke a.-abhältig bis a-abtrinken ergab in beiden
Wörterbüchern folgendes Bild:von uns auf im FWB auf genannter Strecke
aufgesuchte Redensarten fanden im DWB keine Analogien.Diese Redensarten
sind: **etw. abpfändig machen**“etw. verpfänden, veräußern.“ **des feindes spitze
abreiten** „den Feind überreiten überholen,überflügeln;“ **absag werden** „feind
werden “, **Jn. hals und leben abschwern** „jn. durch einen Schwur um Kopf
und Kragen bringen“. **das trinken abstreichen**“die Zeche prellen,“ **die bogen
abstreifen** „Rebschößlinge so aus der Aufhängung bringen, dass sie auf anderem
Grunde weiterwachsen,“ **den hals abtragen** „sich abrackern“, **den frieden
abtrinken** „sich aussöhnen“ und v. a.. Die Wendung. **des ablasses teilhaftig
werden** – „sich brauchen lassen“- vom Kernwort „ablass“-das sich im FWB über
13 Bedeutungen verfügt, in seiner neunten Bedeutung „Mißbrauchung von jm. (im
sexuellen Sinne“)- findet im DWB auch keine Verwendung.

Wenn man von dem Verschwinden der Redensarten aus dem selbstständigen
Sprachgebrauch spricht, muss man eins berücksichtigt werden: sind diese
Redensarten ganz aus dem Sprachgebrauch verschwunden, oder bleiben sie noch in
einem Dialekt und leben weiter.

Bezüglich dieser Vermutung müssen zwei Entwicklungswege der
Redensarten erklärt und analysiert werden.1.Die Redensarten, die im
Frühneuhochdeutschen selbst eine nachgewiesene Bindung an umgrenzbare

Landschaften (Schreiblandschaften) aufweisen. Diese Bedeutungen werden von den Sprechern (Schreibern) der sich herausbildenden Hochsprache nicht in deren Lexikon aufgenommen. 2. Die Redensarten, die im Frühneuhochdeutschen nicht nachweislich an eine Schreiblandschaft gebunden sind oder gar eine nachweisbar allgemeine Verbreitung haben. Dann gilt: viele dieser Redensarten werden von den Sprechern (Schreibern) der sich herausbildenden Hochsprache ebenfalls nicht in deren Lexikon übernommen.

In Beziehung zu dieser Frage können wir folgendes vermuten: Die aus dem DWB ausgelisteten Redensarten, die keine räumlichen Verbreitungsangaben finden, werden in einer großen Anzahl von Fällen nicht direkt ungebräuchlich, sondern erfahren eine zwischenzeitliche Beschränkung auf die Dialekte: So geht es für die Ra „jm.den unmut ablohen“. Im FWB siebenbürgerisch, 1616. Für die Wendung „des feindes spitze abreiten“-ostoberdeutsch 14.Jh. Für die Ra „jm. hals und leben abschweren“ schwäbisch, 1542. Für die Ra „das trinken abstreichen“ -ostmitteldeutsch, 1338 (auch im 15Jh.) und moobd, 1360. Für die Wendung „den hals abtragen“ ribuarisch, 1483, Für die Wendung „den frieden abtrinken“-hochalemanisch, 1509 auch schwäbisch und schweizerdeutsch 1279... Dabei muss auch die sozialschichtige Unterschiedlichkeit des Dialekts berücksichtigt werden. O. Reichmann analysiert Polisemierungs- und Monosemierungstendenz lexikalischer Einheiten, wobei er betont, dass die Monosemierung dementsprechend nicht ausschließlich als Prozeß zunehmender arealer Beschränkung und auch nicht nur als Vorgang der in der Zeit verlaufenden allmählichen Veraltung innerhalb eines immer enger werdenden arealen Geltungsbereich zu sehen ist, sondern auch mindestens ebenso stark als ein Vorgang sprachsoziologischer Umschichtung.

Es wäre aber auch sehr wichtig, die Redensarten miteinander zu vergleichen, die in beiden Wörterbüchern ihre Verwendung finden. z. B **sein abenteuer stehen**“ für das Wort „abenteuer“ ist im FWB 17 Bedeutungen angesetzt. Von seiner achten Bedeutung“ Unrechtmäßigkeit jeder Art, Ungebürlichkeit, Unsittlichkeit, Betrug, Gaunerei,übles Treiben, Machenschaften –erweitert er sein semantisches Feld und bildet einen Phraseologismus, zwar einzigen der im FWB unter dem Titel „Idiom“ bezeichnet ist und es lautet „für das Folgen seines Verhaltens gerade stehen“. Dinklage, Frk. Bauernweist.53,19 (nobd.,A.16.Jh.): sucht aber einer awßflucht, so **sten** einer **seyn abenthewer**.-Luther, WA 41,398,13; Chron. Augsb.9,364,25; Müller, Nördl. Stad tr.124,36,Mon.Boica,NF.2,1,300.

Das Idiom finden wir auch im DWB als Verbalverbindung in der Bedeutung „seine sache vertreten, für etwas gerade stehen, dafür haften:1368 de (stadt) scholde...deghedinghen mit dem koninghe...vnde ere **auenture stan** Lüb., urkb 1,3,707.

(14Jh.) wer dem anderen eyn oug...vorerete, der muste vor gheme wider yn sollichir **ebenteuere stehen**. sächs. weichbildrecht1, 398D.) G.

„Abenteuer“ enthält stets die Vorstellung eines ungewöhnlichen,seltsamen unsicheren Ereignisses oder Wagnisses - **ein abenteuer wagen oder bestehen** – bedeutet etwas seltsames, gefährliches unternehmen. 1506)7 sie rehten wol zwei jar mit ainander, ee er sein **abentteur** darümb **bestand**.(Nürnb) chr.dt.städte.11.668.

„Abenteuer bestehen“ ist im FWB als Syntagma, im DWB als Verbalverbindung bezeichnet.

2. **jm.im grind oben ablausen** - findet im fWB -nur redensartliche Verwendung „jn.sanft anpacken, nachsichtig behandeln“ (vom Verb ablausen „jn. verprügeln“ im FWB in seiner Einzelbedeutung, nur in ral.und ütr.Verwendung.)

Michels, Murner. Badenf.43, 30 (Straßb.1514): **Ich lus im oben** ab im **gründt**. Vber solche grobe sünd .. las ich sie nur ein wenig betten.- Ebd. 204, Anm.30 (gleicher Kontext gilt für die Verwendung der Ra im DWB Murner 1,2, 43Sch. Die Redensart hat Synonymen: **jm. die flöhe absträlen** (abstrählen oder abstrehlen bildl. im sinne von „ prügeln, strafen“) ~ „jm.eine Tracht verabreichen“-die in beiden Wörterbüchern die Verwendung findet. Im FWB: Maaler 7r(Zürich1561):Absträlen.Depectere.in bildl. Verwendung bei Sachs 9,112,10(Nürnb.1560):Das weib zuckt ein brügel, spricht: (...) Ich wil **die flöh** dir fein **abstreln**. Im DWB wird die Ra in gleichem Kontext gebraucht, der Satz wird aber sinnlich vollendet: ich will **die flöh** dir **abstreln**, das du lang wirst, darbey gedencken.Sachs 9,112LV. ~**die flöhe abstreichen**“jn. prügeln, jm. eine Tracht verabreichen“ . Die Ra steht. im FWB: Fasnachtsp.756, 7(nobd,15 Jh.) Da ward ir man mein da gewar! Wer ich da nit von dannen gewichen,! So bet er mir die **flöh ab gestrichen**1 Mit einer schwern zuberstangen. .Sachs 17,35,9(Nürnb1553) Biß daß den pfaffen ich erschleich!Und im weidlich **die flöh abstreich**. Im DWB: (1530)diß werden sie (heiden).- sagen so sie die christen überwunden haben:sechs zu...wir haben den christen abkert , **die floh abstrichen**. Paracelsus 11 4,90.S .1575. so traffen sie (regimenter)den B. mit seim volck...an:den **strichen sie** ..zimblich **die floh ab**. Fischart geschichtklitterung 425 HND.

Zu den Redensarten, die in beiden Wörterbüchern ihre Verwendung finden, können auch gezählt werden: **jm. etw. an den augen absehen**.. Verwendungszeit 1636,1784, 1836,1879,1903,1935. -jm. jn. **abspännig machen**“ „jm. jn. abwerben“-die Wendung vom Adjektiv abspännig (Vom verb abspannen mhd (abe)spanen „locken“) Im FWB: Berthold, Zwick.Stadtrref. 73,6 (osächs.,1542 70: Es sol niemand eins andern gemietet gesinde mit verheisung mehr lohns oder anders/vorteils **abspennig machen**. Löscher, Erzgeb.Bergr.73,2 (omd.,1563):auch sollen die muhlmeister keiner dem andern jungen **abspennig machen**-Preuss.Wb.(Z)1,65; Volkmar 670. Synonymische Beziehung weist zu dieser Wendung die Wendung ~**jm. jn. abspenstig machen**-auf. „Abspenstig“. das Adjektiv stammt vom Verb „abspenen“ -,jm.jn. abwerben“ in der Wendung -jm. jn. **abspenstig machen** „jm. gegen jn. aufbringen; jm. jn. abwerben, zum Abfall bringen“: Schwartzenbrach B1z (Frankf.1564): **Abspenstig machen** Einem sein Weib, kind oder Ehehalten auffreden, **abhendig machen** und entführen“. v.Birken. Erzh.Österreich 73b,51 Nürnb.1668): **machte** Gr.Ulrichen ...von ihm **abspenstig**.-Ebd.74b,32; Rwb1,282;Trübner, Dt.Wb.1,37. Die Wendung **jm.jn.abspännig machen** findet ihre Verwendung im verschiedenen Zeitabschnitt.: 1354, 1490, 1585, 1601, 1750, 1831 schles. chr.und ihr Synonym ~**jm.jn.abspenstig machen** in: 1564,1621, 1625, 1776, 874,1967. ~**abständig sein**. „etw. leugnen, in Abrede stellen“ oder **abständig werden** „verlassen, aufgeben, aus etw. austreten“ steht: im FWB-Enders Eberlin 1,18,28 (Basel 1521): Ich **bin nit abstendig**, ver alten zyten hab man in vollen landen das volck ermant jarlich zu meiden gewonte vberfroliche gesellschaft.-Preuss. WB. (Z)1,66.Siegel u.a, Salzb.Taid.141, Anm.1 (smoobd.,Zusatz zu Hs. des 16. Jh.) welcher seines dinstes **abstendig sein** oder irrig **wurde**. (gleicher Kontext im DWB).

Jm. hörner abstossen „vernünftiger, gemäßiger werden“ ist im FWB als Wendung, im DWB als Festverbindung bezeichnet.(die hörner abstossen „vernünftig werden, wildheit abreagieren-) Die Anwendung der Redensart im FWB 1534, im DWB 1530, auch im 1719 und im 1925 z.B: bei Gilman, Agricola, Sprichw. 1,157, 25 (Hagenau 1534): die newlich in eyn Regiment kommen/die meynen/es sol/alles nach yhren köpffen hynauß gehen [...] aber wenn sie es eyn weil treiben |so **stossen** sie die **horner ab** |und werden gelinder. Die Wendung

jm.das herz abstossen – in beiden Wörterbüchern als „jn. töten, umbringen“ (in DWB auch „den hals abstossen, durchstossen, brechen, für jn. ums leben bringen“) findet ihre Anwendung im FWB. Frankf.1597, Basel 1519, schwäb. im 15.Jh., moobd. 1529: im DWB seit 1373 (Augsb.) und in den verschiedenen Perioden der Entwicklung der Sprache:1521, 1557, 1588, 1602, 1621, 1671, 1729, 1872, 1908, 1919, 1947, 1951 zB: im FWB bei Fuchs. Murner. Geuchmat. S. 45,1 (Basel 1519): bett gott, wer sy jm mit gynn | das es jm syn **hertz abstoß**. Die Redensart - **jm.mit dem fuchsschwanz die federn abstreichen** „jm.schmeicheln“ findet seine Verwendung im FWB unter dem Titel „ral. Sachs 21 , 304,9 (Nürnb.1566): Da wir den armen und den reichen \ Mit ein **fuchsschwanz die federn abstreichen**, Mit schmeichelworten sie betauben. Die Redensart mit gleichem Kontext findet ihre Verwendung auch im DWB :(1566)Sachs 21, 304 LV.

Die Wendung **-abtrülig machen** „jn. zum Abfall von jm. etw.bewegen“. (abtrülig, Adj.; zu abtrüllen) Luginbühl, Brennwalds Schweizer Chr.2,434,28 (halem.,1508.!16): si **machtind** öch teglich **abtrülig** und ufenthieltind die, so sich von dem rich sündertind.Maaler 8r. (Zürich 1561): Einen von seinem fürnemmen **Abtrülig machen** / Von seuner meinung bringen.(vgl. DWB S.1182; Abtrülig adj. wie abtrünnig,vgl.1trollen DWB:15.Jh.apposteta (!) abtrülig (obd)in gleichem Kontext wie im FWB).

Die Wendung jn. **abtrünnig machen** „jn. abwerben,abdingen“. - Bdv..vgl.abdingen. Im FWB steht die Wendung in folgendem Kontext:Winter, Nöst.Weist.3,746, 16 (moobd.,16.Jh.): so ainer! knecht oder diern. **abtrunig macht** und auf sein tail zeucht. -Ebd.2,465,40; Rwb.1,323; Schwäb. Wb.1,80.Im DWB – in verschiedenen Zeitabschnitt ohne Bezeichnung „Ra“ oder Ral“. (1798) er wird uns alle unsre schönen **abtrünnig machen** Tieck (1828)16,397. 1854 ein krämer,...dem seine kunden **abtrünnig werden**.Heine. 6, 328 E. Im FWB abwendig, als Präposition „unterhalb“, als Adjektiv „von etw. jm. losgesagt, abtrünnig“ steht -in der Wendung **jn.abwendig machen** „jn. aufsässig machen“(jm) jn. abwerben“. zu abwenden 4.-Bdv.vgl. abspännig. Maaler 8v (Zürich 1561): Einem ein reysigen zeüg **Abwendig machen**. vnd vff sein part bringen - Rwb 1,340 Auch die Wendungen:**etw.abwendig machen** „etw.(Bevorstehendes)abwenden,verhindern,verhüten“; zu abwenden 5. Maaler 8v (Zürich 1561): Die pestilentz oder beülabwendig machen vnnnd fürkommen oder verhuten.und **etw. jn . abwendig machen**“ etw. (Bestehendes) jn. beseitigen; etw. wenden, ändern“;vgl..abwenden 6.Ebd Jes.43, 13: ich [Gott] wirke, und wer mac daz **abwendig machen?**.

Im DWB stehen die Wendungen in verschiedenen Kontexten und in verschiedenen Zeitabschnitten:1665 ebensowenig soll einer dem andern seine kunden **abwendig machen** strassb.tucherzunft 330Sch. 1700 laß ich mich ..von meiner meynung nicht **abwendig machen** Ettner apotecker 1026. 1795 so weiß ich...nicht warum du dich **abwendig machen** läßt her zu kommen K.E. Goethe br, ⁵1.287 K.

Das Adjektiv „abwürfig“ in der Wendung **jn. abwürfig machen**“ jn. zum Abfall von jm. bewegen“zu abwurf;vgl.abwerfen10;11,-Bdv,:abfällig 4 . Im FWB ist die Wendung in einzigem Kontext gegeben.V. Anshelm. Berner Chron .3,34,17 (halem.,n. 1529):dass er uns wider unser brief und sigel siner majestat **abwürfig mach**. Im DWB .“abwürfig“ adj., abtrünnig, abspenstig (vgl. abwerfen 4):1480!1 du hast mich yetzt **abwürfig gemacht** der gesellschaft Senespa Pforr beispiele 42 LV. 1545 **macht** im seinen ledigen son.. **abwürfig** und widerwertig Watt 3,73 G.

Manche von uns erläuternde Redensarten finden ihre strukturell-semantischen Äquivalente im Georgischen. Die sind in diesem Fall die Redensarten, die im FWB noch als Syntagmen dargestellt waren und ihre redensartliche Verwendung

erst im DWB von Gebrüder Grimm fanden. -also sich im Laufe der Sprachgeschichte als Phraseologismen etabliert hatten ..Vergleichen wir diese Redensarten in Kontexten.:

1. Die Brücken hinter sich abbrechen –geor. **ukandasaxevi gzis moWra, ukandasaxevi xidis CaSI a.** (ukandasaxevi gzis močra, ukandasaxevi xidis čašla.)

...Alle bisherige schien ihm unerträglich geworden. Er **brach** rücksichtslos **alle Brücken hinter sich ab.** (Jutta Hecker. „Traum der ewigen Schönheit“).

mas yvel aferi adrindel i autanel i ečveneboda da uceremoniod Wrida yvel a ukandasaxe v gzas, SI ida ukandasaxe v xids. (črida ukandasaxe v gzas, šlida ukandasaxe v xids.)

2. den Rahm abschöpfen - **naRebi moxado.**(nayebe moxado).

....Der Kaufmann war wütend, dass sein Konkurrent ihm in diesem Geschäft zuvorgekommen war und **den Rahm abgeschöpft** hatte.

vaWari gacofebul i iyo, rom misma konkurentma am saqmeSi, daaswro mas da naRebi c moxada.(nayebe moxada).

1. auf Abweg geraten –**gzas acde, cud gzas daadge.** (gzas acde, cud gzas daadge)

....Der war inzwischen wie Berendis nach Potsdam gegangen und dort **auf Abweg**

geraten .(Jutta Hecker.“Traum der ewigen Schönheit“).**DamasobaSi igi berendisiviT pocdamSi wavida. iq gzas acda.** (gzas acda) **da yel amde val ebSi Caefl o.**

Die Redewendungen aber, die nur im FWB dargestellt sind und im DWB keine Verwendung finden,sind spezifisch für deutsche Sprache und entsprechen den georgischen Redensarten weder strukturell noch semantisch.

Es bleibt noch zu erwähnen, dass es mir gelang, nur 40 Redensarten miteinander zu vergleichen, woraus es sich resultiert: die im FWB als Syntagmen bezeichneten Wendungen finden ihre redensartlichen Verwendungen erst ab 16Jh.im DWB (die sind aus den freien syntaktischen Wortverbindungen entstandene Phraseologismen,die im Georgischen ihre strukturell-semantischen Äquivalente haben), Phraseologismen, die nur im FWB unter der Titelbezeichnung „Wendung“ vorkommen (diese Redensarten verschwanden entweder aus dem Sprachgebrauch oder sind in einem Dialekt geblieben und leben weiter) und Phraseologismen, die in beiden Wörterbüchern ihre Verwendung finden..

Für die Zukunft ist zu hoffen, alle Bände einzusehen , deutsche Redensarten anhand gegebener Wörterbücher und darüber hinaus ein kontrastives Modell-deutsch-georgische Redehsarten aus der linguistischen, soziolinguistischen und interkulturellen Sicht zu forschen und zu erläutern.

Literaturverzeichnis

- 1.Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Herausgegeben von Robert R. Anderson. Ulrich Goebel. Band 1. Einführung a-äpfelkern bearbeitet von oskar Reichmann. Walter de Gruyter. Berlin. New York. 1989.
- 2.Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Herausgegeben von Ulrich Goebel und Oskar Reichmann. Begründet von Robert R. Anderson.Ulrich Goebel .Oskar Reichmann. Band 2 apfelkönig-barmherzig beatbeitet von Oskar Reichmann. Walter de Grayter. Berlin. New York 1994.
- 3.Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm Neubearbeitung . Herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften der

- DDR in Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.
1 Band A- Affrikata. S. Hirzel Verlag Leipzig 1983
4. Deutsch- Russisches phraseologisches Wörterbuch. Verlag“Russische Sprache“Moskau 1975
5.Oskar Reichmann. Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen, Berlin, 1988.

2. LITERATURWISSENSCHAFT



Prof. Ass. Natali Dshanelidse (Tbilissi, Georgien)

Symbolische Paradigmen in den Romanen von Günter de Bruyn

„Literatur hilft uns, die Zeit, in der wir leben, besser zu verstehen. Ein Meister darin, Bezugspunkte für den Leser zu schaffen und die Wirklichkeit im Geschriebenen zu verfestigen, ist Günter de Bruyn. Seine Romane und

Erzählungen sind geprägt durch die eigene Herkunft, die Heimat und die Suche nach der Wahrheit“.

„Seine Bücher, seine Romane sind nicht nur im besten Sinne „welthaltig“ und von großer sprachlicher Qualität. Sie haben auch einen hohen Grad an Wahrhaftigkeit, an Glaubwürdigkeit“.

Am 21. Oktober 2006 wird Günter de Bruyn mit dem Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache ausgezeichnet.

(„Sprachnachrichten“ 4/06, 1/07)

Alles was geschieht, ist Symbol, und, indem es sich selbst darstellt, deutet es auf das Übrige“.

Goethe

In Nachschlagewerken gibt es Definitionen eines Symbols in Menge, aber je mehr wir versuchen, uns mit dem Problem vertraut zu machen, umso mehr kann man sich davon überzeugen, dass der Fachausdruck „Symbol“ auf den Gebieten der Philosophie und der Literaturtheorie behandelt wird und viel seltener auf der Ebene der Sprachwissenschaft erscheint.

Der engste Zusammenhang zwischen Hermeneutik und Symbolforschung, ist evident, denn Hermeneutik wird als Kunst des Verstehens, der Auslegung und Deutung definiert. Die geistesgeschichtliche Entwicklung hat den Begriff Hermeneutik evolutioniert und ihr Gegenstand dehnte sich im Laufe der Zeit auf jede Sinnvolle Rede aus.

Ein Wendepunkt in der Geschichte Hermeneutik ist bekanntlich mit den Namen von F. O. Schlegel, W. Dilthey, Heidegger verbunden, auf deren Basis U. G. Gadamer eine ausführliche Theorie der Hermeneutik entwickelte.

Das Symbol ist der privilegierte Ort und dabei ein einfacherer Teil der Hermeneutik, besonders in den Fällen, wenn die Deutung des Symbols mit der Frage der Kenntnis des „Kodes“ zusammenfällt.

Obwohl jede Definition zu einem System gehört, ist das Symbol in der Grenzen eines Systems schwer aufzufassen. Es gehört zu einer Kategorie des Zeichens, die Begrenzungen aufhebt, denn die Empirie wird sowohl retrospektiv als auch Perspektiv verstanden.

Die Begriffsbestimmung erschwert die Tatsache, daß das Wort „Symbol“ vom griechischen „Symbolein“ abgeleitet und polysemantisch ist: 1. Zusammenbringen; 2. Zusammenwerfen; 3. Zusammenstellen; 4. Versammeln. In den grundlegenden Untersuchungen zum Begriff Symbol dominiert die These, dass es zu dem interdisziplinären Forschungsbereich gehört und zwei Gegenpole (Verhüllung / Offenbarung) in sich trägt

Mircea Eliade hebt als Eigenart des Symbols hervor, daß es sich an den ganzen Menschen wendet und nicht nur an seinen Verstand. Das Symbol ist immer ein Extrakt, ein Auszug aus einer Fülle von Einzelgedanken; es faßt ganze Gedankenreihen in eine sonst unerreichte bildhafte Kürze zusammen“.

Symbole sind keine starren, präzise abzugrenzenden Gebilde, sondern veränderlich und oft mehrdeutig“ (M. Lurker: 1991, S. 720).

Meine literarische Recherche im Bereich der Symbolik (N. Dshanelidse: „Germanistische Studien“ 05/5, 06/6) heben keinen Anspruch darauf, alles Wissenswerte im zu komplizierten Bereich erfaßt zu haben, sondern es wird möglicherweise versucht in die Kreativität und Kunst des mit immensen Auszeichnungen belasteten Schriftstellers (Günter de Bruyn) in die Tiefe

hineinzuschauen, um so mehr daß die letzte Auszeichnung vom Jahr 2006 „Kulturpreis Deutsche Sprache“ heißt.

Zahlreiche Untersuchungen der letzten Jahre haben bewiesen, dass ein Text nicht nur eine Sprach- oder Redeeinheit darstellt, sondern auch als philosophische und soziologische Einheit betrachtet werden kann. Demzufolge haben sich auch die Auffassungen zu diesem Konglomerat (Text) zum Teil gewandelt.

Ein literarischer Text, wo die Idee und sprachlichen Mittel untrennbar verschmolzen sind, wird durch Einheiten aufgebaut, die beide Ebenen vertreten. Diese Tatasche erlaubt es uns, den Terminus „Symbol“ teilweise auf die Ebene der Sprachwissenschaft zu transponieren und damit allen Anforderungen der interdisziplinären Einstellung gerecht zu werden. Die sinntragende Funktion des Symbols besteht darin, daß es Sinn und Abbild eines Dinges darstellt. Es ist kein passives oder totes Abbild, sondern es trägt die Kraft der Wirklichkeit in sich und wird im Bewusstsein so tief durchdacht und analysiert, dass nichts Unwesentliches mehr übrig bleibt. (Lossjew, 1971, S.65). Wenn man das Symbol mit dem Zeichen vergleicht, so kommt man zu dem Schluß, daß die Entwicklung „von Zeichen zum Symbol“ ein langer Weg ist, bei dem die Endstufe das Höchste darstellt. Das Symbol ist ein entfaltetes Zeichen und das Zeichen ein unentfaltetes Symbol, d.h. sein Keim.

Jedes Zeichen ist ein erzeugendes Modell, das von dem Autor eines literarischen Werkes in die Richtung entfaltet wird, ein typisches Bild der Wirklichkeit, ein verallgemeinerndes Sinnbild zu schaffen.

Obwohl das Symbol in seinem Wesen eine strukturell-semantische Ganzheit bildet sind, einige Bestandteile hervorzuheben, die bei der Bestimmung des Begriffs „Symbol“ als ausschlaggebende gelten: 1. sinntragende Funktion, 2. Verallgemeinerungskraft, 3. gesetzmäßige Einordnung Regelung, 4. erzeugende und konstruierende Potenz, 5. Identität u.a.

Jedes Zeichen kann eine unermessliche Zahl von Bedeutungen haben, d.h. Symbol sein. Die Unermesslichkeit der Bedeutungsvarianten ermöglicht, das Symbol in verschiedenen literarischen Texten als Ausgangspunkt zu verwenden. Unser Vorhaben, den Begriff des Symbols auf die Ebene der Sprachwissenschaft zu transponieren, kann dadurch realisiert werden, dass uns jeder Text die Möglichkeit gibt, seine sprachliche Gestaltung zu untersuchen.

Wallace L. CHAFE (Chafe, W. 1982, S. 31) meint, dass „etwas“ aus dem Bereich der Ideen und Begriffe durch die Symbolisierung in „etwas“ verwandelt wird, das eine Brücke zwischen Absender und Empfänger bildet. Er untersucht keinen „Text“ als solchen, sondern den Zusammenhang zwischen den lautlichen und inhaltlichen Ebenen der Sprache.

Wenn es sich um einen literarischen Text handelt, so ist es viel komplizierter, die exakten sprachlichen Gegebenheiten für die „brücke“ zu fixieren, die auch bei jedem anderen Text dieser Art anwendbar wären.

Von diesem Standpunkt aus scheinen dem Autor des vorliegenden Artikels die Werke von Günter de Bruyn einer Untersuchung wert zu sein.

Wer sind die Helden seiner Bücher? Durch welche sprachlichen Zeichen gelingt es dem Autor, sie zu Symbolen zu entfalten? Diese Fragen sollen im folgenden geklärt werden.

Die Probleme, die die Schriftsteller der Nachkriegszeit zu schildern und zu lösen versuchen, sind folgende: die gebrochene innere Welt der Menschen nach der schrecklichen Kriegstragödie,

der Mensch in neuer Gesellschaftsordnung, in neuer Umwelt – der schwere Prozess der Anpassung an veränderte Umweltbedingungen (Adaption),

der Mensch als ewiger Widerspruch, seine existentielle Interpretation.

Mit diesen drei Problemen ist auch der Hauptheld des Roman „Buridans Esel“, Karl Erp, belastet. Er fühlt sich einsam, obwohl er eine Frau (Elisabeth) und zwei Kinder hat. Die Kinder sind kein Trost für ihn. „Er lachte also mit den Kindern, gleichzeitig aber wurde es ihm bewusst, wie locker und fragwürdig sein Verhältnis zu ihnen war. Konnte er sich ein Leben ohne sie denken? Er stellte sich diese Frage zu erstennmal und erschrak, als er sie ohne Zögern bejahen mußte“. (S. 14).

Liebe kann er in der Ehe alten Stils nicht mehr finden. Da kommt in die Bibliothek, wo er arbeitet, die junge, schöne Praktikantin Fräulein Broder. Karl Erp verliebt sich in sie und verlässt die Familie. Aber es erweist sich für ihn als unmöglich, ein neues Leben zu beginnen. Der Rausch der Liebe vergeht, der Traum, ein neues Leben aufzubauen, schmilzt wie der Frühlingsschnee. Erp geht zu seiner Frau Elisabeth zurück. Dabei verliert er beide Frauen und gleicht dem Esel Buridan aus der Fabel eines französischen Philosophen, der sich zwischen zwei gleichgroßen Heubündeln nicht entscheiden kann und verhungert. Diese Fabel von dem Philosophen Ian Buridan dient dem Autor in einem weiten Sinne als Symbol für die Schilderung der psychologische Prozesse, die sich in seinem Helden abspielen. Zuerst ist der „Esel“ nur eine Anspielung in einem Abzählreim: „Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, der bist du!“ Danach wird sich Rieplos in scherzendem Ton nur beiläufig mit dem „Esel von Buridan“ beim Mittagessen an Erp wenden und noch später seine Belesenheit demonstrieren und erklären, „wie er das mit dem Esel gemeint hatte, mit dem, von Buridan, was aber ein Dorf war oder Stadt oder Land... und natürlich auch nicht der Esel, den man heute und hier fast nur noch aus Märchen kennt, als Müllers Esel vor allem, oder aus der Bibel, wo Jesus hoch zu Esel in Jerusalem einzieht und der des Bileam sogar reden kann... – ein Vorgang, der ihn zum Sinnbild des Intellektuellen hätte werden lassen können, wenn er nicht schon das der Dummheit gewesen wäre“. (S. 117).

Das Sinnbild des Esels verfolgt Erp wie sein eigener Schatten und hebt dadurch die „Stellung und „Gegenüberstellung“ des Autors hervor. Es verleiht dem ganzen Werk die ironische Konnotation und gibt uns zu verstehen, dass die Liebe gar nicht so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, wie es dem Helden selbst scheint. Nachdem Erp, „ein bisschen Troubadour unterm Altan des Bürgerfräuleins, ein bisschen Abenteuer in exotischer Fährnis“, mit kalten Füßen zu den Broderschen Fenstern hinaufgestarrt hatte; ging er dann wieder zu seinem Auto und sah plötzlich die treffende Aufschrift: Wer das liest, ist ein Esel!“ (S. 123).

Fräulein Broder war nicht die erste, bei der sich seine Unentschiedenheit zeigte. Seine „Weihnachtsseelenverstimmung“ stammt aus der Zeit, als er die Krankenschwester Ingeborg mit der Kleinbahn abfahren und „sich an die Front schicken lässt, der Esel... „Diese Weihnachtsnacht „hatte für ihn entscheidend sein können, wenn er die Kraft zur Entscheidung gehabt hätte“. (S. 133).

Und schließlich wird im vorletzten Kapitel, als Karl (der verlorene Sohn) wieder in die Familie zurückkommt, in der Überlegungen (von Frau Wolf) zu Liebe und Ehe resümiert: „...der die Nase immer nach hinten dreht, dann kommt es eben so wie hier, und ist ja wohl auch besser so, denn den Esel kann man so lange striegeln, wie man will, ein Pferd wird nicht daraus, sehen Sie.“ (S. 242).

Es ist evident, dass das ganze Textgewebe der metaphorischen Symbolisierung untergeordnet ist. Die Symbol-Invariante und die Symbol-Varianten tragen kohärierende Funktion, sowohl im ganzen Text als auch in den Textabschnitten (Episoden), und sind als Kernwörter im Werk verstreut.

Aber nicht nur Metaphern und andere expressive sprachliche Mittel werden in den Rang eines Symbols gehoben und können sinntragend sein. Die Symbolisierung der Tiefenstruktur eines Werkes kann auch durch situative Spannung erzielt

werden, d.h. der Höhepunkt der Erzählung bringt die Konzeption des Autors und wird insofern zu seinem Symbol.

„Das Motiv des musizierenden Esels diente im MA, besonders in der romanischen Plastik, als Bild der Weltlust. In der Christlichen Kunst wurde der Esel der Synagoge und der Luxuria. An die Gleichsetzung des Esels mit der Wollust ist die rechts symbolische Sitte des Eschrittes als Strafe für Ehebrecherinnen anzuknüpfen“. (Lurker: 1993, S. 181).

Schon auf der ersten Seite werden wir darüber in Kenntnis gesetzt, dass in Erps Leben etwas Neues eingedrungen ist: „Angefangen hat es so: Karl lächelte beim Erwachen und wußte nicht warum. An einen Traum entsann er sich nicht. Erst später, nicht viel später, aber doch erst danach fiel ihm Fräulein Broder ein“. Und auf der ersten Seite erfahren wir auch, dass diese Vermutung genauso auf einer Täuschung beruht wie die ganze Geschichte mit Fräulein Broder.

Ist das eine Selbsttäuschung, oder ist das der Funke im modernen Menschen, der aufflammt und schnell wieder verlischt? Karl Erp gehört zu der Generation der Nachkriegszeit, also des Jahrhunderts, dessen „negative Symbole“ als Damoklesschwert jedes Leben bedroht.

Viele moderne Kunstwerke unserer Zeit beschäftigen sich mit den Problemen von Menschen, die sich wie eine Schildkröte in einem gemütlichen Panzer verbergen möchten. Angst vor der Existenz, vor den Schwierigkeiten des Lebens, Angst vor dem Alter und doch das ewige Streben des Menschen, zu lieben und geliebt zu werden, treibt Erp zu einem gewissen Fräulein Broder.

Aber das wohlbehütete Leben bei Elisabeth und die Tasche, daß Karl Erp diese normalen Lebensverhältnisse erst mit 40 Jahren erreichte, dass er im Moment seiner Liebe schon zu sehr auf Komfort angewiesen ist und ihn nicht mehr missen kann, das sickert aus allen Winkeln der alten, uneingerichteten Broderschen Wohnung und erstickt seine Liebe. Die Entfremdung entsteht allmählich. Karl Erp erweist sich nur der Pseudoliebe fähig.

Die Wankelmütigkeit des Haupthelden, die innere Disharmonie wird vom Autor, wenn schon nicht, übertrieben gesagt, „ausgelacht“, so doch ironisiert. Der Widerspruch zwischen Wort und Tat wird durch „Stellung“ und „Gegenstellung“ des Autors ausgedrückt. In der Episode, wo sich die Trennung des Liebespaares abspielt, lesen wir, daß Fräulein Broder den Entschluß trifft, Berlin zu verlassen, um im Kreis Angermünde zu arbeiten. In Broders Berliner Wohnung „blies Erp die Neuigkeitsfanfare“, aber nicht „sofort nach ihrer Rückkunft, das ist klar; das wäre gegen seine Natur gewesen, der es viel mehr entsprach, mit Blumenträumereien zu beginnen“. (S. 231).

So wird das Symbol des „Klatschmohns“ eingeführt: „Klatschmohn, ein Feld von Klatschmohn, ein Rechteck aus hellem, grellem, wildem Rot. Das schwebt über jungem Grün kurzhaltigen Hafers ... Einer der Dienstreisenden im Abteil sieht von Akten auf und sagt: Sieh mal, der Klatschmohn!... Auch Karl hat aufgeblickt und das Feld gesehen... und für ihn ist das Rot nicht vorbei. Er löst etwas aus in ihm, was, aus Gefühl in Worte gebracht, etwa lauten würde: Niemals werde ich aus dem gleichbleibenden Trott der Jahre ausbrechen können, wenn nicht durch dieses Rot!“ Und dieses Rot muß ihn zwingen auszusteigen und „im Gesicht Sonne, im Herzen wilde Freude, das noch zu können“, muß er dem Klatschmohn nachlaufen. „Aber in der Mittagsglut sitzt er nicht unter Holunderbüschen, sondern vor einem Schnitzel und diskutiert dabei über buchungslose Ausleihkontrolle...“ (S. 231).

Der ewige Traum des Menschen zu fliegen (Ikarus-Mythos), sich der Natur anzupassen, „aus dem gleichbleibenden Tritt ausbrechen zu können“, wird von dem Autor durch „Gegenüberstellung“ „Karl Erp – Klatschmohnfeld“ ausgedrückt und das ganze Bild mit der Grundidee der Romans identifiziert. „Der expressive

Tropus, der in seiner Struktur die Grundidee des Kunstwerks enthält, ist das Symbol. Der Grundgedanke des Romans kann interessant sein, aber er wird bedeutender, wenn der Autor es vermag, ihn bildhaft darzustellen.“ (Hordanija, 1982, S. 25).

„Symbolische Deutung beruht nun auf Grundmaximen Literarischer Hermeneutik, daß nämlich alle Elemente eines Textes thematisch kohärent sind, daß sie alle Teile eines Zugrunde liegenden, regulativen thematischen Prinzips sind, daß alle, auch da beiläufigste, bedeutungsvoll sein können und daß mit dem was in und mit dem literarischen Text gesagt wird, stets auch etwas über die Welt des Menschen, die condition humane gesagt wird“.

„Zwei wichtige Techniken mit denen traditionell symbolische Deutungen provoziert werden, sind Wiederholung und Antithese. Diese Techniken bewirken eine Zäsur im linearen Erzählverlauf und heben die betroffenen Elemente hervor. Sie geben ihnen eine Tiefendimension.

Die Wiederholung eines Elements in verschiedenen Phasen des Erzählverlaufs verleiht diesem Element eine supplementäre eigene Bedeutung, die für sich zu stehen scheint.

So symbolisiert die rekurrente Erwähnung die Hand und von Händen in Lessings „Emilia Galoff;“ in Goethes „Die Leiden des Jungen Werthers“ und „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand das Problem der Vermittlung von Selbst und Welt“. (Kurz, G: 1993, S. 77).

„Der Mensch in neuer Umwelt“ bildet das Leitmotiv des zweiten Romans von Günter de Bruyn „Preisverleihung“. Der erste Satz gibt zugleich das Thema und die Erzählmethode an: „man hat mich aufgefordert, eine vorbildliche Ehe zu beschreiben und mir ein Modell dafür gezeigt. Mit Vorbehalten habe ich zugesagt und das beispielhafte Paar beobachtet“. (S. 5) Es wird wieder die Methode der „Stellung“ und „Gegenüberstellung“ verwendet und dem „beispielhaften Paar“ Irene und Teo Overbeck die Blamage des letzteren bei der Preisverleihung (an Paul Schuster) gegenübergestellt.

Die Wahrheit entlarvt sich allmählich als ein Dreieckskonflikt. Teo Overbeck hat seinen nächsten Freund, im Stich gelassen und ihm seine Frau, weggenommen. „Sie schickten ihn in die Wüste, allein, ihn, der nicht allein sein konnte“ – erinnert sich „der Sieger von heute“ (Paul Schuster) „der Niederlagen von gestern“. (S. 104). Wie gelang es Paul Schuster, Sieger zu werden? Der Roman schildert den krummen Weg eines begabten Schriftstellers, der sich nicht zu finden vermag und schließlich die Karriere eines Konjunkturritters vorzieht, aber seine Begabung macht ihn doch zum Preisträger. Die Laudatio bei der Preisverleihung hält sein ehemaliger Freund, der Literaturhistoriker Teo Overbeck. Das ist ein Zeichen für den kausalen Zusammenhang zu dem, was sich später abspielt. Die Unfähigkeit zum öffentlichen Auftreten, um den geschickt getarnten (und nicht unbegabten) Konjunkturritter entlarven zu können, wird dem öffentlichen Auftreten gegenübergestellt.

Teo Overbeck blamiert sich endgültig. Der Gipfelpunkt, bei dem er ganz aus dem Konzept gebracht wird und ein Fiasko erleidet, ist ein Symbol für seine Unreife als Wissenschaftler. Nach dem Grad der Expressivität kann das situative Symbol mit dem durch Tropen ausgedrückten zusammenfallen. Der Autor verdichtet die Farben: „Während er (Teo bei der Preisverleihung – N. D.) die Treppe hinaufgeht, ist ihm plötzlich so, als ob an seinem linken Fuß etwas nicht in Ordnung ist, als ob da der Schuh loser sitzt als am rechten...“ Er „bückt sich und sieht, daß am linken Fuß noch der Arbeits- oder Universitätsschuh sitzt, der kein Schnürband hat, sondern eine festsitzende Lasche..., was ihn deutlich unterscheidet vom rechten

Schuh..., der ein Schnürschuh ist“ (S. 117) Der Misserfolg wurde hier vergegenständlicht, die „Schuhe“ wurden zum Symbol der Katastrophe.

G. Kurz unterscheidet pragmatisches und symbolisches verstehen, wobei das symbolische das pragmatische voraussetzt. Um diese These zu veranschaulichen, wird die Passage aus „Wahlverwandtschaften von Goethe angeführt:

Charlotte „verunstaltete das Papier zuletzt mit einem Tintenfleck“... „Eduard scherzte darüber...: der Freund solle aus diesem Zeichen die Ungeduld sehen“...

Eduards Wort von „diesen Zeichen“ leitet von einer pragmatischen zu einer Symbolischen Deutung über.

Man könnte etwa die Deutungsaufforderung übersetzen als: Stelle der die Geschichte der „Wahlverwandtschaften“ als die Geschichte einer moralischen Befleckung vor. Wen wir so verfahren, behandeln wir das Symbol nach dem Modell der Metapher. Das Symbol spielt nicht mit der Wörtlichen Bedeutung wie die Metapher“ (Kurz G. S. 75-76)

Die Analogie der Tiefenstrukturen in beiden Romanen: Korl Erp ist unfähig dem Klatschmohn nachzulaufen, Theo Overbeck, ist unfähig, den Konjunkturritter zu entlarven.

Der Roman richtet sich in die innere Welt der Menschen, die Kehrseite der Geschichte des beispielhaften Paares enthüllt sich, die Kamera fixiert den Prozeß der Deheroisierung der Haupthelden.

Ein Komplex der geistig – seelischen Unfähigkeit ist das Hauptthema des Schriftstellers Günter de Buyn, die er mit meisterhaftem Humor prägnant darstellt: „Die Verzweiflung über eigene Dummheit wird größer, wenn man sie mit sich allein austragen muß... Zuerst fiel ihm das Schreiben noch schwer. In Gedanken formten sich ihm die spannenden Passagen, die witzigen Wendungen; leicht wie ein vom Wasser getragener Stein konnte er sie bis an die Oberfläche des Sees seiner Vorstellungen heben, aber wenn sie gänzlich herausheben, sichtbar auf Papier bringen wollte, waren sie zu schwer, fehlte ihm die Kraft dazu. „Da entsann er sich wieder eines Buches „das er damals so leichtsonnig dem Götzen Wahrheit geopfert hatte.“ (S. 111)

Das Leitmotiv wird im Roman „Die neue Herrlichkeit fortgesetzt: ironisch-satirisch erzählt der Autor die Geschichte der Pseudoliebe eines Pseudowissenschaftlers. Konvex ist die Technik der „in Klammern setzen“ der Supplementen, (Ergänzungen) die als Marker der Oberflächenstruktur des Textes gelten:

„Die Autologie, die im ausgekühlten Wagen vollendet wird, als Max im Arndtsdorf Gasthof (der den irreführenden Namen Seeblick trägt) verspricht und dort länger als üblich verweilt, könnte den Titel „Viktor und die Frauen“ tragen („Die neue Herrlichkeit“ S. 38). „der Geist, den man (wie die Elektrizität) nicht sieht, ist real wie diese und beweist sich durch Wirkung. Wie jede Realität ist er in Entwicklung begriffen. Jahrmillionen haben an ihm geformt und verfeinert und ihn zum Herrn der Materie gemacht. Er ist dabei (was früher niemand geglaubt hat), unsern Planeten umzugestalten; er ist auch fähig (was heute erst wenige glauben, uns selbst gestalten, nach unserem Willen“ (S. 61)

„Für das Tier ist die Eiche eine Eiche, der Berg ein Berg. Der Wind ein wind und kein himmlisches Kind. Für den Menschen aber ist göttlich, alles sinnvoll, alles Symbol. Alles bedeutet noch etwas ganz anderes, als was es ist. Das Sein und das Scheinen stehen im Streit. Die Sache ist eine alte Erfindung, sie geht, glaube ich, auf Plato zurück. Ein Totschlag ist ein Heldentat, eine Seuche ist Gottes Finger, ein Krieg ist Verherrlichung Gottes, ein Magenkrebs ist Evolution. Wie sollte da ein Ofen nur ein Ofen sein können? Nein, er ist ein Symbol, er ist Denkmal, er ist Verkünder“ (H. Hesse: 1983, S. 211)

Ironisch-satirisch verkündet Günter de Bruyn die Dehereusierung der Zeit, die Umwertung der Wert (die aktuellsten Fragen der Gegenwart), die Pseudoliebe und Pseudowerte seiner Helden. Nicht zuletzt verleiht ein individuelles Sinnbildparadigma seinen Reiz und Anklänge an das eine oder andere Meisterwerk deutscher Literatur schaffen zusätzliches Lesevergnügen.

Literaturverzeichnis

- Wörterbuch der Symbolik – Herausgegeben von Manfrech Curker. Stuttgart, 1993.
vgl. Lossjew A. F. Das Problem des Symbols und realistische Kunst. Vorlag
Iskustwo, Moskau 1971 (russ).
Chafe, Wallace L. Bedeutung und Struktur der Sprache, Progress-Verlag, Moskau,
1975.
Wörterbuch der Symbolik, 1993.
Shordanja, Sulchan. Schöpferische Entwicklung des Symbols, Verlag Merani,
Tbilissi, 1982.
Kurz, Gerhard Metapher, Allegorie, Symbol. Van den hoeck & Ruprecht,
Göttingen 1993.
ff S. 75-76.
de Breun, Günter Buridans Esel, Mitteldeutscher Verlag Halle.
„Preisverleihung“, Mitteldeutscher Verlag Halle-Leipzig, Seitenangaben .
„Neue Herrlichkeit“ Mitteldeutscher Verlag Halle-Leipzig 1985.

Dr. Frank Thomas Grub (Göteborg/Schweden)

**„Nie verließ ich gern den Hügelring“.
Lokalisierungsversuche und Positionsbestimmungen in
der Lyrik Johannes Kühns⁴⁵**

„Ich brauche nicht
über mein Leben zu sprechen,

⁴⁵ Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser am 14. September 2007 im Rahmen der Tagung *Zwischen Globalisierungen und Regionalisierungen* (Zur Darstellung von Zeitgeschichte in deutschsprachiger Gegenwartsliteratur V) an der Universität Göteborg hielt.

weil ja alles
in den Gedichten steht [...],
aber die Gedichte
erkenne ich nicht wieder.“⁴⁶

Johannes Kühn

1 Einleitung

Johannes Kühn gehört zweifellos zu den bedeutendsten deutschsprachigen Lyrikern der Gegenwart. Während seine Texte sich im Ausland größter Wertschätzung erfreuen – exemplarisch genannt sei die hohe Zahl von Kühn-Gedichten in der *Anthologie bilingue de la poésie allemande* der renommierten französischen *Pléiade*-Reihe (1993) –, ist er in Deutschland, zumindest außerhalb des Saarlands, erstaunlich unbekannt.

In zahlreichen seiner Texte spielt die Verortung in seiner Heimat eine große Rolle. Dabei fällt die Vielzahl räumlicher Nennungen und Benennungen auf, die in den Gedichten erscheinen. Bereits die Titel der Bände *Ich Winkelgast* (1989), *Meine Wanderkreise* (1990) und *Ich muß nicht reisen* (2004) verweisen auf spezifische Heimat- bzw. Raumbezüge, aber auch auf Abgrenzungsversuche, denen im Rahmen dieses Beitrags nachgegangen werden soll.

2 Johannes Kühn – bio-bibliographische Skizze

Zunächst sei kurz auf Kühns Vita eingegangen, die sein Werkschaffen in mindestens zwei Phasen teilt⁴⁷: 1934 als erstes von neun Kindern einer Bergmannsfamilie in Tholey-Bergweiler geboren, lebt er seit seinem zweiten Lebensjahr in Hasborn. Krankheitsbedingt konnte Johannes Kühn nach Abschluss der mittleren Reife das Gymnasium nicht weiter besuchen und damit keine Hochschulzugangsberechtigung erwerben.

Dennoch wurde er Gasthörer an den Universitäten Saarbrücken und Freiburg im Breisgau. Von 1963 bis 1973 arbeitete er in der Tiefbaufirma seines Bruders; daneben schrieb er Gedichte, Märchen und Theaterstücke – allerdings ohne größere Resonanz. Er wurde psychisch krank. Unabhängig davon fallen in diese Phase aber auch erste überregionale Erfolge mit Arbeitergedichten.⁴⁸

Anfang der achtziger Jahre hörte Kühn auf zu schreiben und zog sich für rund zehn Jahre nahezu vollständig aus der Gesellschaft zurück. In dieser Zeit gaben Kühns Jugendfreund Benno Rech und dessen Frau Irmgard, unterstützt von Ludwig Harig und Hans Arnfrid Astel, zahlreiche seiner Gedichte heraus: *Salzgeschmack* (1984), *Meine Wanderkreise* (1990), *Ich Winkelgast* (1989) und *Gelehnt an Luft* (1992) sind die wichtigsten Bände aus dieser Zeit. Auf Grund der Herausgeberschaft

⁴⁶ Zit. nach Ludwig Harig: Das Auge des Orkans. Woher Johannes Kühn seine Idyllen nimmt. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 17.10.1992; in um die beiden letzten Zeilen gekürzter Form auch in Johannes Kühn: [Vorsatz zu]: J.K.: *Nie verließ ich den Hügelring*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Irmgard und Benno Rech. Blieskastel: Gollenstein, 2002, S. [4].

⁴⁷ Vgl. dazu insgesamt <http://www.tholey.de/johannes-kuehn> (06.12.2007).

⁴⁸ Um Missverständnissen vorzubeugen sei lediglich darauf hingewiesen, dass Kühns Arbeitergedichte nicht mit den in sozialistischen Staaten entstandenen Arbeitergedichten vergleichbar sind.

durch das Ehepaar Rech wird bisweilen die Frage nach der Authentizität von Kühns Gedichten erhoben.⁴⁹

Seit einem Kurzurlaub in den Alpen 1992 schreibt Kühn wieder Gedichte. Diese „unterscheiden sich von den früheren durch eine neu gefundene Lebenseinstellung.“⁵⁰ Die Sprache sei „zupackender, nüchterner“ geworden⁵¹, so seine Herausgeber. Hervorzuheben sind die Bände *Leuchtspur* (1995), *Wasser genügt nicht* (1997), *Em Guguck lauschdre* (1999) und *Nie verließ ich den Hügelring* (2002). Zu dem mittlerweile über 8000 in der Regel reimlose, in freien Rhythmen gehaltene Gedichte umfassenden Werk kommen rund 100 Theaterstücke, 40 Märchen und diverse Erzählungen.

Die Kritik – so sie Kühn überhaupt beachtet – tut sich schwer mit Einordnungen: Zwar wird er immer wieder und weitgehend übereinstimmend in der Tradition Hölderlins, Eichendorffs, Rilkes, Mörikes und Trakls gesehen, doch gilt er damit als Außenseiter, der „am Literaturbetrieb vorbei geschrieben“ habe (Michael Braun)⁵²; auch sein jüngstes Buch passe „so wunderbar gar nicht ins Konzept“ (Gabriele Killert)⁵³. Kühns Sprache gilt zwar als ‚einfach‘, doch mag dies nur wenig besagen. „In den Gedichten von Johannes Kühn stehen die Wörter zunächst nur für sich selber“⁵⁴, erklärt Peter Goergen und spricht damit den Aspekt der Unmittelbarkeit an; doch blendet diese Lesart die unkonventionellen Bilder aus, die bei Kühn nicht selten vorkommen; so heißt es in *Kurzer Abendblick*: „Die Taube pickt an die Abendröte, / eine große Erdbeere, / reif in den Himmeln.“ (Leuchtspur, S. 9) Eine der treffendsten Charakterisierungen stammt von Jochen Hieber: „Seine Gedichte sind lakonisch, leicht, verständlich, noch im Schmerz verschmitzt und auch deshalb in Friedrich Schillers bestem Sinn naiv. [...] ohne sie hätte ihr Verfasser keinen Zugang zur Welt.“⁵⁵

Kühns Texte wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt; an Preisen und Auszeichnungen seien stellvertretend genannt der *Preis der dramatischen Werkstatt Salzburg* (1966), der *Kunstpreis des Saarlandes* (1988), die *Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung* (1991), der *Horst-Bienek-Preis* (1995), der *Christian-Wagner-Preis* (1996), der *Hermann-Lenz-Preis* (2000) – übrigens auf Vorschlag von Peter Handke – und der *Friedrich-Hölderlin-Preis* (2004). Kühn malt auch und hat u.a. den Märchen- und Gedichtband *Wenn die Hexe Flöte spielt* (1994) gestaltet.⁵⁶

⁴⁹ Vgl. z.B. Wulf Segebrecht: Rätselhafter Hiob aus Hasborn. Ein saarländischer Dorfpoet, der seit je dichtet: Johannes Kühn. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 04.11.1989.

⁵⁰ Irmgard und Benno Rech: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Leuchtspur. Gedichte*. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1995; S. [95]-[99], S. 97.

⁵¹ Ebd.

⁵² Michael Braun: Demut – die grosse Tugend. Zum 70. Geburtstag von Johannes Kühn. In: *Neue Zürcher Zeitung* v. 03.02.2004.

⁵³ Gabriele Killert: Paradies mit Hintereingang. Die Natur ist vergiftet und kann also die Seele im technischen Zeitalter nicht trösten. Johannes Kühn erzählt vom Verlust, den die effiziente Maschine Mensch erleidet. In: *Die Zeit* v. 15.04.2004.

⁵⁴ Peter Goergen: Vorwort. Wie soll man diese Gedichte lesen? Wo kann das Verstehen einsetzen. In: Johannes Kühn: *Am Fenster der Verheißungen. Gedichte*. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. Tholey: Gesellschaft zur Förderung saarländischer Literatur e.V., [1992]; S.5-8, S. 6.

⁵⁵ Jochen Hieber: Singen im Gras. Wiesengrundton: Der Lyriker Johannes Kühn wird siebzig. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 03.02.2004.

⁵⁶ Vgl. dazu Ludwig Harig: *Bilder des Sommers wechselnd. Johannes Kühn als Maler. Rede zur Eröffnung einer Ausstellung mit Bildern von Johannes Kühn am 24. September 1994 im Christian-Wagner-Haus Warmbronn*. Warmbronn: Keicher, 1995.

3. Verortungen

Dass man nicht der Versuchung erliegen sollte, das lyrische Ich in Kühns Gedichten mit dem Autor-Ich gleichzusetzen, muss nicht eigens betont werden; allerdings dürften im Falle Kühns lyrisches Ich und Verfasser in vielen Fällen tatsächlich eng beieinander liegen. Dabei drückt sich Kühns schriftstellerisches Selbstverständnis immer wieder in verschiedenen Formen der Abgrenzung vom Rest der Welt aus. So formuliert er in *Die Betrunkenen und ich*: „Ich, / der ich nicht wie mein Vater Berghauer bin, / nicht die Arbeit des Tags / mit ihren Schultern trage / im Dorf, bin von ihnen / ins Unrecht gesetzt, / und die Betrunknen im Gasthaus lallen es laut / und speien den Vorwurf: Was, Verse! [...]“ (Salzgeschmack, S. 65f., S. 65; auch in: Raben, S. 98f., S. 98)

3.1 Selbstverständnis und Abgrenzungen

Zentral für Kühn ist das Verhältnis zwischen Mensch – vor allem seiner selbst –, Natur und Landschaft; hieraus ergeben sich auch die zentralen Themen und Motive seiner Gedichte, die allerdings immer wieder variiert werden. Irmgard und Benno Rech erklären in diesem Zusammenhang: „In den Gedichten artikuliert sich noch das Naturgefühl eines Menschen, der in der Natur groß geworden ist, eines Anwohners des Waldes, eines Hütebuben, der sich nicht nur zum Spaziergang in die Landschaft begibt.“⁵⁷ Zugleich fungiert die Natur auch als Anregung für den Dichter: „Den Zeilen der Wolken sinn ich nach, / wie sie werden / glückliche Gedichte / in die grasduftenden Ebenen hin.“ (*In den Morgen gesagt*. In: Winkelgast, S. 89)

Konsequent werden Gegensätze zwischen Land und Stadt thematisiert, zwischen Heimat und Nicht-Heimat, aber auch zwischen ‚drinnen‘ und ‚draußen‘. So heißt es in *Draußen*: „In Gesprächen wohn ich nicht gern. / An der Eiche lieber / meine Schulter, / allen zugelehnt die Stirn!“ (Wanderkreise, S. 13) Und in *Allein in der Gegend* grenzt das Ich sich von denjenigen ab, die nicht nach draußen gehen: „Ihr Häusersitzer, / ich bin / Finder unausdenkbarer Schätze.“ (Wanderkreise, S. 11) Der Himmel erscheint dem lyrischen Ich dabei als Fenster: „Es regnet./ Ich lehn an der Eiche. / Der Himmel ganz mein Fenster, / die ganze Erde offen. / Zeit, Leidende zu sehn.“ (*Zeit, Leidende zu sehn*. In: Winkelgast, S. 106f., S. 107)

3.2 Orte und Themen

Lokalisierungsversuche und Ortsbestimmungen werden bereits in den Titeln zahlreicher Gedichte vorgenommen, wie im Folgenden gezeigt werden soll. Unterschieden werden können explizite geographische bzw. topographische Bezeichnungen und eher allgemeine Ortsbenennungen, von denen nicht unmittelbar auf konkret zuzuordnende Lokalitäten geschlossen werden kann.

Zur erstgenannten Gruppe gehören Städte wie *St. Wendel* (Salzgeschmack, S. 31), die *Abtei St. Mauritius in Tholey* (Hügelring, S. 64f.), *Der Engel von Tholey* (Ebd.,

⁵⁷ Irmgard und Benno Rech: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Gelehnt an Luft. Gedichte*. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1992; S. 103-[107], S. 105f.

S. 66), Landschaften wie der *Hunsrück* (Ebd., S. 150), zentrale Punkte der Landschaft wie der *Schaumberg* (Salzgeschmack, S. 32; auch in: Raben, S. 15f.) und sich auf das Gesamtgebiet der Region beziehende Texte wie *Das Saarland* (Winkelgast, S. 50) und *Saarländische Landschaft* (Raben, S. 15). *Meine Wanderkreise* enthält einen Teil, der ausschließlich Texte dieser Art enthält; er trägt den Titel *IV An saarländischen Orten* (S. [65]-82) und setzt sich mit Städten und spezifischen Bauwerken auseinander.

In einer zweiten Gruppe können nicht explizit genannte Orte zusammengefasst werden, die jedoch konkret zugeordnet werden können, beispielsweise *Die Großstadt* (Salzgeschmack, S. 63) – gemeint ist Saarbrücken – und die *Alte Heerstraße* (Ebd., S. 37). Die saarländische Landeshauptstadt wird dabei als wenig einladend dargestellt: „In ihren Lungen Röcheln, / als ob ein Gassenjunge / sie ritze / mit einem Dolch.“ (Ebd., S. 63)

Zur dritten und größten Gruppe gehören Orte, die nicht unmittelbar zugeordnet werden können, beispielsweise *Der Himmel* (Leuchtspur, S. 13), *Hügelland* (Hügelring, S. 144), *Der Hügel* (Salzgeschmack, S. 33; auch in: Raben, S. 74f.), *Der Schlackenfluß* (Salzgeschmack, S. 36), *Das Wehr* (Ebd., S. 38), *Der Lustgarten* (Ebd., S. 62), *Die Kloaken* (Ebd., S. 64), *Das Rapsfeld* (Raben, S. 17f.), *Ein Stadtwald* (Luft, S. 34f.; auch in: Raben, S. 123f.), *Winterdorf* (Hügelring, S. 78), *Friedhof im Winter* (Sterne, S. 8f.), *Die Gruft* (Raben, S. 185-187), der als „Friedhof der Dinge“ (Winkelgast, S. 98f., S. 98; auch in: Raben, S. 77f., S. 77) bezeichnete *Schuttabladeplatz* oder auch *Altersheim* (Salzgeschmack, S. 100f.; auch in: Raben, S. 128-130). Dies gilt auch für die Gedichte im Hasborner Dialekt, einer Varietät des Moselfränkischen, zum Beispiel *Rombelkammer* (Guguck, S. 25). Ebenfalls dieser Gruppe zuzuordnen sind Titel mit Ortsangaben, die mit entsprechenden Präpositionen verbunden sind: *An der Küste* (Luft, S. 36f.; vgl. auch das gleichnamige Gedicht in: Leuchtspur, S. 40), *Am See* (Salzgeschmack, S. 39; auch in: Raben, S. 28f.; vgl. auch das gleichnamige Gedicht in: Luft, S. 27), *Am Weiher* (Hügelring, S. 155), *Am Fluß* (Winkelgast, S. 7), *Im Dorf* (Salzgeschmack, S. 52), *Morgens am Hof* (Leuchtspur, S. 30), *An einer alten Wasserburg*, (Luft, S. 92f.), *An der alten Pferdeschwemme* (Luft, S. 79), *Am Fenster* (Leuchtspur, S. 16), *Am Gefängnis* (Salzgeschmack, S. 109), *In einem Garten* (Winkelgast, S. 10) und *Em Gaarde* (Guguck, S. 60), *Am Spielautomaten* (Salzgeschmack, S. 67f.) und *Im Kahn, meiner Wiege* (Salzgeschmack, S. 73; auch in: Raben, S. 72). Die am wenigsten spezifische dieser Benennungen mag in den Titeln *Draußen* (Raben, S. 16), *An einem friedlichen Ort* (Wasser, S. 119; auch in: Raben, S. 143f.) und *An einer Stelle* (Salzgeschmack, S. 81) zum Ausdruck kommen.

Gedichte, die sich auf Orte beziehen, nehmen einen zentralen Platz in Kühns Werk ein; auch deshalb wurden die Titel so umfassend zitiert. Dabei wird deutlich, dass Gedichte ohne explizite Ortsbezeichnungen dominieren, wobei sich die meisten der Texte wiederum auf die Natur beziehen; unmittelbar mit Menschen in Verbindung stehende oder von Menschen geprägte Orte stellen Ausnahmen dar.

Darüber hinaus ist Räumlichkeit in Kühns Werk so wichtig, dass Ortsbezeichnungen mit Zeitangaben verschränkt werden, beispielsweise in *Am Sommergrab* (Luft, S. 21) oder im Dialektgedicht *Aan der Naad* (Guguck, S. 68).

3.2.1 Im Banne des Hügellings

Deutlich erkennbar ist der Gegensatz zwischen Dorf bzw. ländlicher Heimat und Stadt, wie er in dem Gedicht *Saarbrücken* aufgebaut und in expliziter Anrede an die saarländische Landeshauptstadt thematisiert wird: „Immer vom Lande / ziehst du die Menschen an, / du verkaufst gern und lockst / mit den leuchtenden Fenstern.“ (Wanderkreise, S. 69f., S. 69) Doch ist dieser Gegensatz weniger groß als es zunächst scheinen mag; am Ende heißt es nämlich: „Treu im Wechselwind / bist der großen Heimat du geblieben.“ (Ebd., S. 70)

Das soziale Gefüge eines Dorfes wird von Kühn aus verschiedenen Perspektiven betrachtet. So lauten die ersten Zeilen von *Das Dorf*: „Das Heimweh / hat viele Häuser“; später ist von „der heiteren Freiheit des Dorfes“ die Rede, am Ende geht es um die innerdörfliche Kommunikation: „Auch die Nachbargespräche / über die Gartenzäune, / zunicke Blumen / im Sommer.“ (Winkelgast, S. 35) Das dörfliche Leben wird aber keineswegs idealisiert, sondern in seiner ganzen Ambivalenz dargestellt. In *Hasborn* heißt es: „Fromme Gesichter, / Denkmälern gleich, / gehen durch die Feste der Kirche. / Hör, sie lästern dennoch, / schimpfen, lügen dennoch.“ (Wanderkreise, S. 77) In *Schwäche* ist die Rede von „das blöde Dorf“ (Winkelgast, S. 96f., S. 97). Und in *Vorsicht* stellt das lyrische Ich fest: „Wenn du geboren bist / unter Handwerker, / wo der eingeschlagene Nagel gilt, / dann wag / kein Gedicht zu schreiben – / oder / du wirst / in ein Lager gesperrt, / umzäunt von Hohngelächter.“ (Wanderkreise, S. 110) Während in dem später entstandenen Text *Heimkehr ins Dorf* eine Entspannung der Situation konstatiert wird – „Besser empfängt mich das Dorf jetzt.“ (Ebd., S. 111) – heißt es in *Abseits*: „Ich bin ins Gezischel gefallen / als Schattenmann. / Es wetzen die Zungen / nun morgens / und abends / die bösen Weiber.“ (Ebd., S. 112)

„Sicher hat das Dorf ihn nicht verstanden. Davon zeugen viele Gedichte. Das hat er erduldet. Kaum einmal hat er sich weiter von Hasborn entfernt, als daß er nicht zu Fuß hätte wieder nach Hause gehen können“⁵⁸, so Irmgard und Benno Rech, die an anderer Stelle, jedoch im gleichen Zusammenhang, feststellen: „Diese komplizierte Verflechtung von Anziehung und Zurückweisung bildet den Empfindungshintergrund für den größten Teil seiner Dorfgedichte.“⁵⁹ Johannes Kühn selbst antwortete auf die Frage, warum er in Hasborn geblieben sei, schlicht: „Das Dorf muß dir gefallen; du hast kein anderes.“⁶⁰

Im Zusammenhang mit Überlegungen zu Kühns Motivation, im Dialekt zu schreiben, weisen die Herausgeber der Werke des Autors mit Recht darauf hin, dass das Dorf für Kühn auch mit der Kindheit verbunden sei – und insofern mit einer Welt, die verloren ist, aber wenigstens in Worten bewahrt werden kann:

Der tiefste Grund [...] ist sicherlich die Hoffnung, diese Welt, die ihm unmittelbar zugänglich ist, weil er aus einer Dorffamilie stammt und von Kind an bis heute dort lebt und ihre Mundart spricht, vor dem Vergessen zu bewahren. Gleichzeitig rettet er damit seine Hasborner Kindheit, die er liebt,

⁵⁸ Dies.: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Ich Winkelgast. Gedichte*. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1989; S. 113-[116], S. 113f.

⁵⁹ Dies.: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Nie verließ ich den Hügellings*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Irmgard und Benno Rech. Blieskastel: Gollenstein, 2002; S. 159-163, S. 159.

⁶⁰ Zit. nach Ebd., S. 159.

weil er sie mit wachen Sinnen erlebt hat. Er rettet sie, indem er sie nicht verklärt, sondern mit ihren Schattenseiten im Gedicht gegenwärtig setzt.“⁶¹

Das Gasthaus ist für Johannes Kühn nicht nur Ort der Beschreibung, sondern auch Ort des Schreibens. So trägt der die Existenz im Gasthaus aus verschiedenen Perspektiven betrachtende Band *Wasser genügt nicht* den Untertitel „Gasthausgedichte“. Sämtliche Gedichte des Bandes seien „tatsächlich am Gasthaustisch geschrieben“, versichern Irmgard und Benno Rech im Nachwort.⁶² Weitere Gasthausgedichte finden sich in Teil III von *Ich Winkelgast* (Winkelgast, S. [51]-64): *Im Gasthaus* (Ebd., S. 53), *Die Kartenspieler* (Ebd., S. 54), *Viehhändler im Gasthaus* (Ebd., S. 55), *Winterabend der Bauern* (Ebd., S. 56), *Der verlachte Dichter im Wirtshaus* (Ebd., S. 57), *Der Rabe* (Ebd., S. 58f.), *Der betrunkene Freund* (Ebd., S. 60), *Die Säufer* (Ebd., S. 61), *Die Dirnen* (Ebd., S. 62f.), *Flucht* (Ebd., S. 64). Auch die anderen Bände enthalten Gedichte, deren Titel auf die Thematik der Texte verweisen, zum Beispiel *Meine Wanderkreise* (*Der Schnapstrinker*, *Der Bankrotteur*, *Der Gasthaustisch*, S. 102-104, *Abkehr* S. 108) und *Mit den Raben am Tisch* (Teil V, S. 79-100).

Im Gasthaus dürfte Kühns Außenseiterrolle am deutlichsten zutage treten. So charakterisiert sich das lyrische Ich in *Im Gasthaus* mit den Worten: „Ich Winkelgast, / gemieden, / nur besucht vom welligen Gelächter, / das als Meer mir / an die Stirne spült, / bedenke, daß mein halber Groschen schwitzt.“ (Winkelgast, S. 53; auch in: *Raben*, S. 79) Das Bild vom „Winkelgast“ greift Kühn mehrfach auf, beispielsweise in dem Gedicht *Resignation* (*Wasser*, S. 115f.). Die Abgrenzung von den anderen Gästen vollzieht sich in extremer Härte, wie sich beispielsweise in *Die Betrunkenen und ich* zeigt. (Salzgeschmack, S. 65f.; auch in: *Raben*, S. 98f. und in: *Wasser*, S. 120f.) Ebenso wenig ernst genommen wird das Ich in *Im Geschwätz*: „Er ist im Geschwätz, / er wird verlacht. / Da erkenn ichs. Und zur Flucht sollt ich rüsten. / Ich bin es selbst, den sie verlachen: / Quellwasser trank ich, / eh ich ins Gasthaus ging, [...]“ (*Wasser*, S. 96) Diese Ausgrenzungshandlungen werden deutlich mit der Wirkung alkoholischer Getränke in Verbindung gebracht: „Am andren Tag / wissen sie nichts mehr davon, / nichts mehr vom Namen Schwatzaff, / den sie dir gaben. / Sie grüßen dich freundlich“ (*Wasser*, S. 97), heißt es in *Zischelzungen*. Und in *Einsamkeit* wird ein Vergleich zwischen den aus dem Gasthaus dringenden Geräuschen und einer Peitsche vorgenommen: „Der Bierlärm / ist eine Peitsche und treibt mich weiter, / vorbei am Gasthaus, den Weg am Fels hin, / der tiefer versteint / in Stille.“ (*Wasser*, S. 113f., S. 114) Einen negativen Höhepunkt erreicht die literarische Darstellung der Erfahrungen mit anderen Gästen in *Der verlachte Dichter im Wirtshaus*: „Hohn, eine Meckertrompete, / lassen sie schallen / in den Wirtshauswänden; / wär ich kein Mann, / wirbelte sie mich hin / wie ein Wetter, / daß ich betrunken lief um / ohne Wein. // Aber treppab / in die Nacht, wo sie verklingt, geh ich, / meine Verse laß ich wie Sonnenschlangen / aus dem Mund, daß ich plötzlich beschützt bin.“ (Winkelgast, S. 57; auch in: *Raben*, S. 97)

Das Gasthaus ist zugleich der einzige Ort, an dem Fremdheitserfahrungen gemacht werden; so erscheint dort ein „Weltmann“:

⁶¹ Dies.: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Em Guguck lauschdre. Gesamtausgabe der Mundartgedichte mit Holzschnitten von Heinrich Popp*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Irmgard und Benno Rech. Blieskastel: Gollenstein, 1999; S. 219-223, S. 219.

⁶² Dies.: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Wasser genügt nicht. Gasthausgedichte*. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1997; S. 123-126, S. 123.

Der Weltmann

Von Weltstädten spricht er gelangweilt und gähnt.
Und überall haben die Frauen Beine.
Sein Haarschnitt, in Londoner Vorstadt jetzt Mode,
beweist, daß er dort war und lebte.
Er lügt portugiesisch.
Sardinien kennt er wie ein römischer Fischer,
Ruhe lernte er bei den Negern
in heißen Sommernachmittagen
ganz schlangenfaul.

In Ungarn essen sie auch und viel besser.
Die Finnen sprechen eine Sprache, die anders ist.
Dicht unter den Wolken schlief er im Flugzeug,
auch das ist die Welt.

Die Betten in anderen Ländern!
Die Länder mit anderen Flöhen
und anderen Sonnen rühmt er wie scheckige Kühe.

Dann bricht er ab,
bleibt voll Geheimnis,
ganz wie die Welt,
er hat gelernt.

Als Gast trinkt er Kaffee,
der duftet deutsch um den Kuchen. (Salzgeschmack, S. 103; auch in: Raben, S. 153)

Zunächst werden Oberflächlichkeiten und Selbstverständlichkeiten aneinander gereiht, um sodann ironisch gebrochen zu werden; auch darin liegt ein Mittel der Distanzierung.

In *Der Fremde* erscheint eine andere Person, die nicht zur Gesellschaft des Dorfes gehört; nach seinem Weggang wird bestenfalls noch lauter kommuniziert als zuvor: „Der Gast trinkt, zahlt und geht, / der Türrahmen war / ganz kurz umweht / von Fremdheit. // Dann plappern sie wieder froh und lustiger noch, / den Ruf zu stehen / den lautesten Buntpapageien.“ (Wasser, S. 26f., S. 27) ‚Fremde‘, die bleiben, gelten zumindest in der Wahrnehmung der Dörfler als ‚Zugezogene‘. Das Fremde ist keineswegs positiv oder wenigstens exotisch konnotiert; vielmehr wird dem ‚Zugezogenen‘ eine Abwehrhaltung entgegengebracht, indem er als arrogant klassifiziert wird. Im Dialekt stehen Kühn dafür besonders treffende sprachliche Mittel zur Verfügung, zumal der ‚Zugezogene‘ gerade auch durch das Nicht-Beherrschen des Dialekts ausgegrenzt ist, wie in der letzten Zeile betont wird: „ä schwätzt bessi feiner, ä mennt wonnerschd wer ä wär.“ (*Dä Zouwgezohne*. In: Guguck, S. 176)

Die Heimkehr eines Freundes aus der Fremde wird dagegen überaus positiv beschrieben und mit der expliziten Aufforderung verbunden, von den Erfahrungen zu erzählen. Dieses Erzählen gründet aber auf einer gemeinsam geteilten Vergangenheit, die den Fremden hier vom „Weltmann“ und dem anderen ‚Fremden‘ unterscheidet: „Dou woorscht mej Kamerad, / dou beschd mej Kamerad, / väziehl!“ (Guguck, S. 191)

Der *Auswanderer* im gleichnamigen Gedicht wird bedauert: „Wo er auch lebt, / und was um ihn die Welt gebiert / für ihn an Reichtum, / mags sein, wies ist, / er hat die Sternwies / niemals mehr gesehn, / nicht mehr den Wackenbrunnen, / den ich immer wieder / mit Durst besuche, / den kleinen Karl nicht mehr erlebt, / der so gesprächig ist / von Wunderdingen unsres Dorfs. // [...] Das, all das / vermisst er / und sitzt wohl oft / im Regenwetter in Amerika / unter seinem Regenschirm, / an dessen Stock er kaut. // Das sage ich, / bedaure ihn, der hier aus Zingerts Haus / vor zwanzig Jahren ausgewandert ist.“ (Hügelring, S. 46f.)

Bindeglieder, die den vertrauten Bereich mit dem fremden verbinden – auf der einfachsten Stufe mag es hier auch um ‚innen‘ und ‚außen‘ gehen – gibt es kaum: In der vertrauten Welt des lyrischen Ichs ist es *Die Treppe* des Hauses, die in dem gleichnamigen Gedicht nicht nur die Verbindung zwischen Innen- und Außenwelt herstellt, sondern zugleich als Erinnerungsort fungiert (Salzgeschmack, S. 89; vgl. auch das gleichnamige Gedicht in: Lichtwurf, S. 28f.; auch in: Raben, S. 127f.); in dem Gedicht *Schienenreise* sind es die Eisenbahngleise, die nach Berlin führen: Während man früher langsamer reiste, gilt heute: „ich sause durch die Gegend / wie in Wut dahin, / und zu mir kommt das Land, / und von mir flieht das Land / in Raserei.“ (Lichtwurf, S. 16f., S. 16; auch in: Raben, S. 21f., S. 21) Bindeglieder anderer Art sind die modernen Medien, die aber von Kühn nur selten thematisiert werden: Sie verbinden die in mehrerlei Hinsicht enge dörfliche Welt mit der Außenwelt. In der letzten Strophe von *Die Stubenhocker vor dem Fernseher* heißt es: „Weltnachrichten / bringen die Hoffnung, ein Krieg laufe aus, / und es reiche die Zeit, um die Toten zu sammeln / in Massengräbern, denken die Stubenhocker, / trinken den Punsch, / essen die Nüsse, / lassen den Hund / ihre Finger lecken / und zweifeln nicht daran, / daß die Welt sehr schön sei, ein Amen verdient / hinter jeden Tag des Winters, der draußen / Schneefälle zaubert.“ (Raben, S. 174f., S. 175)

Der in Kühns Lyrik häufig erwähnte „Hügelring“ lässt sich geographisch recht genau umreißen, des Dichters Verhältnis dazu klar bestimmen: „Die sanfte Hügellandschaft um Hasborn mit dem Schaumberg, den er Hirt seiner Dörfer nennt, gibt ihm [Johannes Kühn; F.Th.G.] das Gefühl der überschaubaren Weite und zugleich der vertrauten Geborgenheit. In der Landschaft nimmt er den Reiz der Jahreszeiten wahr, spürt er die Abwechslung der Witterung, den Klang des Regentropfens, den Stich des Sonnenstrahls, und immer bleibt für ihn sein Dorf eingebettet in die Wälder, vom Ring der Hügel magisch beschützt“⁶³, so Irmgard und Benno Rech. Zugleich rückt mit jenem Teil des nördlichen Saarlandes ein in den meisten überindividuellen Kontexten als Peripherie, unter Umständen auch als transitorischer Raum betrachtetes Gebiet ins Zentrum des Interesses.

Moderne Zivilisationsformen bringen teilweise Zerstörerisches mit sich; so durchtrennt die Autobahn in *Der Weg ist zerschnitten* nicht nur das Gebiet des ‚Hügelrings‘, sondern auch traditionelle Verkehrswege, insbesondere Feldwege: „An der Autobahn / endet der Weg, / sie hat ihn zerschnitten.“ (Raben, S. 17) Es griffe jedoch zu kurz, Kühn auf Grund dieser Zeilen als Kritiker der modernen Zivilisation zu bezeichnen bzw. ihn auf diesen Aspekt zu reduzieren. So sei lediglich erwähnt, dass sich anhand der Gedichte *Der Mähdrescher* (Leuchtspur, S.

⁶³ Dies.: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Nie verließ ich den Hügelring*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Irmgard und Benno Rech. Blieskastel: Gollenstein, 2002; S. 159-163, S. 161f.

73f.) und *Dampfwalze* (Ebd., S. 76)⁶⁴ das Gegenteil beweisen lässt: Beide Fahrzeuge werden als den Menschen entlastende Errungenschaften der modernen Technik gepriesen.

Die Natur des ‚Hügelrings‘ erwandert sich Kühn immer wieder, wobei jenes ‚moderne Wandern‘ durchaus an das romantische Wandermotiv anknüpft; und so erstaunt es kaum, dass Kühns schriftstellerische Auseinandersetzung mit diesem Motiv in einem Gedicht über die Schubertsche *Winterreise* kulminiert (vgl. Lichtwurf, S. 8). „Sein Wandern ist ein Eingehen in die Landschaft“⁶⁵, erklären Irmgard und Benno Rech; das Wandern sei als „Ausdruck und Metapher seiner Existenzweise“⁶⁶ zu verstehen. Vor diesem Hintergrund deutet Ludwig Harig Kühn als ‚Regionalist‘ und ‚Weltmensch‘ zugleich.⁶⁷

Beim Wandern ist das Ich stets allein; in diesem Sinne ist auch das Wandern eine Variante der Abgrenzung, wie sich in *Allein in der Gegend* zeigt: „Finder / unausdenkbarer Schätze, keines Goldes, / das dauert ewigkeithin, / bin ich. / Keiner mag heut, Wald, deiner Bäume / grüne Segel sehn, ich geh allein, keiner will / in braunen Furchen / die Zickzackzeilen lesen / des Hasen, / ich bin allein.“ (Wanderkreise, S. 11) Das Wort „allein“ wird mehrfach wiederholt und damit in seiner Bedeutung hervorgehoben.

Der Wald wird zur Projektionsfläche für alle Möglichkeiten, zum Ort der Freiheit: „En de Wäller / ka mer alles schpille, / E Kouw, die brellt, o Honn, die bille.“ (Guguck, S. 15f., S. 15) Wälder sind überzeitlich: „dä Wald bleibt, o wenn dou schdirbschd“ (Ebd., S. 16), lautet die letzte Zeile. Das Wandern kann als Prozess der Gedankenfindung und Reflexion verstanden werden, der immer wieder thematisiert wird: Beispielsweise trägt Teil I von *Meine Wanderkreise* den Titel „Auf Landwegen“ (Wanderkreise, S. [5]-21; vgl. in diesem Zusammenhang auch die Gedichte *Der Schatten des Wanderers* (Leuchtspur, S. 93) und *Heimweg* (Raben, S. 187f.)). In *Im Abendgarten* sieht das Ich sich als „Schlafwandler“ (Wanderkreise, S. 16), in einem weiteren Gedicht als *Nebelwanderer* (Ebd., S. 17). Das Wandern und Gehen wie auch andere mit Bewegungen verbundene Prozesse nehmen immer wieder eine wichtige Rolle ein, wie die folgenden Texte zeigen: *Gang im Nebel* (Leuchtspur, S. 23f.), *Ausgehend aus dem Haus* (Ebd., S. 25), *Wiesenwanderung* (Lichtwurf, S. 10f.), *De Waldwääsch gehn isch* (Guguck, S. 67), *Nachtwanderung* (Sterne, S. 4f.), *Nachtgang* (Winkelgast, S. 16f.), *Spaziergang* (Wanderkreise, S. 14), *Wettgang* (Ebd., S. 9). Während des Wanderns ist zwar eine Orientierung möglich – „[...] Zum Dorf / hinter Wäldern ist Geläut / mein Wegweiser“ (*Ein Sonntagmorgen*, in: Luft, S. 12) –, doch heißt es in *Die große Suche*: „Nicht arm / bin ich an Gängen. / Nur keiner bringt mich hin, / wo ich wär des Glücks / bleibende Säule!“ (Ebd., S. 100)

Im Wandern scheint zumindest zeitweise eine Versöhnung mit den anderen Dorfbewohnern möglich: „Bunt / sind die Torheiten / um mich gereiht, / meines Lebens liebe Kinder, / wie sie Vater rufen, / und von allen / verlacht, sind sie mir /

⁶⁴ Vgl. auch das Dialektgedicht *De Dampwalz es doo*. In: Johannes Kühn: *Em Guguck lauschdre. Gesamtausgabe der Mundartgedichte mit Holzschnitten von Heinrich Popp*. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Irmgard und Benno Rech. Blieskastel: Gollenstein, 1999, S. 136f.

⁶⁵ Irmgard und Benno Rech: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Meine Wanderkreise. Gedichte*. Hrsg. v. Irmgard und Benno Rech. Saabrücken: Verlag „Die Mitte“, 1990; S. 137-140, S. 137.

⁶⁶ Ebd., S. 137.

⁶⁷ Vgl. Ebd., S. 139.

lieb im Regen, / und ich breite den Mantel“ (Ebd., S. 67), heißt es in *Wanderer im Mantel*. Ein poetisches Selbstporträt liefert Kühn in *Der Landstreicher*: „Einen Fluch als Punkt / hinter den Satz / meines Lebens, nur ein Gezote, / schmierig gezogen / über alles, / Schneckenschleim. / Anstößig den Bürgern, / die ins Taschentuch weinen, / wenn die Rente nicht stimmt.“ (Wanderkreise, S. 97f., S. 97)

3.2.2 Über den Hügelring hinaus

In der zweiten und dritten Strophe von *Hasborn* legt das lyrische Ich die Grenzen der eigenen Welt zumindest im Hinblick auf das subjektive Wohlergehen fest: „Nie verließ ich gern den Hügelring / und dich, / wie in einer Wiege / liegst du an den Wäldern, / zwar tobt Wetter oft, / Gewitter bringend, / zwar lehrt der kleine Bach / Bescheidenheit, / doch sind die Tage, / die sich in Frieden gürten, / heilsam. // Kleines Haus, meine Wohnungsfreude / in geliebter Schaumbergnähe, / selten verließ ich dich! [...]“ (Hügelring, S. 142f., S. 142)

Ein Bedürfnis nach Reisen über den Hügelring hinaus besteht also nicht – ganz im Gegenteil; in *Ein Hirt* heißt es: „Ich bin bei meinen Schafen / und muß nicht reisen / zu einem Zirkus, / zu keiner Kirmes, ich bin der aufgereckte Pfahl / zu aller Jahreszeit, mich reizt kein Festmahl / in der Stadt, an dem ich teilzunehmen hätt.“ (Ich, S. 14f., S. 14)

Fasst man das sich bietende Bild zusammen, so ist eine relativ detaillierte räumliche Ordnung der Welt bzw. Umwelt des lyrischen Ichs erkennbar: Sie reicht vom Haus über einzelne Punkte des Dorfes, insbesondere dem Gasthaus, in die Natur innerhalb des „Hügelrings“ bis zu anderen Städten innerhalb des Saarlandes. Ein Sonderstatus kommt der Landeshauptstadt Saarbrücken zu, die als „Großstadt“ bezeichnet und bereits auf Grund der im oben erwähnten Gedicht nicht expliziten Nennung ihres Namens als Ort der Anonymität klassifiziert wird. Darüber hinaus gibt es nur wenige räumliche Orientierungspunkte, die kaum fassbar sind und entsprechend fremd erscheinen. Dies kommt beispielsweise in dem Gedicht *Spanien* zum Ausdruck, dem wohl einzigen veröffentlichten Gedicht, das sich auf einen nicht-deutschen Ort bezieht: „Anderer Takte Uhrzeit / fassen dich an, / und die Nacht hat andere Finger, / wenn sie dich anrührt [...]“ (Salzgeschmack, S. 42)

Weitere Orte bzw. potentielle Ziele sind unspezifisch gehalten und verweisen eher auf den Bereich der nicht-realen Welt, etwa ins Märchen- und/oder Sagenland⁶⁸: „Immer wollte ich in die Paläste reisen, / in denen Kaiser / Festmähler hielten, / wo Landschaften blühen an den Wänden / aus des Malers Hand so bunt.“ (*Reiseziele*. In: Lichtwurf, S. 30; auch in: Raben, S. 140f., S. 140)

4 Schlussbemerkungen

Heimat spielt für Johannes Kühn sicher eine wichtige Rolle – auch wenn er diesen Begriff selten verwendet. Der „Hügelring“ und *Hasborn* werden weder verklärt noch idealisiert; insofern ist der Schriftsteller sicher kein Heimatdichter im

⁶⁸ Vgl. insbesondere auch die Gedichte *Mit den Raben darfst du nicht fliegen* und *Sagenland*. In: Johannes Kühn: *Wenn die Hexe Flöte spielt. Ein Märchen, Gedichte und Bilder*. Warmbronn: Keicher, 1994, S. 12 bzw. S. 16.

traditionellen Sinne. Mit Recht spricht Peter Rühmkorf dagegen „von einer neuen Art Dorfpoesie“.⁶⁹ Ein Zuhause, vielleicht auch eine Heimat, kann es nur in der Zurückgezogenheit, im Rückzug ins Innere geben. In *Privat* heißt es: „Ich bin bei meinem Knie zu Hause, / bei meinem Kinn, bei halbem Bart. / Ich wohne unter meinem Kopfhaar / wie unter einem Dach / gedeckt mit Stroh. Den Gedanken, / das Einmaleins wird noch verändert, / denk ich privat, / und keiner will es glauben außer mir. // Wetteifernd mit den Finken / sing ich mein Lied / im Birnenmonat. / Ich wehe Bienen / Maitag bei.“ (*Privat*. In: Winkelgast, S. 88) Eine Steigerung hierzu könnte in der Bezugnahme auf das eigene Grab als Ort des äußersten Rückzugs liegen, wie er u.a. in *Mein Grab* (Sterne, S. 3) zum Ausdruck gebracht wird.

Kühn ist kein „Weltreisender“, dem der Gang auf der *Dorfstraße* geradezu als Strafe erscheint: „Auf dem Meer bin ich gefahren, sah / viel wogende Fläche in Blau / und Grau. Nun in der Dorfstraß / bin ich wie bestraft / als Weltreisender / von den Göttern / der kleinen Ecken, / die dennoch Schönheit haben.“ (Hügelring, S. 9) Dass Stadt und Land doch nicht so unversöhnlich sind, wie es in einigen der hier zitierten Gedichte mehrfach anklingt, zeigt sich in *Landhaus*; darin appelliert das lyrische Ich: „Steig herab vom Hügel aus der Stadt / zum Landhaus, das besinnlich macht, / steig von ihm hinauf zur Häuserfülle / wiederum zurück, / wenn du, einsam, / an seinen Mauern krank wirst! / Leb so in Wandlungen.“ (Ich, S. 6)

Die Globalisierung kommt bei Kühn nicht vor. Insofern kann sich der Dichter bzw. sein lyrisches *alter ego* auch nicht von einer globalisierten Welt abgrenzen. Die Abgrenzung findet vielmehr auf einer weitaus niedrigeren Ebene statt, die weder geographisch noch historisch motiviert ist, sondern vor allem psychisch determiniert sein dürfte. Für diese Lesart sprechen auch die Gedichte *Einsam* (Winkelgast, S. 91) und *Erniedrigung*, in dem es heißt: „Auf meiner Stirn klebt schief ein Narrenhut.“ (Ebd., S. 93) Was über den „Hügelring“ hinaus geht, wird medial tradiert, beispielsweise über die *Zeitung am Kaffeetisch*: „Viel, viel weiter als Australien / flieg ich am Kaffeetisch, / Riesenschmetterling in der Hand, / meine Zeitung.“ (Winkelgast, S. 49) Doch auch diese Reise verweist eher auf den Bereich des Utopischen als auf konkret erfahrbare Räume.

5 Literaturverzeichnis

5.1 Primärliteratur von Johannes Kühn

Salzgeschmack. Gedichte. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Irmgard und Benno Rech. 4. Aufl. Saarbrücken: Verlag „Die Mitte“, 1992 [zuerst 1984].

Ich Winkelgast. Gedichte. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1989. [Kurztitel: Winkelgast]

Meine Wanderkreise. Gedichte. Hrsg. v. Irmgard und Benno Rech. Saarbrücken: Verlag „Die Mitte“, 1990. [Kurztitel: Wanderkreise]

⁶⁹ Peter Rühmkorf: Nachruhm zu Lebzeiten. Über Johannes Kühn und seinen Gedichtband „Ich Winkelgast“. In: *Die Zeit* v. 14.09.1990.

Blas aus die Sterne. Gedichte. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. Warmbronn: Keicher, 1991 (*Roter Faden* 28). [Kurztitel: Sterne]

Am Fenster der Verheißungen. Gedichte. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. Tholey: Gesellschaft zur Förderung saarländischer Literatur e.V., [1992].

Gelehnt an Luft. Gedichte. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1992. [Kurztitel: Luft]

Wenn die Hexe Flöte spielt. Ein Märchen, Gedichte und Bilder. Warmbronn: Keicher, 1994.

Leuchtspur. Gedichte. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1995.

Wasser genügt nicht. Gasthausgedichte. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1997. [Kurztitel: Wasser]

Em Guguck lauschdre. Gesamtausgabe der Mundartgedichte mit Holzschnitten von Heinrich Popp. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Irmgard und Benno Rech. Blieskastel: Gollenstein, 1999. [Kurztitel: Guguck]

Vom Lichtwurf wach. Gedichte. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. Warmbronn: Keicher, 2000. [Kurztitel: Lichtwurf]

Mit den Raben am Tisch. Ausgewählte und neue Gedichte. Gesammelt von Johannes Kühn, Ludwig Harig, Irmgard und Benno Rech. Mit einem Nachwort von Ludwig Harig. München/Wien: Hanser, 2000. [Kurztitel: Raben]

Nie verließ ich den Hügelring. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Irmgard und Benno Rech. Blieskastel: Gollenstein, 2002. [Kurztitel: Hügelring]

Ich muß nicht reisen. Siebzehn Gedichte. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech zum 70. Geburtstag des Autors am 3. Februar 2004. Warmbronn: Keicher, 2004. [Kurztitel: Ich]

5.2 Sekundärliteratur über Johannes Kühn

<http://www.tholey.de/johannes-kuehn> (06.12.2007)

Braun, Michael: Demut – die grosse Tugend. Zum 70. Geburtstag von Johannes Kühn. In: *Neue Zürcher Zeitung* v. 03.02.2004.

Goergen, Peter: Vorwort. Wie soll man diese Gedichte lesen? Wo kann das Verstehen einsetzen. In: Johannes Kühn: *Am Fenster der Verheißungen. Gedichte.* Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. Tholey: Gesellschaft zur Förderung saarländischer Literatur e.V., [1992], S. 5-8.

Harig, Ludwig: Das Auge des Orkans. Woher Johannes Kühn seine Idyllen nimmt. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 17.10.1992.

Ders.: *Bilder des Sommers wechselnd. Johannes Kühn als Maler. Rede zur Eröffnung einer Ausstellung mit Bildern von Johannes Kühn am 24. September 1994 im Christian-Wagner-Haus Warmbronn.* Warmbronn: Keicher, 1995.

Hieber, Jochen: Singen im Gras. Wiesengrundton: Der Lyriker Johannes Kühn wird siebzig. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 03.02.2004.

Killert, Gabriele: Paradies mit Hintereingang. Die Natur ist vergiftet und kann also die Seele im technischen Zeitalter nicht trösten. Johannes Kühn erzählt vom Verlust, den die effiziente Maschine Mensch erleidet. In: *Die Zeit* v. 15.04.2004.

Rühmkorf, Peter: Nachruhm zu Lebzeiten. Über Johannes Kühn und seinen Gedichtband „Ich Winkelgast“. In: *Die Zeit* v. 14.09.1990.

Rech, Irmgard und Benno: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Ich Winkelgast. Gedichte*. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1989, S. 113-[116].

Dies.: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Gelehnt an Luft. Gedichte*. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1992, S. 103-[107].

Dies.: Nachwort. In: Johannes Kühn: *Leuchtspur. Gedichte*. Hrsg. von Irmgard und Benno Rech. München/Wien: Hanser, 1995, S. [95]-[99].

Segebrecht, Wulf: Rätselhafter Hiob aus Hasborn. Ein saarländischer Dorfpoet, der seit je dichtet: Johannes Kühn. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 04.11.1989.

Prof.Dr. Anatol Michailow (Gdansk, Polen)

Ein Versuch der Analyse des Romans von Eva Heller „Beim nächsten Mann wird alles anders“ aus der Sicht eines Mannes.

Mein Kurzbeitrag ist vor allem gezielt an Leser gerichtet, die nicht oft mit Unterhaltungs-literatur zu tun haben. Diese ist ja vor allem ein Produkt für einheimische Leser- also für die Deutschen und eher nicht für Ausland geschrieben.

Das gewählte Buch hatte seit 1987 (Erstausgabe) bis 1994 30 Auflagen, wirkte also auf breite Kreise der Leser und verdient Aufmerksamkeit abgesehen von seinem literarischen Wert, den ich hier nicht beurteile. Für einen Germanisten kann aber das Alltagsleben eines durchschnittlichen Lesers in Deutschland nicht gleichgültig sein, weil die Unterhaltungs-literatur viele Informationen über die aktuelle geistige und moralische Lage der dargestellten Nation darbietet.

Für mich, als für einen lesenden Mann, war dieses Buch nicht nur ein Beispiel der Unterhaltungsliteratur, sondern auch ein Denkanstoß zum besseren Verstehen des anderen Geschlechts.

Das Werk ist einfach gebaut, immer mit der Protagonistin im Zentrum der Handlung,

umgeben von Männern und Frauen, die die Autorin in die Handlung einführt, um diese oder jene Eigenschaften und Charakterzüge der Protagonistin zur Sicht zu bringen, und die „Wahlverwandtschaften“ darzustellen. Dieses spürbare goethische Motiv des unerklärlichen Anziehens, durchdringt wie eine zusätzliche Farbe die ganze Palette der Handlung. Auch im Bereich der Farbeneinwirkung sind Eva Hellers Interessen jenen von J.W.v.Goethe nah.

Alle handelnden Personen gehören der Mittel- bzw. gehobenen Mittelklasse an.

Was mich im Buch besonders beeindruckte, war die klare Darstellung der atomisierten zwischenmenschlichen Beziehungen, wo es jedoch die neuen, von manchen Wissenschaftlern als erwünscht postulierten, aus meiner Sicht aber vielmehr zersetzenden und vernichtenden Tendenzen kaum gibt¹.

Es ist eher unmöglich, im Rahmen eines Kurzbeitrags allen Gedankengängen und Handlungssträngen nachzugehen und sie zu erforschen. Ich möchte hier also über die Art und Weise schreiben, wie die Helden einander und sich selbst sehen und welche Faktoren dabei von Bedeutung sind. Dabei ist zu vermerken, dass die Meinungen von Frauen über-, die von den Männern aber unterrepräsentiert sind, was mit der Spezifik des Buches eng verbunden ist.

Die Protagonistin, Constanze Wechselburger, eine Filmkunststudentin, die manchmal vergaß, dass sie eine ist, nachlässig bekleidet, eher unordentlich. (a.a.O., Vgl. S. 9, 83, 247, 248) und eitel - trotz ihren anderen „progressiven“ Ansichten, denn nur eine eitle Person kann sagen: „Ich, die Studentin, neben meinem Dozenten in einem jeansblauen Mercedes.“ (a.a.O., S.48) Sie nannte sich selbst Conny, was ihr womöglich verhalf, sich Prinzessin Diana ähnlich zu fühlen, weil die Prinzessin ausdrücklich Connys Sympathie genoss (a.a.O., Vgl.S.5). Und neben einer Prinzessin bewunderte Conny auch einen

1. Eva Heller ist auch eine Soziologin und Psychologin von Beruf, sie wusste also auch von der wissenschaftlichen Seite Bescheid, worum es in diesem sehr sensiblen Bereich der menschlichen Existenz geht. Der Leser möge diese Darstellung der zwischenmenschlichen Beziehungen mit einer anderen vergleichen, die im Buch „Tanz der Kulturen“ von Johanna Breidenbach und Ina Zukrigl, Rowohlt, 2000, S.34 zu finden ist. Die Denkweise, die die Autorinnen präsentieren, erlaubt schon solche Behauptungen, „dass die Andersdenkende [...] durch ständige Präsenz anderer Lebensformen zur Relativierung ihrer eigenen Standpunkte fast schon gezwungen sind.“ Eine Seite früher gab es aber einen „freien Austausch von den Gedanken“.

Weil ich grundsätzlich nur das erwähnte Buch analysiere (Heller Eva, *Beim nächsten Mann wird alles anders*, Hg. von Ingeborg Mues, Fischer Taschenbuch Verlag, 1987), habe ich auf die Fußnoten verzichtet und die Seitenangaben im Text vermerkt.

Revolutzer – Gottfried Schachtschnabel, dem ich später auch meine Aufmerksamkeit schenke.

Constanze ist die einzige Person, bei welcher die Familie existiert, in der es aber keine geistreiche Tradition gibt. „Meine Mutter interessiert sich nur für das, was ihr nützt; mein Vater [...] – was ihm Geld kostet!“ (a.a.O., S.80)

Gewollt oder nicht, wird die Protagonistin mit vielen eingprägten Denkmustern gezeigt, die ihre Verhaltensweise oft im Voraus bestimmen. So z.B. gebraucht sie einen solchen Ideengang, in welchem „... die Umweltzerstörung, das Waldsterben, im Grunde genommen den Untergang des Patriarchats bedeute.“ (a.a.O., S.18) Dabei übersieht sie die Tatsache, dass die zwei erwähnten Erscheinungen für alle – und besonders für ausgebildete Menschen - etwas Schlechtes bedeuten, der Untergang des Patriarchats dagegen schon nicht so eindeutig positiv beurteilt wird. Conny will sich manchmal den Denkprozess noch ausdrücklicher vereinfachen: „ Wenn man anspruchsvolle Themen hat, bekommt man automatisch einen anspruchsvollen Film.“ (a.a.O., S.21) Der Gebrauch von dem stereotypen Denkstil führt dann logischerweise zu solchen Vereinfachungen wie im Fall eines gewissen Harald, der deshalb ein Intellektueller ist, weil er lange graue Haare und eine Brille mit halben Gläsern trägt. (a.a.O., ebenda)

Einerseits spielt Conny vor sich selbst und vor den anderen die Rolle einer Intellektuellen, wie etwa im Fall mit dem „gekauften Hegel“, wo das Buch aus der Manteltasche herausragt, (a.a.O., Vgl.S.56) oder als sie behauptete, dass sie „einen gleichberechtigten Partner suche, der mir Kommunikationsstrukturen bieten könnte, die auf das Wesentliche konzentriert sind“ (a.a.O., S.126) .

Andererseits aber, demonstriert Conny ganz andere Absichten, als sie bei der Partnersuche ältere Herren kennenlernte. Plötzlich sind die Kommunikationsstrukturen als Hauptfaktor ausgeblieben, und ganz andere Neigungen da: „Es ist mir schleierhaft, wie ich mit einem Scheintoten eine lebendige Partnerschaft aufbauen soll.“ (a.a.O, 10. S.153) Das Gerede über die Kommunikationsstrukturen verschwindet und wird – ebenso wie bei der Männergruppe –

durch die „triebgefärbte“ und dazu noch verbal abgelehnte Motivation verdrängt. Denn theoretisch genommen wünscht sich Conny eine solche Ehe, wo der Mann und die Frau kaum Zeit füreinander haben und ihre ganze Energie nach außen richten. (a.a.O., Vgl. S.130)

Diese „Doppelgleisigkeit“ des Ichs von Constanze sieht man auch bei einer Eifersucht-Szene, bei welcher sie die Wirklichkeit so wahrnimmt, wie sie es zurzeit braucht - nämlich ganz äußerlich. Die Studentin, die Gottfried Schachtschnabel die fehlende Verbindung zwischen seiner Theorie und Praxis vorwarf, ist gefährlich, weil sie schön ist und dazu noch einen „knallengen“ Pulli anhat. (a.a.O., Vgl. S.63) Das Gesehene bedeutet in dieser Situation für Conny viel, das Gehörte – unwichtig. Als die Protagonistin diese heftigen ‚Eifersuchts-einfälle‘ hat, will sie Albert töten (a.a.O., Vgl. S.47), obwohl die Begründung dafür recht banal aussieht – denn Conny will bloß keine sitzengelassene Frau bleiben (a.a.O., Vgl.S.159).

Und obwohl Conny behauptet, dass die Liebe keinen Trauschein brauche (a.a.O., Vgl. S.122) hat sie Angst davor, dass die Konkurrentin Anna Albert regelrecht heiratet (a.a.O., Vgl. S.301). Und zum Schluss der Handlung entdeckt Constanze „den schönsten Beruf der Welt: Mutter!“ (a.a.O., S.300). Das ist eine interessante Verwandlung für eine Frau, die für das ungeborene Kind das Wort „Embryo“ gebraucht und die Kinder mit kritischem Blick ansieht (a.a.O., Vgl. S.332, 92).

Auch die Frauen sah Conny mit demselben kritischen Blick, obwohl ihre verwandten Seelen bei der Partnersuche immer nur Frauen waren. (a.a.O., Vgl. S.206,311). Meiner Meinung nach, ist Eva Heller hier gelungen, egoistische Suchmethoden in der gegenwärtigen westlichen Welt darzustellen, wo man weniger nach den Anderen sucht, dagegen viel mehr nach der eigenen Abbildung, Widerspiegelung. Dann wird eine Frau immer einer anderen Frau näher stehen, was gleichzeitig, sowohl im Leben wie auch im Roman, keine Probleme löst.

Conny hat ja den Frauen recht viel vorzuwerfen. Die Mutter des Partners sei hysterisch, die Frauen im Allgemeinen weniger tolerant als Männer, sie missachten einander und betrachten die sittliche Verwilderung der Kinder als „das spontane Spiel“ (a.a.O., Vgl. S.6, 11,16,40).

Manchmal stellt die Protagonistin ihre Kommilitoninnen so dar, dass dieses Bild den stereotypen männlichen Charakteristiken der Frauen entspricht. Die Studentinnen besuchen z.B. die Vorträge nicht, um ihr geistiges Vermögen zu bereichern, sondern um zu stricken. (a.a.O., Vgl.S.51)

Das Bild des Mannes besteht bei Conny – aus meiner Sicht – aus Klischees und Stereotypen. Allein die Männer suchen sich nur körperlich attraktive, jüngere Frauen zu sexuellen Aktivitäten und häuslichen Arbeiten (a.a.O., Vgl. S. 151- 152, 156,206) wobei Constanze selbst Klosprüche als Beweise für das vorher Gesagte zitiert (a.a.O., Vgl.S.155).

Die vereinfachende Denkweise führt Conny zur Feststellung, dass die Männer überall bloß so lange diskutieren, bis die Frauen weggehen, wonach die Männer allein die Entscheidungen treffen (a.a.O., Vgl.S.17).

Die wagen und übereilte Feststellungen von Constanze führen sie endlich zu einer sehr riskanten und eher unentsprechenden Äußerung: „Eine Frau, die versucht, nach den Vorstellungen der Männer eine gute Frau zu sein, ist wie ein Jude, der versucht, nach den Vorstellungen Nazis ein guter Jude zu sein!“ (a.a.O., S.325). Die Lage der Frauen mit der Situation der Juden in Hitlerdeutschland vergleichen, kann eben nur eine solche Person, die über kein Maß für diese Lage verfügt².

Die Bilder von den Freundinnen und Bekannten sind für die Handlung auch unentbehrlich, obwohl die gegenseitige Einwirkung nie tief reicht und meistens oberflächlich und vorübergehend ist.

So wird die Freundin Birgit als eine Person dargestellt, die sich scheinbar selbst weniger für die materielle Seite des Lebens interessiert, dagegen viel mehr - für die physiologische.

„Ich will einen Mann zum Bumsen, nicht zum Beerben“, (a.a.O., S.153) sagte sie, und reduziert auf diese Weise jeden Mann zu einer Funktion. Diese Feststellung bringt sie aber Conny näher, denn auch für die Protagonistin bedeutet das Wort „alt“ ein Synonym für „verbraucht, unbrauchbar“ (s.o.). Wichtig sei für Birgit „eine stinknormale Ehe“ (a.a.O., Vgl.S.67), wie das Conny charakterisiert. Der Leser möge dazu noch solche Tatsachen addieren, dass Birgit keine Bücher liest und leidenschaftlich nur die materiellen Güter begehrt, (a.a.O., Vgl. S.68, 162) sowie als einen entsprechenden Mann einen gewissen Karl-Heinz betrachtete, der nur dadurch auffällt, dass er Birgit selbst im Bistro unter den Rock fasst (a.a.O., Vgl. S.243). Auf diese Weise haben die Leser vor ihren Augen ein Musterbild: ein sexbesessener Mann und eine ihm entsprechende Frau, die gleichzeitig eine gewisse Partnerschaft bilden.

Zeitgleich ist Birgit in einem Fachbereich kompetent, ihre Äußerung zu einem wichtigen Thema aus diesem Bereich klar und präzise. Als Bibliothekarin will sie genau wissen, ob die Leser die ausgeliehenen Bücher gelesen und verstanden haben (a.a.O., Vgl. S.68). Die Autorin signalisiert hier eine neue Erscheinung in der Kultur, als die Menschen, selbst falls sie etwas lesen, das Gelesene nicht immer verstehen können.

Es lohnt sich auch, die Sieglinde Schadler mit ihrem Partner Wolf-Dietrich Lamar zu erwähnen. Diese Frau interessierte sich nur für Männer mit dem höheren gesellschaftlichen Status und für die materiellen Güter. Um die zu erreichen, ist sie bereit, bei Erfüllung dieser Bedingungen die schweren Proben zu ertragen (a.a.O.,

Vgl. S.95, 28, 298). Wolf-Dietrich schlägt und betrügt sie, beleidigt Sieglinde in der Gesellschaft (a.a.O., Vgl. S.91, 298) und ist dazu noch ein ziemlich primitiver Mensch in intellektueller Hinsicht. „Jeden Montag lese er den Spiegel von hinten bis vorn, und er habe ein Intellektuellen-Magazin abonniert, das 8 Mark pro Heft kostet. [...] Sieglinde fände sogar die Bilder in diesem Magazin langweilig“. Herr Lamar liest die Zeitschriften aber nicht. „Aber im nächsten Urlaub, dann werde er die letzten Jahrgänge mitnehmen und dann sämtliche Hefte lesen“ (a.a.O., S.S.28-29), behauptet Sieglinde. Und wieder schildert die Autorin uns die Menschen, die nur etwas demonstrieren wollen, deren innere Welt aber so unsichtbar, wie die innere Welt von den Helden des „Nibelungenliedes“ oder gar nicht existent ist.

Die größte Rolle im Leben von Constanze spielte ihre frisch geschiedene Freundin Julia Freudenreich, die mit ihrem früheren Beischläfer „auseinandergelebt“ hatte (a.a.O., Vgl. S.12). Sie war ebenso materialistisch gesinnt wie Sieglinde, als sie die Abrechnung mit ihrem Ehemaligen machte (a.a.O., Vgl. S.194), und ebenso „schein- und zwangsintellektuell“ wie Constanze, als sie behauptet, dass, obwohl sie den Vertrag nicht verstanden habe, dieser ihr aber Denkanstöße gegeben habe (a.a.O., Vgl.S.53).

Julia hat auch eine Neigung zu sehr schnellen Zweierbeziehungen, die sie, ebenso wie Conny, „Liebe“ nennt (a.a.O., Vgl. S.S.123-125 und 266,268). Zur Ehe verhielt sich Julia auf eine spezifische Weise. Dabei sind die Kinder den Schulden gleichgestellt, die Ehe betrachtet man als „Lustreizmittel“, um den Verrat reizvoller zu machen (a.a.O., Vgl.S.71), wo man von der Ehe (ebenso wie bei einer andere Freundin – Ilona) nur die Unterhaltung erwartet (a.a.O., Vgl. S.83).

Der Autorin ist es auch an Julias Beispiel gelungen zu zeigen, dass nicht alle Frauen die Gefühle so hoch schätzen, wie man es manchmal annimmt. Julia bringt das so zum Ausdruck: „Mein Ehemaliger, der hat auch immer von seinen Gefühlen geredet. Damit wollte er mich emotional erpressen“ (a.a.O., S.71).

Die Rolle, die Julia im Leben von Conny spielt, ist ganz wichtig, denn erst nach der Julia-Affäre mit Albert, kommt Constanze zum Entschluss, doch zurückzukehren (a.a.O., Vgl. S.123-125), obwohl die fest eingprägten vorgeschriebenen Denkmuster entscheidend auf Connys Taten auch im intimsten Bereich wirken. Sie kommt auf die Idee ihren Partner zu betrügen, nachdem sie die theoretische Untermauerung findet: „Und schließlich liest man überall, dass ein Seitensprung ab und zu jede Partnerschaft belebe. Man kann mir keinen Vorwurf machen, aber wenn ein Mann fremdgeht, dann ist das etwas anderes...“ (a.a.O., S.25). Und plötzlich sieht der Leser eine weibliche Chauvinistin, die auch nicht weiß, woher ihre Ansichten stammen, ob aus „Goldenem Blatt“, „Grünem Blatt“, „Bunte“, „Cosmopolitan“ oder „Manager – Magazin.“³

2. Die Holocaust-Opfer, die ja überhaupt nichts zu sagen hatten, verdienen solche Vergleiche absolut nicht, die dagegen, die als Juden auf der Seite von NS- Regime gekämpft hatten, hatten nur **exemplarisch** bewiesen, dass auch eine solche Variante in Frage kam. Sieh: Bryan Mark Rigg, Żydowsky żołnierze Hitlera, Bellona, Warszawa/Kraków, 2005

3. Ebenda. **Das Goldene Blatt.** Eine Wochenzeitschrift, die über das Leben bekannter Personen aus Film, Fernsehen, Adel, Musik und Showgeschäft, Familie, Haushalt und Gesundheit informiert. **Bunte.** Bunte ist eine wöchentlich erscheinende Illustrierte. 1948 erschien erstmals die Zeitschrift *Das Ufer*. Diese wird 1954 in *Bunte Illustrierte* umbenannt, als begonnen wird, farbige Fotostrecken zu drucken.

Cosmopolitan. (Magazin) Das Cosmopolitan ist ein Lifestyle-Magazin, welches unter anderem in den USA, Großbritannien, Finnland, Spanien, Russland und im deutschsprachigen Raum erscheint. Ende der 1960er Jahre wandelte sich Cosmopolitan zur Frauenzeitschrift, mit einem gewöhnlich knapp bekleideten Cover-Modell.

Manager Magazin. Das Manager Magazin ist eine monatlich erscheinende Wirtschaftszeitschrift mit dem Schwerpunkt auf Unternehmensberichterstattung. Das Magazin veröffentlicht seit 2005 ein

„Good Company Ranking“, in dem 80 europäische Großunternehmen auf ihre Sozialverträglichkeit geprüft wurden. Ebenfalls veröffentlicht die Zeitschrift eine Rangliste der 300 reichsten Deutschen, ein Städteranking, in dem Wirtschafts-geografen der Universität Mannheim 58 europäische Städte auf „Lebens- und Karrierebedingungen für Manager“ testen. 1996 und 1999 veröffentlichte das Magazin ein Hochschulranking.

Das Grüne Blatt heißen zahlreichen Öko-Blätter in Deutschland (nach Wikipedia.De.)

Die Medien sind für Conny wohl entscheidender bei dem Prozess des Entschlussfassens, als seelische Regungen, als Gefühle oder andere schwer definierbare Begriffe.

Die Unfähigkeit der Protagonistin, die Wirklichkeit objektiv wahrzunehmen, besteht nicht nur im persönlichen Bereich, sondern auch im Bereich des öffentlichen Lebens. Conny war

überzeugt, dass der Begriff „links“ mit dem Begriff „gut“ identisch sei (a.a.O., Vgl. S.136). Und bei einem Straßenfest hat Eva Heller diese Gleichung widerlegt. Die Autorin vermittelt das fehlende Interesse der Teilnehmer füreinander – „Ist mir egal, wie du heißt“, – sagt einer zu Conny (a.a.O., S.137), und die Missachtung der menschlichen Würde der Anderen, versteckt hinter den heuchlerischen Losungen. Die Gruppe „Friede den Hütten“ schreit: „Sprecht mal wieder miteinander, Alte und Ausländer miteinander“ (a.a.O., S.141), gleichzeitig aber wird eine ältere Frau, die ihre Meinung über die zu laute Musik äußern will, brutal angepöbelt: „Du blöde Fotze... du gehörst mal richtig durchgefickt!“ (a.a.O., S.143) Constanze will aber weder die totale Verrohung der sogenannten Alternativen sehen, noch verspürt sie kein Mitleid mit den alten Leuten, die wegen des Lärms von ihren Angehörigen evakuiert werden (a.a.O., Vgl. S.144).

Eva Heller ist es eindeutig gelungen, die Erscheinung der Atomisierung der Gesellschaft

überzeugend darzustellen, indem sie demonstriert, wie die Menschen jegliches Interesse an fremden Erlebnissen und Gefühlen verlieren und nur eigene Wünsche in Erfüllung zu bringen versuchen. Der Mensch ist zu keinen dauerhaften und ständigen Verbindungen fähig, lebt vor sich hin im Kreise eigener Vorstellungen und Denkschemen.

Und noch ein Kulturphänomen ist zu vermerken, die Behandlung der älteren Menschen, die ihre sozial-physiologischen Eigenschaften eingebüßt haben und jetzt von den Mitmenschen nur als belastende Existenzen betrachtet werden.

Das Bild der dargestellten Welt wäre nicht vollständig, gäbe es in der Handlung keine Männer. Die zwei wichtigsten Männer im Leben von Conny sind ihr Partner Albert und ihr Dozent an der Uni – Gottfried Schachtschnabel.

Albert, der am Ende „siegt“ und die Sympathie von Constanze zurückgewinnt, ist ein Arzt,

mit dem sich Conny in einer seltsamen Gemeinschaft befindet. Sie wohnte mit ihm zwei Jahre lang zusammen, ohne genau zu wissen, warum, und deshalb erstaunt den Leser die Tatsache nicht, dass das Foto von beiden überm Klo hängt (a.a.O., Vgl. S.7, 93). Garantiert gibt es zwischen beiden nur Krach und Konflikte wegen Geschmack- und Meinungsunterschiede. Dabei zeigen beide eine absolute Unfähigkeit und einen Unwillen, die Konflikte friedlich zu lösen, demonstrieren ganz offen die fehlende Kompromissbereitschaft. Nachdem Constanze die gekaufte Uhr ins Klo geschmissen hat, schmeißt Albert die Mokkatassen in die Bade-wanne. Beide Seiten zeigen auf diese Weise ihre destruktiven Neigungen, denn sie vernichten eigene Geschenke, um dem Partner die eigene entschlossene Überlegenheit zu demonstrieren (a.a.O., Vgl. S.8).

Den einzigen Charakterzug von Albert, den die Leser eindeutig beschrieben bekommen,

ist sein „Ordnungswahn“, von Constanze als „schizophren“ betrachtet, denn allerlei Kleinigkeiten wie schmutzige Gläser und Haare im Waschbecken führen zu unendlichen

Diskussionen um nichts: „Was ist Schmutz? Woher kommt Schmutz? Wohin geht Schmutz?

Wer ist dafür zuständig?“ (a.a.O., S.38, vgl. auch S.6-7).

Von der Protagonistin als „emotional blockiert“ charakterisiert (a.a.O., Vgl. S.15, 24), erscheint jedoch Albert vor unseren Augen als ein nüchterner Mensch, der das Leben so wahrzunehmen versucht, wie es ist. Zum Beispiel, weil er bei seiner Partnerin wenig Neigung zu Ordnung feststellt, dagegen vielmehr eine gewisse Achtlosigkeit bei Ausgaben, gewährt er Conny keinen unbegrenzten Zugang zum Geld mehr, was sie als „Geiz“ bezeichnet (a.a.O., Vgl.S.15). Zu beachten ist hier die Tatsache, dass Conny damals Albert keinesfalls liebte, das Geld aber aus Alberts Lohnauszahlungen allein stammt. Die Autorin schildert hier eine eindeutige Situation, in der ein Mensch bereit ist, den anderen Menschen auszunutzen, ohne Gegenleistungen zu erweisen. (Absichtlich lasse ich die Möglichkeit der Existenz einer solchen Lage außer Acht, in welcher Conny für ihre erotische Bereitwilligkeit das Geld fordert, die sich aber nicht völlig ausschließen lässt.)

Albert ist offen und sagt ehrlich, was ihm gefällt und was nicht, was ihn interessiert und was ihn kalt lässt (a.a.O., Vgl.S.77). Er bezweifelt so die Tatsache, dass man früher die Zeit kulturell verbrachte, interessiert sich ebenso offen für Sport und spielt keinen Intellektuellen. Er will auch zu Hause und nicht „draußen“ essen (a.a.O., Vgl.S.46). Und dieser konservativ gesinnte Mann gewinnt später gegen den Berufsintellektuellen und dazu noch links orientierten Dozenten Schachtschnabel. Dem Revoluzzer misstraut Albert eben deshalb, weil ihm an Gottfried nichts als echt erscheint (a.a.O., Vgl. S.127).

Bei Schwierigkeiten, die er als unüberwindlich betrachtet, versucht Albert die unangenehmen Zustände durch Ausweichen zu vermeiden. Auf diese Weise „zieht er von Constanze aus“, ohne um sie oder für ihre Neigung zu kämpfen (a.a.O., Vgl. S.84). Und erst am Ende der Handlung erweist er sich als fähig, alle Unebenheiten in dieser Zweierbeziehung zu schlichten und zu vergeben. Er bringt 50 Rosen, ein Pfund Kaffee und einen Ring, um die – vermutlich doch existierende – Liebe zu Constanze zu demonstrieren oder eher, meiner Meinung nach, zu vergegenständlichen (a.a.O., Vgl. S. 336).

Offen bleibt allein die Frage, ob seine zahlreichen Fremdgänge mit den Krankenschwestern wirklich zustande kamen, oder nur im übermäßigen Eifersuchtgefühl von Conny ihre Quelle haben. Nicht zu ignorieren ist dabei die Tatsache, dass Constanze diese „Fremdgänge“ irgendwie braucht, um ihre eigenen Seitensprünge zu relativieren (a.a.O., Vgl. S.16, 25, 89).

Ein seltsames Bild des Gefühls wird in dem Roman von der Autorin bei den beiden Liebhabern gemalt. Der Mann lässt alles geschehen und überlässt ebenso alles dem Zufall. Die Frau macht oft ihre Eifersucht anschaulich, ohne dem Mann gegenüber etwas wie Sehnsucht nach ihm oder die Sympathie für ihn zu spüren. Nirgendwo finden die Leser etwas Gutes über Albert gesagt – der wortkarge Arzt aber nennt selbst die „Schlitzaugen“ von Constanze (ihre eigene Bezeichnung) „Mandelaugen“ (a.a.O., Vgl. S.11). Er sieht also in der Frau selbst bei Einzelheiten etwas Schönes, Anziehendes, Faszinierendes. Vergebens werden die Leser nach ähnlichen Worten Connys forschen, abgesehen von ihrer zeitweiligen Begeisterung für den bewunderten Dozenten.

An seinem Beispiel ist es der Autorin gelungen, eine interessante „Scheinerscheinung“ zu beschreiben, wo Constanze eine Zeit lang wieder nur das

sieht, was ihrem eigenen, nicht objektiven, denn ausgedachten, Bild dieses Mannes entspricht. Selbst seine Wohnung wird zu einem Symbol eines nicht bürgerlichen Ambientes (a.a.O., Vgl. S.230), weil die Ausstattung der Wohnung den Erwartungen Connys entspricht.

Der Wissenschaftler Gottfried Schachtschnabel, der vor allem die Absichten und Theorien laut proklamiert, demonstriert dabei keine Taten. Das stört aber Constanze nicht ihn zu „lieben“. Dieses Gefühl entsteht als Folge solcher Feststellungen, dass der Dozent wie Lenin aussieht, aber noch radikaler sei, dazu verneint und verwirft er alle bürgerlichen Moral-normen. Sein Seminar hat die banalste und die harmloseste Thematik– „Die Relevanz der Bürgerlichen Romantik im Hollywood-Ideal“ (a.a.O., Vgl. S. 14), wo er - als ob nebenbei - die Unschädlichkeit der Pornographie zu beweisen versucht. Die Tatsache, dass die Pornographie die Männer und Frauen verdinglicht und sie zu reinen tätigen Gegenständen reduziert, wird von Conny so leicht übersehen, wie es eigentlich nur bei verliebten Menschen möglich ist. Aber auch bei Menschen, für die nur ihre eigenen Gedanken und Schlussfolgerungen wichtig sind.

Manchmal demonstriert der Dozent eine rührende Einfältigkeit. Auf die Frage einer Studentin, welchen Philosophen, Kant oder Hegel, sie lesen solle, antwortet der noch immer nicht promovierte Dozent (a.a.O., Vgl.S.15), dass „Immanuel und der andere Knabe“ eigentlich nur gute Werke geschrieben haben (a.a.O., Vgl.S.55). Der Leser kann dabei aber den Verdacht hegen, dass Gottfried Schachtschnabel weder den einen noch den anderen Philosophen näher kennt.

Aus meiner Sicht führte ihn dazu vor allem die Eitelkeit, denn seine Neigung zum Äußeren scheint alle Bereiche seines Lebens zu durchdringen. Er lässt sich zum Beispiel duzen, „um die Hierarchiestrukturen zwischen Lehrenden und Lernenden zu zerschlagen“ (a.a.O., S.33), ohne die Tatsache wahrzunehmen, dass die Achtung der Lernenden den Lehrenden gegenüber auch auf solche Weise ausgedrückt werden kann. Die Gegebenheit, dass die Menschen vor allem die menschliche Würde des Anderen hochschätzen und nicht antasten dürfen, und dass vor allem dieses Faktum auf die zwischenmenschlichen Verhältnisse entscheidend wirkt, wird von dem Dozenten nicht beachtet. In einer Bande sind alle verbal „auf Du“ miteinander, was jedoch nicht zum Abschaffen von Hierarchiestrukturen führt.

Aber selbst in den Situationen, wo Gottfried Schachtschnabel sich in menschlicher Hinsicht entsprechend benimmt, und seiner Frau hilft, spricht er parallel über die Untreue von Marx, die ja nichts bedeutete (a.a.O., Vgl. S.184), um das Bestehen der Parallelbeziehung mit Constanze zu rechtfertigen. Seine Verbindung mit der „offiziellen“ Frau hat aber auch etwas Unmenschliches in sich, denn als seine Frau von ihrem Liebhaber schwanger wird, ist Gottfried bereit, mit ihr nach Holland zu fahren, um der Abtreibung des Kindes beizuwohnen: „Eine Abtreibung ist ein unheimlich wichtiges gemeinsames Erlebnis“ (a.a.O., S.237).

Um die Tötung als ein Erlebnis zu empfinden, braucht man doch eine wahre Mördernatur – eine Mischung aus Neigung zu blutdürstigen Erlebnissen und Prinzipienlosigkeit. Ich empfinde jedoch das Gesagte als die Fortsetzung des extravaganten Daseins, als einen Versuch, um jeden Preis äußerlich originell zu bleiben. Erst am Ende der Handlung ist Conny fähig, Schachtschnabels wahres Gesicht zu erkennen, seine innere Leere und schon erwähnte Eitelkeit. Aber auch in diesem Fall empört sie sich über Sichtbare, Äußere – Geranien in der Wohnung eines Revoluzzers – und sagt kein Wort über sein Inneres. Conny zieht aber die richtigen Schlussfolgerungen: „...das einzige, wofür er zu kämpfen bereit war, war sein Pensionsanspruch“ (a.a.O., S.292).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Worte von Albert, als er über die Ehe von Sieglinde spricht, die im Buch dargestellte Wirklichkeit am besten

erfassen: „Ja die Liebe hat viele Gesichter“ (a.a.O., S.219). Unklar bleibt im Werk von Eva Heller die Antwort auf die Frage, ob die Autorin über die Liebesproblematik schreibt, oder eher ein Bild von den Zweierbeziehungen und ihrem Scheitern gibt sowie auch die Selbst- und gegenseitige Wahrnehmung schildert.

Interessant ist auch das *Fait accompli*, dass die gegenseitige Einwirkung der Helden minimal oder gar nicht existent ist. Die Gesellschaft erscheint im Buch atomisiert, aus locker miteinander verbundenen Existenzen bestehend, die sich frei miteinander verbinden und plötzlich diese Verbindung auflösen.

Ich würde dieses Buch die „ ‚Wahlverwandschaften‘ des XX. Jahrhunderts für Massenleser“ nennen.

Eva Heller (* 1948) ist eine deutsche Autorin von Unterhaltungsliteratur und sozialwissenschaftlichen Büchern. Ihre Werke wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Sie studierte in Berlin Soziologie und Psychologie. Popularität erlangte Eva Heller mit ihrem Roman *Beim nächsten Mann wird alles anders*, der Ende der 1980er ein Bestseller und mit Dominic Raacke verfilmt wurde.

Fachliteratur:

* Wie Farben auf Gefühl und Verstand wirken. Farbpsychologie, Farbsymbolik, Lieblingsfarben, Farbgestaltung. 2000.

* Wie Farben wirken. Farbpsychologie, Farbsymbolik, kreative Farbgestaltung. Reinbek bei Hamburg 1999.

* Wie Werbung wirkt. Theorien und Tatsachen. Frankfurt am Main 1984.

Belletristik

* *Beim nächsten Mann wird alles anders*, Gütersloh 1988

* *Der Mann, der's wert ist*, Roman, Gütersloh 1993

* *Die wahre Geschichte von allen Farben*, Kinderbuch, 1995

* *Erst die Rache, dann das Vergnügen*, München 1997

* *Das unerwartete Geschenk vom Weihnachtsmann und von Frau Glück und Herrn Liebe*, Kinderbuch, 2002

* *Welchen soll ich nehmen?*, 2004

Dr. Alfred Schwarz (Saarbrücken, Deutschland)

Reden wir mal Unsinn

Die Wissenschaft macht uns ganz ernst, gelegentlich gar leiden.

Drum sollten wir zum Heitersein bisweilen sie auch meiden.

Der Begriff Literatur hat sich im Lauf der Zeit gewandelt. Man ist toleranter geworden, und wenn sich vor zweihundert Jahren daran ein Anspruch von Qualität knüpfte, dürfen wir heute von Literatur auch dann sprechen, wenn Texte den Niederungen der Sprache zustreben.

Hier soll ein eher unterhaltsamer Ausflug zu Wortgefügen gewagt werden, die - nicht immer genau zu trennen - unterschiedliche Bezeichnungen führen, zuweilen

„Nonsens-Literatur“, seltener „Ulken-“, oder „Scherz-Dichtung“ oder „Unsinn-Literatur“, „komische Lyrik“ beziehungsweise „Prosa“ genannt. Ziel der nachfolgenden Zeilen ist nicht, lang und breit zu erklären, was dies ist, sondern einschlägige Texte zu präsentieren. Das Wort *nonsens* übersetzt sich zwar ins Deutsche mit „Unsinn“, aber wenn hier die Bezeichnung *Nonsens* als Oberbegriff gebraucht wird, ist dies nicht Fremdwort-Liebhabelei: Der Begriff „*nonsens*“ ist nicht so hart wie „Unsinn“, und wenn wir *Nonsens-Literatur* vor Augen haben, wird uns meist klar, dass sie zwar absurd, überspannt, verschoben, kauzig, schrullig, skurril und wunderlich sein mag, aber doch nicht, von Ausnahmen abgesehen, ohne Sinn.

Wer sich damit befasst, dem gehen Fragen durch den Kopf: Wer hat die Texte ersonnen, welchen Zweck hatten sie, und wer waren oder sind die Nutzer beziehungsweise Zielpersonen? Es gibt anspruchsvolle Aufsätze darüber, was die Autoren von *Nonsens-Literatur* wollten oder angestrebt haben; indes sind die Verfasser solcher Erläuterungen so gut wie nie im Stande gewesen, die (meist schon verstorbenen) *Unsinn-Schreiber* über ihre Gedanken und Ziele zu befragen. Da ist man schon eher auf das Raten angewiesen. Etwas mehr weiß man über die Leser, Nutzer oder praktischen Anwender dieser Literatur. Sie entstammen je nach dem Inhalt verschiedenen Altersstufen, Berufen oder Interessentengruppen.

Bei der Fülle des Materials kann hier nur eine bescheidene Auswahl vorgestellt werden. Es wird davon abgesehen, bekannte Vertreter dieser Richtung, wie z. B. Christian Morgenstern, Karl Valentin, Kurt Schwitters, Joachim Ringelnatz in die Betrachtungen einzubeziehen, weil ihre Werke noch gut im Handel oder in Bibliotheken zugänglich sind. Bei einigen anderen Schriftstellern lohnt es dann nicht, ihre Texte ausländischen Germanisten vorzustellen, etwa im Bereich der „absoluten Dichtung“, wenn aus ihnen die Herkunft der Sprache nicht mehr erkennbar ist (Kurzbeispiel einer Gedichtzeile von H.C. Artmann: „*uur w'pp chllf'sn*“).

Nonsens-Texte werden den Studenten der Germanistik im Ausland wohl selten nahe gebracht, weil es sich weder um hochgeistige Inhalte noch um tieferschürfende Gedankengänge handelt. Immerhin lohnt ein Blick darauf, weil es Teil unseres wirklichen Sprechens ist, vieles davon aus dem Volk stammt, dabei oft mit Humor und Hintersinn gewählt. Da es sich bei dem dargestellten Phänomen nicht um eine Erscheinung nur der Neuzeit handelt, werden auch frühe Texte wiedergegeben, aber in die heutige Sprache umgesetzt, um das Verständnis zu erleichtern (oder wer versteht ohne weiteres den Satz: „*Vier wegen spant er an ein pfer*“? Fremdsprachliche Texte sind nicht wortgetreu, sondern nur sinngemäß übertragen, um die Versharmonie zu wahren. Wenn man von *Nonsens-Literatur* spricht, fühlt man sich natürlich verpflichtet, nicht alles wie Kraut und Rüben zu präsentieren, sondern zu einer Art Einteilung zu gelangen. Versuchen wir es mal!

Da stoßen wir zum Beispiel auf die *Lügendichtung*. Das lässt uns sofort an Märchen denken, die von fantastischen Begebenheiten berichten, wo übernatürliche Kräfte in das Schicksal von Mensch und Natur eingreifen, wo wir auf Feen, Hexen, Drachen, Riesen und Zwerge treffen. Es besteht aber ein Unterschied zu *Lügendgeschichten* oder *-gedichten*: Der Märchenautor behauptet nie, dass seine Geschichte wahr ist, wohingegen der Verfasser der *Lügenerzählung* unterschwellig oder ausdrücklich deren Wahrheit beteuert oder sie unterstellt. *Lügendgeschichten* wie Märchen wendeten sich im Ursprung durchaus an Erwachsene, heutzutage - in unserer nüchternen Zeit - eher an Kinder und Heranwachsende.

Schon 1531 hat Hans Sachs (1494-1576) ein *Lügendgedicht* ersonnen, aus dem einige Verse zitiert werden sollen (Versfolge aa,b,cc,b):

Der verkehrte Bauer (1531)

Ein Dorf in einem Bauern saß,
der gerne Milch und Löffel aß
mit einem großen Wecke.
Vier Wagen spannt er vor ein Pferd,
die Küch' stand mitten in dem Herd,
vier Häuser hat seine Ecke. ...

Drei Ställe hatt' er in einem Rind,
zwölf Weiber mit nur einem Kind.
Auf Weizen drosch er seine Tennen.
Vor seinen Hund band er ein Haus.
Viel Katzen fing seine starke Maus,
viel Mist lief auf den Hennen. ...

Gehen wir 300 Jahre weiter, stoßen wir auf Kinderlieder dieser Art:

Ich will euch singen und will nicht lügen: Ich sah drei gebratene Hühner fliegen. Rhein. Sie flogen also schnelle. Sie hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt, den Rücken nach der Hölle.	Ein Amboss und ein Mühlenstein, die schwammen zusammen über den Rhein. Sie schwammen also leise. Da fraß ein Frosch einen glühenden Pflug zu Pflingsten auf dem Eise.
--	---

Oder:

Eine Kuh, die saß im Schwalbennest
Mit sieben jungen Ziegen.
Die feierten ihr Jubelfest
Und fingen an zu fliegen.

Der Esel zog Pantoffeln an,
ist übers Haus geflogen.
Und wenn das nicht die Wahrheit ist,
So ist es doch gelogen

Zum Vergleich ein altes englisches Lügengedicht:

One day in the middle of the night
Two dead boys got up to fight.
erwacht.
Back-to-back they faced each other.
Drew their swords and shot each other
sich.
A deaf policeman heard the noise,
Krach,
And rushed to save the two dead boys.
wach!“
A paralyzed donkey walking by,
Kicked the copper in the eye,
fegen,
Sent him through a rubber wall,
Into a dry ditch and drowned them all.
ertrank.
(If you don't believe this story is true,
Ask the blind man – he saw it too!)

Am lichten Tage, inmitten der Nacht
Sind zwei tote Knaben zum Streit
Rücken zu Rücken erblickten sie sich,
zogen das Schwert und erschossen
Ein tauber Wachtmeister hörte den
eilte herbei, sagt' „Ich mach sie
Einem lahmen Esel kam es gelegen,
dem Bullen eins über den Schädel zu
warf alle durch einen Gummischrank
Wo im trockenen Bach ein jeder
(Hab' ich nun bei Euch Zweifel gesät?
Fragt doch den Blinden, er hat alles
erspäht!)

Oder jünger (von Christopher Isherwood, 1904-1985):

The common cormoran or shag
Lays eggs inside a paper bag

Der ganz gemeine Kormoran
legt Nester im Papiersack an.

The reason you will see no doubt
It is to keep the lightning out

But what these unobservant birds
Have never noticed is that herds
Of wandering bears may come with buns
And steal the bags to hold the crumbs.

Der Grund dafür, Ihr glaubt es nicht:
Er will sie schützen vor Blitz und
Licht.

Doch was die Vögel nicht erfahren,
ist, dass die Bären oft in Scharen
die Säcke stehlen, um dann eben
mal Kuchenkrümel drin aufzuheben.

Kehren wir nach Deutschland zurück, diesmal ins Zeitalter der Technik, wo als Fortbewegungsmittel der Wagen schon eine Rolle spielt:

Dunkel war's, der Mond schien helle,
Schnee lag auf der grünen Flur,

als ein Wagen blitzesschnelle
langsam um die Ecke fuhr.

Drunnen saßen stehend Leute,
schweigend ins Gespräch
vertieft,

als ein totgeschoss'ner Hase
auf der Sandbank Schlittschuh
lief.

Und noch ein Scherzgedicht, wo die Technik mitspielt, aber auch - mit dem prügelnden Ehemann - der Mangel an Gleichberechtigung zum Vorschein kommt:

Eine kleine Dickmadam
Reiste in der Eisenbahn.
Eisenbahn die krachte,
Dickmadam die lachte.

Lachte, bis der Schutzmann kam
und sie mit zur Wache nahm.
Abends kam ihr Mann nach Haus,
klopfte ihr die Hosen aus.

Da es keine Vorschriften darüber gibt, welche Merkmale man einem literarischen Werk verleiht, kann man zum Beispiel auch in ein Märchen ein Scherzgedicht einbauen. So lässt Lewis Carroll (1832–1998) in „Alice im Wunderland“ (englisch: *Alice's Adventures in Wonderland*), seine Heldin im 5. Kapitel rezitieren:

„Ihr seid alt, Vater Martin“ so sprach
Junker Tropf,
„Euer Haar ist schon lange ganz weiß,
nicht gut.
doch steht Ihr so gerne noch auf dem Kopf
Macht Euch denn das nicht zu heiß?“

„Als ich jung war“, der Vater zur
Antwort gab,
glaubte ich, für mein Hirn sei's
Doch seit ich entdeckt, dass ich
gar keines hab',
tu ich es mit fröhlichem Mut“.

Wenn in den oben wiedergegebenen Texten das Schwergewicht beim Lügen oder Übertreiben lag, so wollen wir uns nun Wortgefüge vornehmen, bei denen *besondere Reimtechniken* auffallen. Kommen wir zunächst zu den *Schüttelreimen*, wo Buchstaben eines Reims oder Doppelreims miteinander vertauscht werden. So etwa:

Karl, der liebt' sein Kindermädchen,
doch liebte er nicht minder Käthchen.

Denn liebte er das Käthchen minder,
wieso bekäm' das Mädchen Kinder?

Oder kürzer:

Wer andern seine Zange leiht,
vermisst sie dann für lange Zeit.

Am Strande liegt ein Hai erschlafft
Den Forschern ist das schleierhaft.

Gestern, als wir herzlich schmusten
Musst' ich plötzlich schmerzhaft husten.

Oder ganz kurz: Du bist - Buddhist.

Eine besondere Form des Reims kennzeichnet ferner den *Limerick*. Er ist zu Anfang des 19. Jahrhunderts in England entstanden, hat seinen Namen wohl von der irischen Stadt Limerick und taucht auch in Deutschland ständig auf. Seine Besonderheit liegt im Versschema (aabba). Der Limerick ist keine Unsinn-Lyrik im engen Sinne, schildert aber regelmäßig groteske Vorgänge. Und wie klingt das?

Da war mal ein Mann aus dem Osten, Spanien. der wollte den Funkturm entrostet. Kastanien Er trat einmal hin, wo der Rost schon sehr dünn. Nun hat er 'nen himmlischen Posten. Geranien.	Die Carmen tanzt feurig in Ihr Haar ist so rot wie Sie tanzt den Bolero, da naht ein Torero und schenkt ihr statt Rosen
--	---

Ein Kettenraucher aus Nizza, der im Tank seines Wagens nach Sprit sah, flog mit 'nem Krach durchs Garagendach einem staunenden Gast in die Pizza.	Es ritten drei Damen aus Niger lächelnd auf einem Tiger. Zurück von dem Ritt war'n sie nicht mehr zu dritt Und es lächelte nunmehr der Tiger.
---	---

Eine weitere Kategorie stellen die „*Zungenbrecher*“ dar. Ihr oft wirklichkeitsferner Inhalt (da sie mehr oder weniger gekünstelt sind - anders ist der gewollte Effekt nicht zu erreichen) soll den schnellen Sprecher mit der Zunge stolpern und Fehler machen lassen. Beispiele (mit und ohne Reim):

Zwischen zwei Zwetschgenzweigen zwitschern zwei Schwalben.
Im dichten Fichtendickicht dichten dicke Nichten tüchtig.
Fromme Frösche fressen frische Frühlingszwiebeln, freche Frösche fressen frische Früchte.
Schnecken erschrecken, wenn sie an Schnecken lecken, weil vielen Schnecken die Schnecken nicht schmecken. Oder ein so genannter *Haufenreim*:
Auf den hohen Felsenklippen sitzen sieben Robben-Sippen,
die sich in die Rippen stippen, bis sie von den Felsen kippen.

Nebenbei bemerkt, ist diese Scherzart überall verbreitet. (einfaches Beispiel russisch: Пекаръ Пётр пёк пироги; fast auf Deutsch brauchbar: „Bäcker Peter bäckt Piroggen).

Den Zungenbrechern verwandt sind schlichte Wortspiele, die es leichter haben, dem realen Leben nahe zu kommen:

Als hochbeglückt er sah sie,
da wandelt an der See sie.
Er redet' an mit „Sie“ sie.
Dann es gefiel ihm so sie,

dass er sie nahm, die Susi.

Eine besondere Art von Wortspielen sind *Palindrome*, das sind Texte (oder Wörter), die sich vorwärts wie rückwärts lesen. Es ist klar, dass sie ihrer Natur nach konstruiert und zum Teil irre klingen. Man lese:

Regine, wette weniger.
bei Leid.

Die Liebe ist Sieger, stets rege ist sie

Nie leg' Raps neben Spargel ein.
Leben Sie mit im Eisnebel!

Erika feuert nur untreue Fakire.
Eine Horde bedrohe nie!

Nunmehr wollen wir uns einigen Typen von Wortschöpfungen zuwenden, die, von bestimmten Quellen ausgehend, zahlreiche Nachahmer gefunden haben, aber nach unterschiedlichem Zeitablauf in Folge sozialer Veränderungen aus der Mode gekommen oder ganz verstummt sind.

Eine der ältesten Formen sind die *Leberreime*, so genannt, weil sie jeweils mit dem Halbsatz „Die Leber ist vom Hecht“ beginnen (später konnte man auch den „Hecht“ ersetzen), wobei die zweite Zeile sachlich mit der ersten nichts zu tun haben muss. Diese Art von Sprüchen ist vermutlich um das beginnende 17. Jahrhundert entstanden, und zwar als satirische Trink- oder Tischsprüche. Wem an der Tafel die Speise gereicht wurde, der musste einen solchen Ulkspruch zum Besten geben. Heute ist diese Form von lustiger Unterhaltung kaum noch bekannt. Und nun einige Beispiele:

Die Leber ist von einem Hecht, man kann sie auch nicht kaufen.
Hat einer Kummer mit dem Ding, der soll nicht so viel saufen.

Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Reiher.
Dem Staate geht es ziemlich schlecht, es kreisen schon die Geier.

Die Leber ist von einer Kuh und nicht von einer Ziege.
Ich sage lieber nichts dazu, in wessen Bett ich liege.

Die nächste Kategorie, die erwähnt werden soll, sind die *Klapphornverse*. Sie wurden ab 1878 in der in München erscheinenden Zeitschrift „Fliegende Blätter“ abgedruckt, die ersten im Zusammenhang mit einem Instrument, das man Klapphorn nannte. Meist spielten darin zwei Knaben eine Rolle, mit denen groteske Dinge passieren. Es gibt heute noch Liebhaber und Erfinder neuer Verse, aber sie sind eher rar geworden. Schauen wir es uns mal an:

Zwei Knaben gingen durch das Korn.
Der zweite hat seinen Hut verlor'n.
Der erste würde ihn finden,
ging er statt vorne hinten.

Zwei Knaben kamen an den Strand
Der erste eine Muschel fand.
Der andere fand keine,
das macht zusammen eine.

Zwei Knaben gaben sich 'nen Kuss.
Der eine, der hieß Julius.

Zwei Mädchen liefen durch 's hohe Gras.
Der einen wurden die Höschchen nass.

Der andere hieß Gretchen.
Ich glaub', das war ein Mädchen.

Der anderen nur die Beine,
denn Höschchen trug sie keine.

Nun sollen zwei „Reihen“ literarischer Erzeugnisse vorgestellt werden, welche in Deutschland über lange Zeit hinweg vor allem Männergesellschaften, besonders in den Milieus von Studenten, Soldaten (einschließlich Offizieren) und Handwerkern erheitert haben, und zwar in sehr derber Weise. Es handelt sich um die so genannten Wirtinnenverse und um die Geschichten über Bonifatius Kiesewetter. Beide Folgen sind dadurch gekennzeichnet, dass sie mit einem recht harmlosen Text eingeführt, aber nicht so fortgeführt werden.

Zunächst zur „Wirtin“. Es gibt noch heute in der Stadt Lahnstein (im Bundesland Rheinland-Pfalz) ein „Gasthaus an der Lahn“. Schon im 18. Jahrhundert tauchen Lieder angeblich aus dem Lokal dieser Wirtin auf, im Druck (die ersten ab 1870) zum Teil als „Kommerslied“ bezeichnet, also ein Zeitvertreib für Studenten.

Und so wird eingangs über das Milieu berichtet:

Es steht ein Wirtshaus an der Lahn, da hält ein jeder gern mal an. Frau Wirtin sitzt am Feuer. Und jeder, der am Tische sitzt, der greift mal zu der Leier.	Oder: Es steht ein Wirtshaus an der Lahn, Dort hält ein jeder Fuhrknecht an, Und dies aus gutem Grunde: Des Hauses wunderbarer Ruf Ist doch in aller Munde.
---	---

Die Gäste sind also zum Gesang aufgefordert, wechseln sich im Verseschmieden ab. Beim nächsten ist die Szene schon etwas weniger dezent. Da heißt es am Ende:

Die Wirtin sitzt am Ofen,
die Fuhrleut' um den Tisch herum,
die Gäste sind besoffen.

Und so kann es dann weitergehen:

Frau Wirtin hat auch einen Kahn,
drin fährt sie sonntags auf der Lahn.
Sie legt sich auf den Rücken
und badet sich im Sonnenschein
trotz all der vielen Mücken.

Frau Wirtin hat auch einen Star,
Der wirklich sehr gelehrig war.
Die Wirtin, die hieß Susi,
und wenn ein Gast ins Wirtshaus kam,
Dann rief er gleich: „Küss Du sie“.

Frau Wirtin hat auch einen Knecht,

Frau Wirtin ging einst übers Land

Und was er tut, das ist ihr recht.
Er darf sie karessieren.
Des Morgens, soll er früh aufsteh'n,
kann er kein Glied mehr rühren

Da kam ein Räuber angerannt,
Schrie: „Geld her oder Leben“!
Da sagt sie: „Liebe mich doch mal,
sonst hab ich nichts zu geben.

Frau Wirtins Tochter, die Rosi hieß,
von jedem Mann sich küssen ließ.
Soldaten und Studenten,
die zahlten monatlich 10 Mark
und wurden Abonnenten.

Je schneller die Stimmung im Kreise der Vortragenden stieg, umso eher wurden die Tätigkeitswörter in den Versen durch stärker wirkende ersetzt. Gelegentlich hört man, es seien heute noch mehrere hundert dieser Kurzgedichte im Umlauf. Die Reihe „Bonifatius Kiesewetter“ ist im 19. Jahrhundert in studentischen Kreisen entstanden. Als einer der Erfinder und Verbreiter gilt der Staatsanwalt Waldemar

Dyrenfurth (†1899 in Breslau). Er gehörte einem vornehmen studentischen Corps an, wo man sich aber gern bei geselligen Veranstaltungen mal ganz anders ausdrückte.

Bonifatius lebt in guten materiellen Verhältnissen, gibt sich auch mit ordentlichen Leuten ab, hält Personal, hat die Gräfin Ziegler als Geliebte, benimmt sich aber jeweils rücksichtslos und schweinmäßig (eine ähnliche Figur ist in Frankreich der „Père Dupanloup“). Auch hier ist die Einführung, wie bei der „Wirtin“, heuchlerisch und irreführend. Die Besonderheit der Einzelberichte über „Boni“ besteht darin, dass aus dem jeweiligen Ereignis eine sittliche Schlussfolgerung gezogen wird, die scheinheilig, zynisch und natürlich nicht ernst gemeint ist. Und so werden wir zunächst getäuscht:

Wenn an langen Wintertagen rau der wilde Nordwind fegt,
und des Winters Sturm und Regen eisig an die Scheiben schlägt,
wenn an wärmenden Kaminen lauschend sitzt der Kinder Schar,
dann erzählt die liebe Oma, wer einst Bonifatius war,
wie er seine Tag' und Nächte mit der Gräfin Ziegler zugebracht,
wie er – leider – unterlegen öfter war des Bösen Macht.
Innig klingen ihre Worte, traulich tut sie's ihnen kund,
und der Kleinen Augen hängen still verklärt an ihrem Mund.
Und aus jedem Falle ziehet sie die Moral mit weisem Sinn.
„Merkt es Euch, Ihr Kinder“, spricht sie, „dann habt Ihr davon Gewinn!“

Und nun geht es in ganz anderem Ton weiter:

In einem Dorf bei Nieder-Linden brannte nachts ein rotes Licht. Dass hier die Feuerwehr zu finden, wusste Bonifatius nicht. Mit dem Rufe „Schnell 'ne Frau her“ kam er in das Haus gerannt, rausgeschmissen wurd' sofort er von dem Wehrenkommandant. Und die Moral von der Geschichte': Nicht immer hält das rote Licht, was es dem Wandersmann verspricht. trachtet.	Auf die Menschheit losgelassen wurde er bald Staatsanwalt. Als Ressort, man kann's kaum fassen Kriegte er die „Sitte“ bald. Diebe, Jugendliche, halb Kinder, Händler und Toilettenfrauen klagt er an, der schwere Sünder. Wie konnt's man ihm anvertrauen? Und die Moral von der Geschichte': Wer die Moral nicht selbst gepachtet Nach ihr drum mehr bei anderen trachtet.
---	--

Neulich wollte ein Reporter, wie es solche Leute tun,
Bonifatius Kiesewetter über manches interviewen.
Als der Mann den Diener fragte: „Ist Herr Kiesewetter auch zu Haus?“
Schickte dieser ihm als Antwort eine kleine Karte raus.
Als dies der Journalist gelesen, setzte er den Hut sich auf.
„Lecken Sie mich doch am Arsch“, stand auf jener Karte drauf.
Und die Moral von der Geschichte':
Zu täuschen eines Herrn Erwartung
Ist stets ein Zeichen von Entartung.

Empfindsame Leser sollen in diesem Rahmen nicht durch schlimmere und sehr eindeutige Texte verschreckt werden; wer aber furchtlos ist, der mag die Suchmaschinen im Internet mit den einschlägigen Stichworten bemühen; dort wird er fündig.

Sowohl „Wirtinnen-“ als auch „Bonifatius-Kiesewetter-Verse“ sind in Zeiten entstanden, wo Meinungsfreiheit nicht garantiert, die Presse zensiert, der Einfluss religiöser Einrichtungen bedeutender als heute waren, in denen auch eine in der Sexualethik gründende Prüderie gefördert und Heuchelei provoziert wurden. So könnten sich Gesang, Vortrag oder Lesung der hier beschriebenen, zum Teil zotenhaften Dichtung deuten lassen als der Versuch, abseits der Konvention dem Alltag den Rücken zu kehren, einmal in tabubrechender Funktion dem eingeeengten Geist zeitweilige Befreiung zu verleihen. In Deutschland hat in den Sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine sexuelle Liberalisierung eingesetzt, in deren Verlauf - erleichtert unter anderem durch eine Reform des Sexualstrafrechts - auch eine Lockerung der Sexualmoral eingetreten ist. Dies hat auch zu Auswüchsen geführt („Sexismus“), gegen die heute wieder andere Ideenrichtungen, zum Beispiel aus der feministischen Bewegung und von der „Neuen Bürgerlichkeit“ her Front machen. Was auch immer sich an herrschender Meinung heraus kristallisieren wird: Die besten Zeiten für die Wirtin, Bonifatius und ähnliche Gestalten sind wohl vorüber.

Auch hier sei bemerkt, dass sich solche Literaturerzeugnisse nicht nur in deutschen Landen finden. In Russland hat man die Tschastuschka unter anderem dazu bemüht, politische Zustände zu geißeln oder gesellschaftliche Schwächen bloß zu stellen. Dafür ein Beispiel:

Не ругай меня, Мамаша,
 Что в подоле принесла
 Богородица-то наша
 То ж без мужа родила.

Schimpf mich nicht aus, mein Mütterlein.
 Im Rockschoß bring ich ein Kindelein.
 Die heilige Jungfrau auserkoren
 hat auch eines ohne Mann geboren.

Die Texte, von denen bisher die Rede war, sind wenigstens in ihrer Art sämtlich vor geraumer Zeit entstanden, zum Teil vor Jahrhunderten. Manche haben sich erhalten, andere sind untergegangen, häufig sind sie einfach modernisiert, das heißt der Aktualität angepasst worden. So finden wir zum Beispiel Geschichten über Bonifatius, die in den Weltkriegen spielen oder in der Nazi-Zeit. Aber keine Ära bleibt stumm. Auch wir Jetzigen haben Lust und Ideen, Quatsch hervorzubringen. So tauchen denn auch heute immer wieder fast serienmäßig skurrilen Denkens auf.

In den späten Siebzigern des vergangenen Jahrhunderts bildeten sich an mehreren deutschen Universitäten (Zentrum Frankfurt am Main) so genannte Spontigruppen, die politisch ganz links standen und diesbezügliche Sprüche von sich gaben, wie etwa „Macht kaputt, was euch kaputt macht“ oder „Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren“. Diese *Sponti-Sprüche* mutierten nach und nach ins Unpolitische, zum Teil wurden sie einfach Blödeleien. Hier einige Exempel:

Fleiß kann man vortäuschen, faul muss man schon sein.
 Arbeit adelt; ich bleibe lieber bürgerlich.
 Arbeit macht Spaß; man kann stundenlang zuschauen.
 Hauptsache, man ist gesund und die Frau hat Arbeit.
 Für Geld tu ich alles, notfalls sogar arbeiten.
 Ein Tritt in den Hintern sagt mehr als 1000 Worte.
 Leihe Geld bei Pessimisten; sie erwarten keine Rückzahlung.
 Das Sterben ist nicht so schlimm, aber man fühlt sich am nächsten Tag so kaputt.

Andere *Sprüche* aus der Arbeitswelt entwickelten sich in Anlehnung an das *Parkinsonsche Gesetz* (insbesondere an den Satz: Expansion means complexity

and complexity decay – Ausdehnung bedeutet Verwicklung und Verwicklung (Verfall). Auch das ist nicht ohne Witz:

Uns ist im Betrieb bewusst: Wissen ist Macht. Wir wissen nichts; macht nichts!

Wir haben schwach angefangen, aber dafür lassen wir jetzt stark nach.

Wir sind zu allem bereit, aber zu nichts zu gebrauchen.

In unserem Betrieb ist das so: Jeder macht, was er will, keiner macht, was er soll, aber alle machen mit.

Für das große Chaos haben wir die Computer, die übrigen Fehler machen wir von Hand.

Bei uns wird Hand in Hand gearbeitet; was der eine nicht schafft, lässt der andere liegen.

Keiner in unserem Betrieb ist unnützlich; er kann immer noch als schlechtes Beispiel dienen.

So lange der Chef tut, als würde er uns richtig bezahlen, so lange tun wir, als ob wir gründlich arbeiteten.

Gestern standen wir noch vor dem wirtschaftlichen Abgrund; heute sind wir schon einen großen Schritt weiter. Eine weitere, derzeit im Umlauf befindliche und makabere Serie beinhaltet „*Letzte Worte*“. Sie basiert ausschließlich darauf, dass ein Beurteilungsfehler zur Katastrophe führt. Dazu einige Belege:

LETZTE WORTE

- des Autofahrers: „Morgen ist auch noch Zeit, um die Bremsen nachzusehen“;
- des Beifahrers: „Diese lahme Ente vor uns kannst Du noch gut vor der Rechtskurve überholen“;
- des Elektrikers: „Ich habe jetzt den Starkstrom abgeschaltet“;
- des Chemielehrers: „Der Versuch, mit dem ich jetzt beginne, ist völlig ungefährlich“;
- des Besserwissers: „Diese Pilze habe ich selbst gesucht; sie sind sehr bekömmlich“;
- des Lastwagenfahrers: „Diese alten Holzbrücken halten ewig“;
- des Baggerführers auf dem Truppenübungsplatz: „Was für ein metallischer Zylinder liegt denn da unten?“;
- des Bärenjägers: „Na, Kleines, wo ist denn deine Mami?“
- des Chefs zum erbitterten Angestellten: „Tolles Geschenk, so ein Feuerzeug in Revolverform“.

Fahren wir fort mit einem Blick auf die moderne Technik, hier das Mobiltelefon; es erlaubt schnelle, vor allem kurze Nachrichten, und die schlagen sich bei uns in „*SMS-Sprüchen*“ nieder, und zwar in ganz unterschiedlicher Form, gereimt oder ungereimt. Das ist sicher und vornehmlich ein Betätigungsfeld für junge Leute. Hier einige Kostproben:

(Bericht) Man liest dauernd, wie schädlich Rauchen, Trinken und Sex sind; ich habe mich entschlossen, mit dem Lesen aufzuhören.

(Feststellung) Ob Sonnenschein, ob Sternenfunkel, im Tunnel ist es immer dunkel.

(Mahnung) Dunkles Licht ist schlecht für die Augen.

(Anfrage) Wir bitten Sie als Außenstehenden um ihre Meinung zur Frage der Intelligenz.

(Information) Er ist Mathematiker; sie ist unberechenbar.

(Voraussage) Wenn allzu früh der Morgen graut, dann ist der ganze Tag versaut.

(Grundsatz) Lieber Rotwein als tot sein.

(Warnung) Rauche nicht im Bett; die Asche könnte am Ende deine sein.
(Aufforderung) Trink, so lang Du trinken kannst, nütze Deine Tage; ob man im Jenseits trinken kann, ist eine offene Frage.
(Unhöflichkeit) Heute morgen fand die Polizei einen sehr hässlichen Toten. Bist Du noch wohlauf?
(Entschuldigung) Ich konnte nicht kommen; auf deinem Aufzug steht „Nur für 5 Personen“ und ich konnte keine weiteren vier finden.

Und als verbreitete Unterkategorie die „*Alle-Kinder-Sprüche*“:

Alle Kinder

- haben Haare, nur Thorsten, der hat Borsten;
- fürchten Udo, nur nicht Agathe, die beherrscht Karate;
- stehen bis zum Hals im Wasser, nur nicht Heiner, der ist einen Kopf kleiner;
- haben Katzen zum Spielen, nur nicht Liesel, die hat ein Wiesel;
- sind auf dem Dach, nur nicht Jasmin, die klemmt im Kamin;
- schreiben sich Briefe, nur nicht Rainer, den kennt nämlich keiner;
- heißen Gerhard, nur nicht Hans, denn der heißt Franz;
- lachen über den Witz, nur nicht Peter, der lacht erst später.

Beschließen wir den Reigen mit Bauernregeln. Immer schon hatte der Teil der Bevölkerung, der die Scholle bearbeitet oder auf Weiden Vieh gehalten hat, eine schärfere Beobachtungsgabe für Wind, Wolken, Wetter und Ernte. Daraus haben sich gereimte Bauernregeln entwickelt, recht ernst zu nehmende Lehrsätze. Nun hat sich die Übung heraus gebildet, in Anlehnung an diese Unterweisungen zwar die Landwirtschaft nicht zu verlassen, aber den seriösen Charakter der Sprüche zu verfälschen und dann schließlich - unter Beibehaltung der Reimtechnik - auf Gebiete auszuweichen, die mit Wald und Feld nichts mehr zu tun haben.

Seriöse Bauernregeln sehen so aus:

Ist der Mai kühl und nass, füllt er dem Bauern Scheune und Fass.
Im Juli muss vor Hitze braten, was im September soll geraten.

Unseriöse Bauernregeln nehmen zum Beispiel folgende Inhalte an:

Fährt der Traktor einmal schneller, sind die Hühner flach wie Teller.
Hat der Bauer grüne Füße, steht er mitten im Gemüse.
Schwimmt die Kuh im See umher, wird das Melken ziemlich schwer.
Mischt der Bauer Gift zur Butter, ist das für die Schwiegermutter.
Die Kuh springt hoch und auch noch weit, warum auch nicht, sie hat doch Zeit.
Liegt der Bauer unterm Tisch, war das Essen nicht mehr frisch.
Hüpft die Kuh wie wild im Kreise, gibt's abends statt Milch nur Sahnespeise.

Wenn man schließlich aus dem bäuerlichen Kreis ausbricht, kommt man auf folgende Art von Texten:

Fährst du rückwärts an den Baum, verkleinert sich der Kofferraum.
Brennt das Fieber heiß wie Feuer, wird das Heizen halb so teuer.
Hast du Zahnpasta im Ohr, kommt dir alles leiser vor.
Wenn am Sarg die Witwe kichert, war ihr Alter gut versichert.

Es gibt zur Zeit noch andere Serien von Nonsens, aber dies würde unseren Rahmen sprengen. Begnügen wir uns heute damit, den vermuteten Erwartungen der Autoren zu entsprechen: Sie wollten uns verduzt sehen, irritiert, überrascht, und vor allem wollten sie uns zum Lachen bringen.

Prof.Ass.Levan Zagareli (Tbilissi, Georgien)

Fiktionalität als Deviation des Erzählaktes

*...die Poetizität wird nicht als rhetorischer Schmuck der Rede beigefügt,
sie besteht vielmehr in einer Neubewertung der Rede und
aller ihrer Teile, welcher Art sie auch immer seien.*

Roman Jakobson

Fiktionalität gilt neben Ästhetizität und Poetizität als eines der Grundmerkmale literarischer Kunstwerke (Rühling 1996). Im Unterschied zu den Letzteren, die aus der Philosophie stammen oder eher evaluativen Charakter haben, scheint die Fiktionalität das Potential zu besitzen, eine grundlegende Eigenschaft der literarischen Fiktion zu sein. Dabei soll die Bestimmung eines solchen Grundzuges die Existenz der Literaturwissenschaft als einer eigenständigen

Disziplin mit klar definierbarem Gegenstand begründen und rechtfertigen. Insofern kann Fiktionalität als diejenige Eigenschaft des Textes betrachtet werden, die eine notwendige Trennlinie zwischen zwei philologischen Fachbereichen – der Sprach- und der Literaturwissenschaft zu ziehen gestattet. Während das Interesse der Linguistik vor allem den faktualen Formen der Kommunikation gilt, liegt der Schwerpunkt der literaturwissenschaftlichen Forschung – so die Ausgangsthese der vorliegenden Arbeit – ausschließlich auf dem Gebiet der fiktionalen Kommunikation. Folglich soll die Erforschung von Regeln und Konventionen, nach denen diese Art der Kommunikation verläuft, offenbar eines der Hauptanliegen der Literaturwissenschaft sein. Eben die fiktionale Kommunikation und deren Eigenartigkeit werden im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen stehen.

Der Begriff *Fiktionalität* ist vom Wort *Fiktion* abgeleitet, der seinerseits vom lateinischen Verb *fingere* stammt, das soviel wie *bilden, formen, gestalten, künstlerisch darstellen, sich vorstellen, ersinnen, erdichten* bedeutet (Schmid 2005:32). Fiktionalität lässt sich folglich als eine Eigenschaft vom Dargestellten, Erdichteten verstehen. Als fiktional wird demnächst die Art der Kommunikation bezeichnet, in deren Mittelpunkt ein erdichteter Text steht und die sich durch eine Anzahl Merkmale von der faktualen Kommunikation unterscheiden lässt. Wie jede andere Art der Kommunikation, kann die fiktionale Kommunikation nur im Zusammenspiel zwischen einem Sender, einem Empfänger und einem Medium zustande kommen. In der Literaturwissenschaft besteht jedoch kein Konsens darüber, welche Instanz einem Text bzw. der Kommunikation, an der dieser Text beteiligt ist, die Eigenschaft der Fiktionalität verleihen kann. Es werden nämlich vier Ansichten vertreten, die hier kurz dargelegt werden müssen.

Die Sprachhandlungstheoretiker haben versucht, die Fiktionalität im Hinblick auf die Textproduktion zu untersuchen. John Searle hat die sog. *pretense*-Theorie entwickelt. Laut Searle gibt es keine syntaktische oder semantische Eigenschaft des Textes, die ihn als ein fiktionales Werk identifizieren ließe (Searle 1996:65). Vielmehr sei es die Intention des Autors, die die Fiktionalität des literarischen Textes ausmache. Der Autor gebe nämlich vor, illokutionäre Akte des Behauptens auszuführen, indem er die Sätze des jeweiligen Textes schreibe (Warning 1983:198). Die Mängel dieser Theorie hat Frank Zipfel in seiner Arbeit deutlich gemacht, indem er darauf hingewiesen hat, dass Searle nicht den Text in seiner Ganzheit untersucht, sondern seine Thesen auf die sprachhandlungstheoretischen Charakteristika einzelner Sätze basiert. Außerdem ist die *pretense*-Theorie auch in der narratologischen Hinsicht defizitär, weil sie nicht die Instanzen des Autors und des Erzählers berücksichtigt (Zipfel 2001:227).

Diesen „Fehler“ hat Gregory Currie zu verbessern versucht. Er geht davon aus, dass der Autor nichts vorgibt, sondern einen illokutionären Akt des *fiction-making* vollzieht mit der Absicht, dass der Leser den Text in der Haltung des *make-believe* rezipiert, sprich: vorgibt, dem Erzählten zu glauben (Currie 1990:24). Es bleibt allerdings unklar, wer letzten Endes die Fiktionalität des Textes laut Currie bestimmen soll – der Autor oder der Leser. Einen ähnlichen Versuch finden wir bei Gérard Genette, der von einem speziellen Sprechakt der Fiktions-Produktion, einem Fiktions-Akt spricht (Genette 1992:61). Currie und Genette scheinen den allgemeinen Mechanismus der Fiktions-Produktion erfasst zu haben, doch kommt die Gleichsetzung der Autorintention mit dem Akt des *fiction-making* bzw. dem Fiktionsakt recht übertrieben vor, denn jede Art der Kommunikation ist zwar mit einer gewissen Absicht verbunden, diese ist aber jedes Mal, je nach dem Wunsch des Produzenten, unterschiedlich. Interessanterweise ist diese Tatsache weder Currie noch Searle entgangen. Searle schreibt beispielsweise, dass

serious (i.e. non-fictional) speech acts can be conveyed by fictional texts, even though the conveyed speech act is not represented in the text. Almost any important work of fiction conveys a “message” or “messages” which are conveyed by the text but are not in the text. (Searle 1996:74)⁷⁰

Leider gehen weder Searle noch Currie ausführlicher auf die Frage ein, wie diese “ernste Botschaften” zum Ausdruck gebracht werden, bzw. auf welcher Weise sie sich im Text manifestieren. Diese Botschaften sind eigentlich sowohl in fiktionalen als auch faktualen Texten als eine „dominierende Illokution“ (Zipfel, 2001:33f.) vorhanden, sie unterscheiden sich voneinander jedoch durch die Art und Weise, wie sie in einem faktualen bzw. fiktionalen Text niederschlagen. Zu den produzentenorientierten Theorien der Fiktionalität lässt sich mit Zipfel sagen, dass „Versuche, das Spezifische fiktionaler Erzähl-Texte ausschließlich mit Hilfe der Autorintention zu bestimmen, bleiben [...] unvollständig und unbefriedigend.“ (Zipfel, 2001:228)

Eine andere Instanz, der häufig die Fähigkeit zugewiesen wird, die Fiktionalität des Textes festlegen zu können, ist der Leser. Bereits in 70-er Jahren hat Wolfgang Iser den Leser für diejenige Instanz gehalten, die die Bedeutung eines literarischen Werks mit Hilfe seiner Vorstellungskraft herstellen vermag. Die Bedeutung eines Textes ist laut Iser nicht dem Text immanent, sondern entstehe erst in der Interaktion zwischen dem Text und dem Leser. Dem Text fällt dabei einzig und allein die Rolle eines Stimulus zu, der die Lektüre und die Vorstellungstätigkeit des Lesers steuert.⁷¹

In die gleiche Richtung läuft die Theorie von Kendall Walton. Auch er untersucht in seinem Buch *Mimesis as make-believe* das Verhältnis zwischen dem Werk und dem Rezipienten. Er behandelt den Text als eine Art Requisite mit der Funktion, fiktionale Wahrheiten zu generieren, die ihrerseits vom Rezipienten im Spiel des *make-believe* vorgestellt werden müssen (Walton 1990:69). Fiktion ist also laut Walton etwas, was in der Vorstellung des Lesers gebildet wird; der Text kann bloß diesen Prozess stimulieren. Ähnlich wie Searle und Currie verneint Walton die Existenz besonderer sprachlicher oder struktureller Merkmale, die einen fiktionalen Text von einem nicht-fiktionalen unterscheiden könnten. Der Unterschied besteht für Walton nur in der Funktion eines jeweiligen Textes: Die nicht-fiktionalen Texte entbehren nämlich die Funktion, als Requisite zu dienen. Diese Funktion sei kulturell bedingt. Ein Werk sei also fiktional, wenn man es als Requisite verwendet. Die Grenzen eines solchen Textgebrauchs werden von Walton allerdings nicht angegeben. Was an Waltons Theorie besonders unplausibel erscheint, ist die Tatsache, dass sich die „Welt des Werks“ und die „Welt des Spiels“ unterscheidet (Walton 1990:213). Dies besagt, dass ein jeder Leser sein eigenes „Spiel“ mit dem Werk spielt. An einem solchen Spiel nehmen laut Walton schon zwei Requisite teil, nämlich das Werk und der Rezipient selbst. Trifft dies zu, so hat die Fiktion nichts mit der Kommunikation zu tun. Sie erscheint vielmehr als ein Spiel des Rezipienten mit sich selbst, in dem er sich eines anderen Requisites

⁷⁰ Vgl. Currie, s. 52f.: „Fictions do sometimes express or suggest, and may be valued because they express or suggest, truths of one kind or another.” Vgl. auch Kendall Walton 1990, s. 78: “Perhaps writing fiction is more often a means of performing other illocutionary action – suggesting, asking, raising an issue, reminding, encouraging to act – than a means of making assertions.”

⁷¹ Später scheint Iser diese streng rezeptionstheoretische Position teilweise aufgegeben zu haben. In einem Aufsatz vom 1983 sprach er schon von Akten des Fingierens, die er als eine Art Grenzüberschreitung beschrieb und an allen Instanzen der fiktionalen Kommunikation – dem Autor, dem Text und dem Leser festmachte. Sieh. Wolfgang, Iser: Akte des Fingierens oder was ist das Fiktive im fiktionalen Text? In: *Funktionen des Fiktiven*. Hg. v. Dieter Henrich u. Wolfgang Iser. München: Fink, 1983, S. 121-151

(des Texts) bedient, um seinem eigenen Spiel, seiner Vorstellungstätigkeit einen Stoss zu geben.

Zipfel versucht das *make-believe*-Spiel im Rahmen einer sprachhandlungstheoretisch-narratologischen Interpretation zu beschreiben:

Fiktions-Rezeption als ‚make-believe‘-Spiel ist durch die für Spiele charakteristische Doppelstruktur als Sich-Einlassens auf das Spiel einerseits und des Spielbewußtseins andererseits gekennzeichnet. Der Leser nimmt die Position des Adressaten der internen fiktiven Sprachhandlungssituation ein, er bleibt aber zugleich ein empirischer Leser, der sich als Teil der externen Sprachhandlungssituation begreift und sich der Positionsverschiebung bewußt ist bzw. sich diese bewußt machen kann. (Zipfel 2001:278)

In dieser narratologischen Umschreibung wird der leserbezogene Aspekt von Waltons Theorie einigermaßen entschärft und es wird zugleich auf deren Erkenntniswert aufmerksam gemacht. Es ist nicht zu leugnen, dass Waltons Arbeit einige wichtige Beobachtungen zum Rezeptionsmechanismus enthält, seine überspitzte Betonung der Leserrolle im Hinblick auf die Fiktionskonstitution lässt sich jedoch nicht aufrechterhalten. Wegen des von Walton postulierten Fehlens jeglicher Regeln der Generierung von Fiktionen (Walton 1990:187) bleibt es völlig dem Leser überlassen, was er aus dem Text (als seinem Spielzeug) macht. In diesem Fall ließe sich die Fiktion kaum mehr mit den literaturwissenschaftlichen Methoden untersuchen, sondern könnte erst anhand der Analyse einer Vielzahl der „Spiel-Welten“ bei verschiedenen Rezipienten zugänglich gemacht werden, wobei eine solche Analyse aus lauter subjektiven Urteilen bestehen würde, von deren Wissenschaftlichkeit ganz zu schweigen. Außerdem kann ein Text auf keinen Fall als ein Spielzeug charakterisiert werden. Nach meiner festen Überzeugung ist der Text ein Medium, ein Mittel der (fiktionalen) Kommunikation zwischen Autor und Leser, wie es bereits Roman Jakobson mit seinem Kommunikationsmodell veranschaulicht hat (Jakobson 1979:88). Der Text hat eine viel komplexere Struktur als ein Spielzeug. Diese Struktur ist der Träger gewisser Botschaften, die dem Rezipienten mitgeteilt (nicht von ihm selbst produziert) werden sollen. Die Tatsache, dass wir keinen direkten Zugang zur Intention des Autors haben, muss nicht bedeuten, dass man diese Intention samt dem kommunikativen Charakter des Textes vollständig ignorieren darf. Insofern sagt Waltons Theorie sowie die von ihm beschriebene Rezeptionshaltung des Lesers nur wenig über die Fiktionalität des literarischen Werks aus.

Wiederum andere Theoretiker betrachten die Fiktion im Hinblick auf deren Übereinstimmung bzw. Abweichung mit/von der Wirklichkeit. Zu diesen gehört auch Frank Zipfel. In Anlehnung an Nelson Goodman gibt er zwar zu, dass es keine einheitliche Version der Welt gibt, wählt aber dennoch „unsere Alltagswirklichkeit“ als „die einzige Konzeption von Wirklichkeit, die als Bezugspunkt für eine Beschreibung der Fiktionalität in literarischen Texten relevant ist“, weil sie sich „aus verschiedenen Versionen zusammensetzt“ (Zipfel 2001:74f.). Ferner unterscheidet er mit Hilfe des Gegensatzpaars Möglich/Nicht-Möglich realistische und phantastische Geschichten als „zwei grundlegende Formen der Fiktivität“ (Zipfel 2001:106). Mit dem Begriff *Realistik* bezeichnet er die Geschichte, die „in bezug auf das jeweils gültige Wirklichkeitskonzept möglich ist“ (Zipfel 2001:107), und „unter *Phantastik* sollen hier alle Geschichten verstanden werden, die Elemente enthalten, die von dem im Hinblick auf die gültige Wirklichkeitskonzeption Möglichen abweichen“ (Zipfel 2001:109). Außerdem bezeichnet Zipfel den Erzähler eines Textes als „phantastisch“, falls die Sprachhandlungssituation (sprich: Erzählsituation) in der Realität nicht möglich ist (Zipfel 2001:155). Im Unterschied zu den phantastischen Geschichten ist

phantastisches Erzählen „eine fiktionspoetische Lizenz“, die sowohl in realistischen als auch phantastischen Erzählungen regelmäßig vorhanden ist. Zum Repertoire eines solchen Erzählers gehören extreme Detailfreudigkeit, interne Fokalisierung, das Berichten von Vorgängen, über die der Erzähler keine Kenntnisse haben kann, unklare Produktionssituation, Introspektivität in die Psyche anderer, innerer Monolog, Erzählen im Präsens und Erzählen in der zweiten Person.

Trotz der beeindruckender Übersichtlichkeit dieser Theorie muss angemerkt werden, dass sie auf den falschen Prämissen basiert. Die Behauptung, Alltagswirklichkeit sei das einzige Kriterium, das sich für die Bestimmung der Fiktionalität – als einer Art Abweichung von dieser Wirklichkeitskonzeption eigne, lässt sich anhand der Ergebnisse von in Europa und den USA durchgeführten Umfrage mit Leichtigkeit widerlegen. Nach dieser Umfrage glaubt ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung sogar im 20. Jahrhundert an verschiedene übernatürliche Phänomene (Durst 2001:66f.). Folglich sind für diese Menschen die in den sog. phantastischen Romanen beschriebenen Ereignisse durchaus möglich. Da ein einheitliches Spektrum des empirisch Möglichen im Bewusstsein der Menschheit fehlt, da das Wirklichkeitsbild von Person zu Person variiert, weist sich das Konzept der empirischen Wirklichkeit für die Unterscheidung zwischen der Phantastik und der Realistik (und somit auch für die Bestimmung der Fiktionalität) als unbrauchbar auf. Außerdem ist das narrative Spektrum mit den Gegenpolen Phantastik-Realistik erst im 18. Jh. entstanden (Durst 2001:98f.). Es wäre interessant zu erfahren, aufgrund welcher Kriterien Zipfel die Fiktionalität der vor dem 18. Jh. geschaffenen Literatur hätte begründen können. Allerdings auch wenn man den Gedanken akzeptiert, die Fiktion ließe sich durch deren Abweichung von der Wirklichkeit definieren, würde sich die Frage stellen, wie diese Abweichung (vor allem im Falle einer nach Zipfels Definition möglichen Geschichte) festzustellen sei. Es würde nämlich keinem Leser einfallen, die Wahrhaftigkeit der Geschichte zu überprüfen, es sei denn er kennt die literarischen Konventionen nicht.

All dies darf nicht so verstanden werden, als hätte literarische Fiktion mit der empirischen Wirklichkeit nichts zu tun. Man muss Zipfel zustimmen, wenn er schreibt:

Fiktive Welten sind stets in der ein oder anderen Art und Weise auf die wirkliche Welt bezogen. Geschichten, die in keiner Relation zu unserer Wirklichkeitskonzeption stehen, könnten wir weder erzählen noch verstehen, wie könnten sie uns nicht einmal vorstellen. (Zipfel 2001:82)

Auch eine unwahrscheinliche Phantasie-Welt bleibt auf die reale Welt bezogen. (Zipfel 2001:83)

Anders formuliert, lässt sich in der literarischen Fiktion immer nur das darstellen, kombinieren, simulieren usw., was man selbst wahrgenommen hat, bzw. was sprachlich artikuliert werden kann⁷². Als Fiktionalitätskriterium eignet sich jedoch die empirische Wirklichkeit aufgrund der Mannigfaltigkeit ihrer subjektiven Variationen nicht.

Die zentrale und wichtigste Instanz der fiktionalen Kommunikation ist m.E. der Text. Im Unterschied zu Autor, Leser und Wirklichkeit ist der Text eine stabile und der wissenschaftlichen Analyse zugängliche Entität. Um eine angemessene

⁷² Vgl. Stierle 1983:176: „Doch schon durch die Verwendung der Sprache ist sichergestellt, daß die mit ihr bedeutete Welt nicht außerhalb des Spielraums liegt, der von der prinzipiellen Weltbezogenheit der Sprache gesetzt wird. Jede imaginäre Welt ist auf unsere Welt zurückbezogen.“

Rezeption zu sichern sowie die fiktionale Kommunikation zu ermöglichen, muss der Autor die Fiktionalität des Textes am Text selbst erkennbar machen.

Ganz allgemein ist der fiktionale Text ein sprachliches Gebilde und besitzt die Eigenschaften, die jedem anderen nicht-fiktionalen (faktualen) eigen sind. Dazu gehören die Zerdehnung und Einseitigkeit der Kommunikation, Behauptungshaltung, Situationsabgelöstheit und die Forderung, „die illokutionäre Absicht des Textes und damit den Sprachhandlungszusammenhang, in dem dieser rezipiert werden soll, am Text anzuzeigen“ (Zipfel 2001:123). Dies legt nahe, dass die Fiktionalität, im Gegensatz zu Zipfels Behauptung (Zipfel 2001:145), immer am Text ablesbar sein muss, d.h. es muss unbedingt Eigenschaften geben, die den fiktionalen Text von dem faktualen unterscheidet. Im Folgenden seien eben diese genuin literarischen Erscheinungen erörtert.

Auf die wichtigste Eigenschaft von *Botschaften mit der poetischen Funktion* hat bereits Roman Jakobson aufmerksam gemacht, als er von einem geteilten Sender, einem geteilten Empfänger und einer geteilten Referenz gesprochen hat (Jakobson 1979:111).⁷³ Auch bei Zipfel ist im Zusammenhang mit dem fiktionalen Erzählen von der „Verdoppelung der Sprachhandlungskomponenten“ (Zipfel 2001:122) die Rede. Diese Teilung bzw. Verdoppelung der Kommunikation beinhaltet, dass die fiktionale Kommunikation gleichzeitig auf zwei Ebenen verläuft: Einmal zwischen dem Autor und dem Leser als den realen historisch verifizierbaren Personen, und ein anderes Mal – zwischen dem Erzähler und dem Adressaten (Hörer, impliziter bzw. expliziter Leser) als den fiktiven Figuren. Eben diese Verdoppelung der Kommunikationssituation ist das wichtigste Kennzeichen der fiktionalen Kommunikation und unterscheidet sie von der faktualen Kommunikation.

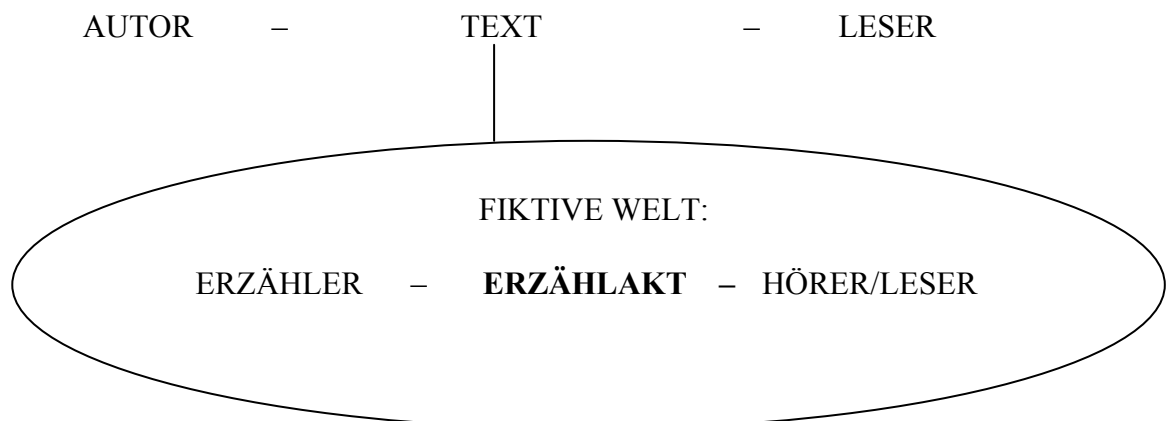
Innerhalb der Erzähltheorie unterscheidet man bekanntlich zwischen der Ebene des Erzählens (wie erzählt wird) und der des Erzählten (was erzählt wird). Laut Zipfel ist die Fiktionalität auf beiden Ebenen feststellbar. Auf der Ebene des Erzählens drücke sich Fiktionalität darin aus, dass ein solches Erzählen (mit der Fähigkeit, fremde Gedanken zu lesen u.ä.) in unserer Alltagswirklichkeit unmöglich sei. Genauso überschreite die fiktive Geschichte die Grenzen des in der Wirklichkeit Möglichen. Da sich die Wirklichkeitskonzeption bei der Bestimmung des Möglichen/Nicht-Möglichen als unbrauchbar erwiesen hat, stellt sich nun die Frage, was als Bezugspunkt für die Unterscheidung zwischen Fiktionalität und Faktizität dienen könnte. Die Antwort lautet: komparatives Verfahren des Textvergleichs. Im Folgenden wird versucht, diese gewagte These zu erläutern und unterbauen.

Wenn man die fiktionale Texte mit den faktualen auf der Ebene des Erzählten vergleicht, werden sich kaum erhebliche Unterscheide feststellen lassen. Es gibt nämlich eine Vielzahl esoterischer, okkultur Texte, die von den „übernatürlichen“ Gegebenheiten, wie Telepathie, Hellseherei, Verwandlungen u.ä. berichten. Der einzige greifbare Unterschied zwischen einem faktualen und einem fiktionalen Text besteht m.E. in der Art und Weise, wie eine Geschichte präsentiert, dargestellt wird, d.h. die Abweichung findet auf der Ebene des Erzählens statt. Ohne Zweifel wird man in keinem esoterischen oder historiographischen Text solchen konventionalen Elementen fiktionaler Kommunikation begegnen wie dem allwissenden Erzähler, der erlebten Rede, dem inneren Monolog, der Metadiegeese, der kompositorischer Motivation usw. Daraus folgt, dass es ausschließlich die Darstellungsweise der Geschichte ist, die einen

⁷³ Vgl. auch Warning, ebd. S. 193: „Fiktionaler Diskurs ist demnach allemal ein inszenierter Diskurs, der Rollenspiel seitens des Autors und seitens des Rezipienten voraussetzt. Diese Voraussetzung ist dabei zugleich das entscheidende Fiktionalitätskriterium.“

Text als fiktional aufweist. Das Vorhandensein einer solchen Darstellung macht auch die Geschichte selbst (gleichgültig ob die in ihr vorkommenden Ereignisträger, Orte und Zeiten in unserer Alltagswirklichkeit subjektiv als möglich oder unmöglich empfunden werden) zu einer fiktiven Geschichte. Insofern ist Zipfel nur teilweise zuzustimmen, wenn er behauptet: „Die fiktionsspezifischen Lizenzen fiktionalen Erzählens sind also ‚erzähllogisch‘ mit der Fiktivität der erzählten Geschichten verbunden.“ (Zipfel 2001:165) Denn es ist immer das Erzählen, das die Geschichte fiktiv macht, und auf keinen Fall – umgekehrt. Außerdem ist diese (nur in der fiktionalen Literatur vorkommende) Art des Erzählens nicht als fiktional, wie dies Zipfel tut, sondern durchaus als fiktiv zu bezeichnen, weil sowohl der Erzählakt, als auch der Erzähler und die von ihm erzählte Geschichte Bestandteile der im Text dargestellten fiktiven Welt sind. Diese Behauptung lässt sich dadurch begründen, dass die vom (vor allem unzuverlässigen) Erzähler dargestellte Geschichte nicht immer mit der Geschichte zusammenfällt, die sich in der fiktiven Welt der Erzählung „tatsächlich“ zugetragen hat. Folglich sollen sowohl der Erzähler als auch das Erzählen als Konstituenten der dargestellten Welt betrachtet werden (Martinez/Scheffel 2000:17f. Vgl. auch Schmid 2005:46).

In Anlehnung an Martinez/Scheffel kann nun ein Modell der fiktionalen Kommunikation entworfen werden.⁷⁴ Diese Art der Kommunikation findet zwischen einem realen Autor und einem realen Leser statt. Als Mittel der Kommunikation dient dabei der fiktionale Text. In diesem Text wird eine Welt dargestellt, in der zumindest eine Instanz implizit oder explizit vorhanden ist, die einer anderen (vorwiegend impliziten, in der fiktiven Welt nicht anwesenden) Instanz eine Geschichte erzählt. Ob diese Geschichte ‚tatsächlich‘ innerhalb der fiktiven Welt zugetragen hat, kann erst anhand bestimmter Textsignale verifiziert werden. Die Paradoxie der fiktionalen Kommunikation ist einerseits durch ihren doppelten Charakter und andererseits von der Tatsache bedingt, dass die Erzählinstanz zugleich der Bewohner jener fiktiven Welt ist, die erst durch ihren Erzählakt ‚geschaffen‘ wird. Schematisch könnte man all dies folgenderweise darstellen:



⁷⁴ Vgl. Martinez/Scheffel 2000:17f.: „Durch das reale Schreiben eines realen Autors entsteht so ein Text, dessen imaginär authentische Sätze eine imaginäre Objektivität schaffen, die eine fiktive Kommunikation, ein fiktives Erzählen und eine fiktive erzählte Geschichte umfasst. Die fiktionale Erzählung ist zugleich Teil einer realen wie einer imaginären Kommunikation und besteht deshalb je nach der Sichtweise aus *real-inauthentischen* oder aus *imaginär-authentischen* Sätzen.“ Vgl. auch Schmid 2005:45f.

Abbildung 1: Modell der fiktionalen Kommunikation

Insofern wäre die Fiktion „als die *Darstellung* einer eigenen, autonomen, innerliterarischen Wirklichkeit“ zu verstehen (Schmid 2005:33). Die Fiktionalität ihrerseits wäre folglich als die Eigenschaft bestimmter Texte zu definieren, die einen fiktiven Erzählakt darstellen und eben dadurch von anderen Texten unterscheiden. Der Grundbaustein der fiktionalen Kommunikation ist nichts anderes als die Fiktivität des Erzählaktes (sprich: seine Deviation vom faktualen Erzählakt).

Folglich lässt sich sagen, dass die Fiktionalität der Kommunikation weder durch die Intention des Autors, noch durch die Vorstellungstätigkeit des Lesers oder die Abweichung der fiktiven Welt von unserer Alltagswirklichkeit bestimmt werden kann, sie hängt vielmehr von der Fiktivität des Erzählaktes ab, der sich durch spezifische, die Erzähllogik der faktualen Erzählung verletzende, konventionelle Merkmale auszeichnet.

Zusammenfassung

Im vorliegenden Aufsatz wird nach einem theoretischen Überblick über die Fiktionalitätstheorie gezeigt, dass die Fiktionalität als die grundlegende Eigenschaft der literarischen Kunstwerke weder von der auktorialen Absicht, noch von der Wahrnehmungsfähigkeit Leser abhängig ist und schon auf keinen Fall durch deren Abweichung von der empirischen Wirklichkeit bestimmt werden kann. Fiktionalität ist vielmehr als eine logische Deviation des Erzählaktes von faktualen Texten zu definieren. Folglich fällt dem fiktiven Erzählakt eine ausschlaggebende Rolle bei der Unterscheidung zwischen dem faktualen und dem fiktionalen Diskurs zu.

Literaturverzeichnis

1. Currie, Gregory: *The nature of fiction*. Cambridge, 1990
2. Durst, Uwe: *Theorie der phantastischen Literatur*. Tübingen [u.a.]: Francke, 2001
3. Genette, Gérard: *Fiktion und Diktion*. Aus dem Franz. Heinz Jatho. München: Fink, 1992
4. Iser, Wolfgang: Akte des Fingierens oder was ist das Fiktive im fiktionalen Text? In: *Funktionen des Fiktiven*. Hg. v. Dieter Henrich u. Wolfgang Iser. München: Fink, 1983, S. 121-151
5. Jakobson, Roman: Linguistik und Poetik. In: Ders. *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*. Hg. v. Elmar Holenstein u. Tarcisius Schelbert. – 1. Aufl. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979, S. 83-121
6. Martinez, Matias/Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. 2. Aufl. – München: Beck 2000
7. Rühling, Lutz: Fiktionalität und Poetizität. In: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. Hg. V. Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. Deutscher Taschenbuch Verlag: München, 1996, S. 25-52
8. Schmid, Wolf: *Elemente der Narratologie*. Berlin [u.a.]: de Gruyter, 2005
9. Searle, John: The logical status of fictional discourse. In: *Expression and meaning: studies in the theory of the speech acts*. Cambridge, 1996
10. Stierle, Karlheinz: Die Fiktion als Vorstellung, als Werk und als Schema. Eine Problemskizze. In: *Funktionen des Fiktiven*. Hg. v. Dieter Henrich u. Wolfgang Iser. München: Fink, 1983, S. 173-182
11. Walton, Kendall: *Mimesis as make-believe: on the foundations of the representational arts*. 1990

12. Warning, Rainer: Der inszenierte Diskurs. Bemerkungen zur pragmatischen Relation der Fiktion. In: *Funktionen des Fiktiven*. Hg. v. Dieter Henrich u. Wolfgang Iser. München: Fink, 1983, S. 183-205.

3. LITERARISCHER TEIL



Giwi Margwelaschwili (Berlin, Deutschland)

V a r i a

“Ich bin ein guter Mensch.” Was stört an diesem Satz? Seine Unaussprechbarkeit. Dass ich ein guter Mensch bin, müssen andere von mir sagen. Von mir gesagt, klingt er einfach nicht gut und auch lächerlich.

Könnte es der gute Mensch auf der Welt deshalb so schwer haben, weil er sich aus Bescheidenheit oder aus was immer so hartnäckig der Reflexion verweigert und in der Sprache so unwiderruflich den Anderen überlassen bleibt?

Recht hatten diejenigen, welche behaupteten, das Böse habe weniger Sein als das Gute. Denn damit meinten sie, dass es viel weniger als Thema fungieren kann, dass es viel mehr und wesentlich ein antithematisches Nichtsein ist. Darum tritt es in der Geschichte gerne und leider auch mit viel Erfolg in der Maske des Guten – und das heißt ja: als ein gutes Thema – auf.

Du! Warum denkst du so schlecht von der Zwei in dem Wort “Zweideutigkeit”? Nur weil dieses Wort solche schlechte Einschätzung immer gewollt, immer gefordert, hat und das als ein sprachliches Lexem auch immer weiter so tun wird? Ist die Eins in “Eindeutigkeit” etwa besser? Das ist – weil alle Tyrannen die Eindeutigkeit lieben – bestimmt zu verneinen. Die Eins ist aus dieser Sicht sogar etwas grenzenlos Schlechtes und die Zwei der Zweideutigkeit – wenn es sie auch schon im Eindeutigen gibt – immer ein Hoffnungsschimmer.

Wie lange und wohin müsste man laufen, um Gott, den Allgegenwärtigen, zu verlassen? Das geht ja gar nicht. Nur von Göttern ist das Weglaufen möglich. Das antike Pantheon zum Beispiel vereinsamte und verschwand dann auch aus der Geschichte. Es ist heute nur noch in Büchern zu finden und das heißt: es existiert zwar, aber nur ganz blaß und kraftlos in flüchtigen Leseaugenblicken, von seinem auch durchaus nicht sehr häufigen Gelesenwerden.

Das Wirkliche für unwirklich zu erklären, ist auch eine Weise, es aufzufassen und zu erfassen. Weil das Wirkliche in seiner Gänze unerfassbar ist, ist die Vorstellung seiner grundsätzlichen Unerkennbarkeit ja auch logisch genug. Aber diese Vorstellung ist auch nur eine Weise, es ganzheitlich zu denken. Sich damit trösten zu wollen, dass es nichts gibt, weil, wenn etwas wäre, man sich vergeblich mühen würde, es zu erfassen, ist illusorisch. Denn mit der derealisierenden Auffassung des Realen hat man es ja auch ganz erfasst und steht so auch wieder nur vor einem Rätsel.

Selber keine Spur hinterlassen oder umgekehrt eine Spur hinterlassen wollen, ist, weil beides Ausdruck eines Begehrens (Wunsches, Willens) ist, grundsätzlich dasselbe, denn das eine wie das andere kann ja nur als Erfüllungsprogramm oder Ontothema des Bewußt-Seins existieren. Hier ist auch nicht das eine klüger, weiser oder besser als das andere, sondern beides ist sich ontothematologisch gleich. Es erübrigt sich deshalb, den Verzicht auf die Spur als etwas Erlösendes, Befreiendes, begreifen zu wollen. Man bleibt dabei genau so an das Sein geschmiedet wie derjenige, der von einer Spur – (s)einem Namen, (s)einem Werk träumt.

Wer glaubt, durch seinen Verzicht auf das Suchen nach einem Sinn in irgendetwas klüger zu sein als derjenige, der gerade das ver-sucht, irrt. Denn die Sinnlosigkeit von allem anzunehmen, ist auch eine Sinngebung.

Warum hat es kein Nürnberg auf den Trümmern der Sowjetunion gegeben? Weil MarxEngels und mit ihnen der ganze deutsche Idealismus das

verhindert haben. Darin besteht bei allem ihrem historischen Pech auch das große Glück der Sowjets.

Wenn es stimmt, dass jede Revolution auch ihre Restauration oder sogar ihre Restaurationen braucht, um sich immer effektvoller in der Welt einzubringen, wäre der Satz, dass die Menschheitsgeschichte sich grundsätzlich wiederholt, nicht mehr von der Hand zu weisen.

Wie bringt der Mensch es fertig, mit der Erkenntnis, einmal sterben zu müssen, unbekümmert zu leben? Weil der eigene Tod bei ihm immer der Gegenstand seiner hauptsächlichlichen Intentionalität, nämlich der unthematischen Thematisierung, ist, weil diese Thematisierung ihn befähigt, sein Ende als etwas ihn noch (lange) nicht Betreffendes und das heißt: als etwas Un- und Metathematisches, vorzustellen.

In der Geschichte enden Entwicklungen immer tragisch, wenn das Gleichgewicht zwischen der öffentlichen Allgemeinperson und der privaten Einzelperson, die ja jedes Individuum immer zugleich ist, verlorengelht, wenn eine dieser beiden Personen der anderen ihren Willen aufzwingen und in der Gesellschaft alles bestimmen will.

Warum ist etwas und nicht vielmehr nichts? Weil wenn es nur das Nichts gäbe, es ja dann auch immer noch "sein" müsste, weil das pure und einzige Nichts dann nur die Nullstufe des Seins wäre, welche eine unendliche Gradation von immer intensiveren (sich in ihrem Sein steigernden) Seienden voraussetzt. Darum ist nur etwas (in grenzenloser Vielfalt der Seienden) gegeben und nicht vielmehr nichts.

Ist der Satz, dass das Wesen der Idee in ihrer Unbeweglichkeit und Fixiertheit besteht, richtig? Das ist zu bezweifeln. Denn der Ideen gibt es viele. Also liegt der Idee der Ideen eine grenzenlose ontothematologische Vielfalt zugrunde, die erlaubt, dass man sich mit ihr bewegt: alle möglichen Ideen denken und von ihnen sprechen kann.

Das Personalpronomen ist doch eigentlich Ausdruck von Monothematizität, denn die Person oder Persönlichkeit ist ja immer etwas Individuelles und als Existenzthema für sich und Andere Einmaliges. Aber als unbestimmtes ist das Personalpronomen auf alle anwendbar und insofern die Ausdrucksform von Polythematischem, also gerade das Gegenteil von Monothematizität. Ist somit in den Sprachen nicht schon seit unerdenklichen Zeiten das erreicht und verwirklicht, dem die ganze Menschheitsgeschichte bis heute immer noch resultatlos entgegenstrebt, nämlich die harmonische, mono- und polythematische Verbindung aller Personen?

Es ist auch nicht richtig, das Sichverwirklichen dem Sichgehenlassen gegenüberzustellen und beides philosophisch unterscheiden zu wollen. Denn auch wer sich gehen lässt, hat sich verwirklicht. Was wir auch immer tun mögen, es gerät uns zum Ontothema, zu unserem Ontogramm.

Was brachte das Kreuz auf die Standarten Konstantins? Was machte am Ausgang der Antike alle oder jedenfalls die meisten plötzlich zu Christen? Die bis

dahin unvorstellbar gewesene symbolische Nähe dieses neuen Gottes: man brauchte sich nur zu bekreuzigen und stand schon ganz in seinem Zeichen.

Es wird uns die Ruhe und Erhellung gepriesen, wenn sich die rasende Suche nach Gütern - auch nach spirituellen Gütern - befriedet. Aber sind diese Ruhe und Erhellung denn nicht auch ein Gut und fallen sie somit nicht auch in die Kategorie von allem, was die rasende Suche sucht und nicht findet?

Ist es wirklich unmöglich zu wissen, warum sich eine Idee in uns einnistet und uns nicht mehr verlässt? Ideen überkommen uns wie Themen, sogar wie Ontothemen, denn sie können uns ja unser ganzes Leben lang festhalten. Und das kann doch nur deshalb so sein, weil alles Sein thematologisch existiert und unser Bewusst-Sein dieses im höchsten Maße tut. Kann es doch die verschiedensten Themen aufnehmen und sich von ihnen leiten lassen. Gerade auf diese Grundeigenschaft des Bewusstseins spekulieren alle politischen Scharlatane in der Geschichte.

Der Niedergang der Kirche ist nicht dem des Orakels (und des antiken Götterglaubens überhaupt) gleichzusetzen. In der Antike war dieser Niedergang ein Themawechsel: von Zeus oder Jupiter auf Christus. In unserer Zeit ist er kein Übergang auf etwas anderes (auf ein anderes religiöses Thema). Er vollzieht sich – jedenfalls ist bis heute nichts anderes konstatierbar – als ein ontothematisches Verlöschen.

Ein Werk entspringt weder aus Gleichgültigkeit noch aus siegesbewusster Heiterkeit und noch viel weniger ist es das Produkt der Friedlosigkeit oder Trostlosigkeit. Es ist primär immer das Resultat eines leidenschaftlichen ontothematischen Selbsterfüllungswillens.

Ist das Nichtsein besser als das Sein? Philosophisch-ontologisch ist diese Fragestellung falsch. Denn auch das Nichtsein ist. Man fragt hier also widersinnig, tautologisch: "Ist das Sein besser als das Sein?"

Das Wort vom Tod Gottes basiert in seiner Logik auf der Erkenntnis der Themalogizität des Seins. Wenn alles, was "ist", erfüllungsprogramatisch, also thematologisch, existiert, konnte Gott, der sich ja nur in Erfüllungsprogrammen äußert, seinen Schöpfungsplan nur ausdenken (programmatisch entwerfen), weil er grundsätzlich genau so da "ist" wie alles andere Seiende. Dann ist aber das Sein ursprünglicher als er. Ein worin auch immer sekundärer Gott ist keiner. Diese und ähnliche Überlegungen führen zu der Frage "Was/wer war eher, das Sein oder Gott?"

Dass die Unwirklichkeit der Befreiung förderlich sei (man meint, man könne sich leichter von dem Irrealen lösen), ist auch einer der vielen Irrtümer, dem man beim Meditieren über die Erlösungsfrage verfällt: jede Utopie gehört als verwirklichte Unwirklichkeit, zum Beispiel als eine in die Form eines Gewaltstaates gegossene, in die Kategorie der Zwänge, ja sogar der Zugzwänge, die das Menschenleben einschränkt und quält.

Die Leere wird uns als das Nichts ohne seine negativen Bestimmungen gepriesen. Das Heilsamste für uns sei – sagt man - , sich bis zu ihr durchzuringen. Wir wären dann befreit von allem, das "Etwas" ist, auch selbst von unserem Selbst. Aber die Leere ist immer eine von etwas. Sie setzt immer das voraus, an dessen

Stelle sie geschoben ist und lässt sich ohne dieses Etwas nicht vorstellen. So gilt: die Leere ist eine negative Bestimmung und nicht (niemals) nichts.

Ganz ohne Ziel leben ist auch ein Ziel im Leben. Was man sich auch immer ausdenken mag, ein absolutes Ziellos-Sein gibt es nicht, kann es auch gar nicht geben, weil alles Sein thematologischen Wesens ist.

Die unthematische Thematisierung als intentionale Grundlage des Kantschen "Dings an sich."

Die List der Vernunft in der Philosophie Hegels als ein Ausdruck der unthematischen Thematisierung, der spezifischen thematologischen Intentionalität dieser Vernunft.

Der Mensch ist von Haus aus ontothematisch unpünktlich, d.h. er entdeckt sein Ontothema gewöhnlich später als wünschenswert. Auch verfrühte ontothematische Selbsterkenntnis ist bei ihm nicht ausgeschlossen. Darum ist sein Schicksal meistens ein Scheitern.

Ob du dir (d)ein Ontothema findest, hängt allein von dir ab. Die Möglichkeit, es richtig und voll auszuschöpfen und auszuleben – nicht immer.

Echt und lebensfähig ist nur ein Thema mit Variationen.

Heißt Thematisieren schon Denken? Offenbar nicht. Denn auch das Tier thematisiert ja die Dinge seiner Erscheinungswelt. Aber es thematisiert nur Idiothematisches (in seinem Ontothema immer schon Enthaltenes). Der Mensch thematisiert Hetero(onto)thematisches, das er auf diese Weise seinem Ontothema integriert. Und so ein thematisches Integrieren ist Denken.

Arbeiten wird von jeher mit Produzieren in Verbindung gebracht. Eine besondere – man könnte sogar sagen "aristokratischere" - Form der Arbeit ist das Probieren. Denn Probieren tut man ja aus innerem Zwang heraus, aus Neugier an der Sache. Und weil man experimentierend auch immer sich selbst prüft und erkennt, wozu man fähig ist, ist diese Art zu arbeiten, das eigentliche Tun.

Wie kann man die Veränderung wollen, wenn man zugleich weiß, dass sich nichts verändert? Weil man als ein auf einem thematologisch offenen Ontoprogramm gegründetes Lebewesen unter anderem auch befähigt ist, bei allem Pessimismus der Optimist zu bleiben.

Sind Babys wirklich virtuelle Katastrophen? Das ist zu bezweifeln. Sie sind immer erstmal virtuelle ontothematische Erfüllungsprogramme. Ob diese überhaupt und in welchem Maße einmal zu Katastrophen werden, ist vorher niemals zu wissen.

Der Höhe-und Endpunkt der Emigration als Lese-Lebensweg eines Individuums: wenn es als ein der zweiten Emigrationsgeneration angehörendes und literarisch schreibendes sich vor die Notwendigkeit gestellt sieht, ein Pseudonym anzunehmen, um in seinem Geburtsland von den Lesern überhaupt zur Kenntnis genommen und gelesen zu werden. Dieser Punkt ist dann immer der Gipfel seiner

persönlichen Dethematisierung, die höchste Spitze, auf die nun auch noch hinaufzuemigrieren, es nicht immer imstande ist.

Die in postsowjetischer Zeit immer noch stattfindenden echt sowjetisch protzigen Militärparaden zur sowjetischen Hymne auf dem roten Platz in Moskau vor vielen und mitunter sogar höchsten ausländischen Würdenträgern auf den Tribünen was ist das alles, wenn nicht der lauernde Bescheid für die Westwelt "Passt auf, ihr! Wir sind immer noch da." ?

Der Kulturweltuntergang lässt sich mit dem Licht von längst erloschenen Sternen vergleichen: die Kultur leuchtet noch von allen ihren alten und schönen Farben wie neu. Jedoch: in und von ihr entsteht nichts mehr.

An den Weltschöpfer glaubend, hat der Monotheismus sich die Welt als Zeugnis des einen und einzigen Gottes geschaffen, als eine Art Gottesbeweis. Mussten ihm da nicht alle antiken Götter als unbewiesene und deshalb nur blasse, subjektive Vorstellungsgebilde die Herrschaft abtreten?

Warum erscheint Faust kein Engel im Studierzimmer? Der hätte ihm dann nur den Himmel zeigen können mit allem, was darinnen ist. Das aber ist kein Erzählstoff.

Je größer die dethematisierende Anstrengung ist, welche die Lösung einer Aufgabe erforderlich macht, desto imponierender ist auch ihre Bewältigung: Menschen, die im Segelboot oder Sportflugzeug den Ozean überqueren, werden gefeiert, weil ihnen die Weite und Tiefe des Meeres bei der Sache kein (sie abschreckendes) Thema war.

Die Größe Freuds: dass er das Athematische als Fundament aller Thematizitäten des Bewusstseins erkannte.

Warum kann der Proletarier die Welt nicht verändern (verbessern)? Weil er wie jeder Mensch ein Übergangsbewusstsein hat, das ihn – wenn die Bedingungen danach sind - welt- oder privatgeschichtlich immer wieder in den Kapitalismus übergehen oder Kapitalist werden lässt.

Was sich in der Geschichte immer wiederholt, ist die in praxis umgesetzte Grundeigenschaft des Bewusstseins, als ein von Thema zu Thema übergehendes (als Übergangsbewusstsein) zu existieren.

Warum war das Attentat auf Hitler kein Selbstmordattentat? (Dann wäre es garantiert geglückt). Weil der Täter ein Christ war und kein Mohammedaner. Angesichts der nicht enden wollenden Selbstmordattentate auf die Koalitionstruppen im Irak kann es auf diese Frage keine andere Antwort geben.

Was ist Talent? Sein Ontothema restlos sein zu können.

Ein Ausdruck echter Menschenliebe ist unser Takt im Kontakt zu Anderen.

Was ist Schwachsinn? Ein Text ohne Thema.

Nehmen wir an, es gibt für uns Sterbliche nur eine Scheinfreiheit! Dann ist aber die Unterschiedlichkeit, mit der diese Freiheit in unserer Geschichte auftritt – ihr Mehr oder Weniger – verdammt wirklich und real.

Warum sind gute Ratschläge so selten? Niemand steckt in deiner Haut und das heißt ja: in deinem Ontothema. Was hier helfen kann, weißt nur du am besten (wenn du es weißt).

Die Begriffe Patrizie und Matrizie können als Unterscheidungskriterium der Philosophiegeschichte dienen. So haben Plato, Sokrates und Hegel ein Philosophieren über den patrizienartigen Urgrund des Seins, der sich in der beformend einwirkenden Aktivität dieses Urgrundes (der Ideen, Begriffe und des absoluten Geistes) auf die Materie oder den Weltstoff ausdrückt. Descartes, Kant, Husserl und Heidegger haben ein Philosophieren über den matrizienartigen Urgrund des Seins, der sich in der beformend einwirkenden Passivität dieses Grundes (angeborene Ideen, absolutes Bewusstsein, Intentionalitäten und Existenzialitäten) auf den Menschen (auf jedes individuelle Bewusstsein) ausdrückt. Wären die letzten und höchsten Weisheiten im Stempeln und Gestempeltwerden zu suchen?

Frankreich und Holland haben gegen die europäische Verfassung gestimmt. Lässt sich dieser europapolitische Bankrott als Erweis dafür nehmen, dass die Europäische Union auch eine Utopie ist? Dann wäre sie grundsätzlich ebenso zerschmolzen wie die Sowjetunion: aufgrund einer im Stillen immer höher gewachsenen und dann übermächtig gewordenen Unlust aller Unifizierten für ihre Union. Dann war der Völkerbund in den beiden Fällen für die Völker thematologisch nichts Echtes, kein Ontothema.

“Gott ist, auch selbst wenn er nicht ist”. “Der Mensch ist, was er nicht ist und er ist nicht, was er ist.” Was diese und alle ähnlichen Sätze aussagen, ist ihre thematologische Realexistenz: dass ihre Subjekte in und mit aller ihrer prädikativen Widersprüchlichkeit als ständige Themata des Menschen real existieren, dass sie seine Ontothemen sind.

Es ist einfach falsch, zu denken, die Tiere täten nichts, nur der Mensch sei der existenziell und essentiell stets mit etwas beschäftigt. Beim Tier ist die Tatsache, dass es ist, schon die ganze Beschäftigung, sein permanentes Existenzthema, dessen Erfüllung es völlig besetzt hält. So kennt es nur die biologischen Zeiten zwischen seinen Bedürfnissen und ihrer Befriedigung. Diese sind bei ihm keine leeren, monotonen Zwischenräume, sondern Arbeitspausen, in denen es sich heterothematisch gar nicht engagieren kann (dazu kann es nur in Ausnahmefällen durch einen Dompteur gebracht werden), weil es grundsätzlich monothematisch konstituiert ist und für andere Themata kein Verständnis hat.

Dass Hitler sich selbst den Tod gab zum Schluss, hat man als eine horrende Art der Selbstverwirklichung gesehen, der thematologischen Selbsterfüllung, wie wir dazu sagen würden. Aber ist das wirklich so? Man kann das anzweifeln und sagen: “Dieser Akt sieht nicht wie Verwirklichung, nicht wie Erfüllung aus. Er hat eher den Anschein eines allerletzten verzweifelten Kalküls, nämlich den, durch seinen Freitod sein unerfülltes Thema lebendig zu erhalten für die Späteren, die es vielleicht wieder aufnehmen und besser weiterführen könnten. Wenn er sich hätte fangen und hängen lassen, wäre damit nicht auch sein Thema jämmerlich zu Ende gegangen? So aber blieb es am Leben als Herausforderung für jeden, die Sache wieder anzupacken und besser zu machen. Jetzt kann man das als eine unnötige

Idealisierung seines Abgangs ablehnen und seinen Selbstmord für einen Verzweiflungsakt halten. Was er vor seinem Schläfenschuss gedacht hat, ist nicht zu wissen. Aber wenn das Kalkül ihn wirklich bis zuletzt motiviert haben sollte, so war es eine Fehlrechnung. Denn sein Thema war irrsinnig, also kein Onto-Thema, kein ontisch praktizierbares Erfüllungsprogramm.“

Was ist Exil-Literatur heute? Diese Literatur nach dem Exil im Exil. Denn was die Heimkehrer schreiben, interessiert kaum, eigentlich gar nicht mehr. Dieses Thema ist passe´. Wenn man vielleicht gedruckt, aber dann nicht gekauft und somit auch nicht gelesen wird oder wenn es erst gar nicht zu einer Publikation kommt, weil die Verlage die Texte zurückschicken und sagen, sie würden nicht in ihr Programm passen, so ist das auch ein Exil. Dann ist das, was man geschrieben hat, aus dem Blickfeld der Leser verbannt, dann ist jetzt, anstatt des Heimkehrers, seine Literatur in der Verbannung.

Nichts verdient, erschaffen, aber auch nichts, vernichtet zu werden. Alles ist illusorisch. Stimmt das? Stimmt der absolute Nullwert von allem Sein und von allen Seienden? Das ist anzuzweifeln. Denn wenn es richtig wäre und bekannt gemacht würde, wäre das das Ende aller ernstesten Forschung, dann wäre alles klar und es gäbe kein philosophisches, kein wissenschaftliches Kopfzerbrechen mehr. Die Denkaufgaben wären, weil ja alles illusorisch ist und objektiv nichts existiert, nur noch so etwas wie Schachaufgaben, wie ein Zeitvertreib, ein Denkspiel, nicht mehr. Und wäre das nicht etwa auch Wert?

Was könnte man in 2000 Jahren von unserer Kultur sagen? Ein zweites altes Ägypten mit spezifisch filmischen Bildzeichen und den Wolkenkratzern als seine auffallendsten Merkmale, welche den Ideogrammen und Pyramiden im Reich der Pharaonen entsprechen. Alles schriftlich in philosophischen, literarischen und wissenschaftlichen Büchern niedergelegte Wissen wird genau so studiert und bewundert werden wie die Inhalte der hieratischen und demotischen Schriften der alten Kultur am Nil. Aber die allgemeine Vorstellung vom zweiten alten Ägypten wird - so jedenfalls ließe sich das vorstellen – dann auch mit der immensen Vielfalt seiner dynamischen Bildzeichensysteme verbunden bleiben.

Auf Suche sein nach der verlorenen Zeit? Wem fiel so etwas heute noch ein? Man ist froh, sie verloren (heil überstanden) zu haben und liebt es nicht, daran erinnert zu werden. Und das nicht etwa, weil man sich in irgendeiner Weise schuldig fühlt an dem, was in der Vergangenheit war. Nein, von der Vergangenheit will man deshalb nichts wissen, weil man – und völlig im Recht ist, wer so fühlt und denkt – als Nachgeborener ja gar nichts dafür kann, dass sie eine so entsetzliche war. Na, und ganz verloren ist die Vergangenheit ja auch gar nicht. Allerdings: sie steckt für uns nicht – wie für Proust – verborgen in irgendwelchen Objekten wie die kostbare Perle in ihrer Muschel, welche nur darauf wartet, von uns entdeckt zu werden und uns zu beglücken. Nein, sie ist in Büchern niedergelegt, die wie warnende Stimmen sind, welche erzählen, was dabei herauskommt, wenn man dem Teufel erst den kleinen Finger gibt und dann die ganze Hand. Ein Marcel Proust auf der Schwelle zwischen dem 20 und 21 Jahrhundert? Es gibt nichts Udenkbareres.

Mein Vater hatte einen guten Freund, den Kirile Wekua. Nach 1921, dem Jahr der Besetzung Georgiens durch die Sowjetunion, fanden sich die beiden in der Emigration in Deutschland wieder. K.W. war ein guter Chemiker und bekam daher

auch eine entsprechend gute Anstellung bei der Technischen Hochschule Berlin. Mein Vater ging als Verfechter der Unabhängigkeit Georgiens von Russland in die Politik. Alle Politik beruht auf Gesichtspunkten, die man in möglichst klaren Worten zu formulieren hat, um damit angehört zu werden und Resonanz zu finden. Sie ist also wesentlich etwas Wortideologisches. Die Chemie ist eine Naturwissenschaft, die mit ausrechenbaren Formeln operiert, also eine zahlenideologische Ausdrucksform darstellt. Die Zahlenideologie bietet dem, der sie betreibt, grenzenlos mehr Sicherheiten als die Wortideologie. Dafür liefert der Lebenslauf der beiden Freunde ein klares Beispiel. Mein Vater wurde von den Sowjets 1946 geschnappt und an die Wand gestellt. Von K.W. hatten sie, als sie in Berlin einzogen höchstwahrscheinlich nicht die geringste Ahnung. Deshalb konnte er, hoch betagt, sein Leben als alter Emigrant in Ruhe und Frieden in Berlin beschließen. Na, aber auch die sowjetische (marxistisch-leninistische) Wortideologie ist bekanntlich wie ein vernichtender Bumerang auf die Sowjetunion zurückgefallen und seither gibt es sie nicht mehr in der Geschichte. Sie hat in Russland der kapitalistischen Zahlenideologie Platz machen müssen und zwar einer – wie erzählt wird – in ihrer Art rücksichtslosesten und brutalsten.

Was liefert uns ein klares Beispiel dafür, dass, wo das zahlenideologische Moment mit dem wortideologischen nicht zusammenstimmt, das Staats-oder Staatengefüge (das, um zu existieren, immer die harmonische Einheit dieser beiden Momente voraussetzt) wankt und in seiner Ganzheit fragwürdig wird? Die Europäische Union dieser Tage.

Sich seiner Nacktheit zu schämen, sie vor den anderen sorgsam zu verstecken, zu bedecken, wird als Resultat des reformierenden Einflusses verstanden, den die Zivilisation im modernen Zeitalter auf die Gesellschaft ausgeübt hat. Sie wird als die Ursache der Entfremdung betrachtet, die sich zwischen den Menschen ausgebreitet hat, die so etwas wie eine emotionale Mauer zwischen ihnen und ihrer Körperlichkeit entstehen ließ. Man kann diese Erklärung thematologisch noch weiter zuspitzen und sagen: "Nur die in der Zivilisation sich langsam hervortuende Entfremdung von der Fremdperson hat das Nacktsein in der modernen Zeit so in Verruf bringen können." Dieser Satz hat auch Gültigkeit für die jeweils eigene Nudität. Denn Fremdheit, Fremdperson sind ja reziproke Begriffe, also solche, die auch auf jedes Ich im Verhältnis zu den Anderen beziehbar sind (jedes Ich muß, wenn es mit Anderen zusammen ist, die es nicht näher kennt, für diese als ein fremdes (als Fremdperson) gelten). In den früheren und frühesten Zeiten war das Verhalten zu Fremden ein grundsätzlich anderes. Man war bemüht, ihnen ihre Fremdheit eben nicht zu fühlen zu geben, sondern im Gegenteil: mit ihnen so umzugehen, als wären sie Bekannte, Freunde, ja sogar Verwandte. Ein typischer Ausdruck für dieses tolerante Verhalten zu Fremden war die Dethematisierung der Nudität und aller erotischen Bedeutungen, die sich an sie knüpfen. Überhaupt soll das Nacktsein in Europa bis zum 16. Jahrhundert als etwas völlig Natürliches gegolten haben und keinerlei Tabus unterzogen gewesen sein: man schlief oder wusch sich nackt auch vor anderen und an öffentlichen Plätzen. Auch eine alte Regel der Gastfreundschaft, nämlich die Tochter des Hauses oder eine Bedienstete das Bett des Gastes teilen zu lassen, wurde vielerorts bis in diese Zeit hinein und sogar auch noch weit über sie hinaus befolgt. Die Dethematisierung der Nudität kommt hier einer Dethematisierung der Fremdheit der Fremdperson gleich. Damit wurde aber nur so getan, als ob der Fremde gar kein Fremder wäre, als ob er zur Familie gehörte. Das "Als ob" ist für die Dethematisierung der Fremdheit des Fremden, für ihren thematologischen Sinn,

grundlegend, denn das Bewusstsein, es mit einer Fremdperson zu tun zu haben, blieb ja in den damaligen Gasthäusern bestehen, es blieb bei den Gastgeber, welche die Subjekte dieser Dethematisierung waren, erhalten und das Bewusstsein dieses "Als ob" bestand selbstverständlich auch bei dem Fremden, dem Gast, weiter fort, der ja immer sehr gut wissen musste, dass er da nur ein Außenstehender war, jemand der eben nicht "mitdazugehörte". Also kann sich diese Dethematisierung der Nudität bei der Fremdperson nur als höflich-symbolische Geste der Überbrückung ihrer Fremdheit verstanden haben, als Einladung, sich trotz des Abstandes, der zwischen ihr und ihren Gastgebern war, bei ihnen heimisch zu fühlen. Diese Thematisierung der Fremdperson ist eine unthematische, weil sie ja versucht ihre Fremdheit "auszuschalten", sie kein Thema sein zu lassen. Der Fremdperson war in der alten und ältesten Zeit durch die Möglichkeit ihrer unthematischen Thematisierung in allen Gesellschaften immer eine freundliche, verständnisvolle und – so weit dieses möglich war – sicherlich auch zur Zusammenarbeit mit ihr bereite, Aufnahme gewährleistet. In dem denkbar krassesten Widerspruch dazu steht der Stellenwert der Fremdperson in der Neuzeit. Weil sie hier nur noch thematisch, nämlich als fremde, thematisiert wird, kann ihre Nudität im Umgang mit ihr kein Thema (der Dethematisierung) mehr sein: die Neuzeit ist das Zeitalter der völligen Verfremdung der Fremdperson, ihrer totalen thematischen Thematisierung und somit auch der ebenso radikalen Verdrängung der Nudität aus ihrer Erscheinung. Dafür spricht übrigens auch – so paradoxal das hier auch klingen mag – die Instrumentalisierung der vornehmlich weiblichen Nudität, des Sex-Appeal, als Mittel der thematischen Thematisierung der Fremdperson (ihres Intendierens in ihrem Fremdsein), wie sie in unserem Zeitalter und hier besonders im Westen üblich ist. Die unerschöpfliche erotische Bilderflut beschert ihren Lesern den Anblick von immer neuer fremdpersönlicher Nudität, welche auf solche Weise gerade in ihrer Fremdheit und in ihrem Nacktsein zum Gegenstand der thematischen Thematisierung gemacht wird.

Das Tabu, das besonders in der Kindererziehung über den Begriff des Geschlechtsverkehrs verhängt ist, wird dem beformenden Einfluß der Zivilisation auf Sitten und Gebräuche zugeschrieben, erst in ihr sei es zu der rigorosen Verdrängung bestimmter Dinge aus der Kommunikation und aus dem Alltag gekommen. Im Unterschied hierzu wird das viel offenere Verhältnis zu diesem Thema in den Gesellschaften der früheren Jahrhunderte betont und der Vorteil der Offenheit in solchen Fragen zurecht unterstrichen. Und doch lässt sich in diesem Zusammenhang die Frage stellen, ob das Tabu in dem gegebenen Fall vielleicht nicht eher ein thematologisches Problem ist und weniger ein zivilisatorisches. Dieser Gesichtspunkt geht von der thematologischen Interpretation des Tabubegriffes aus, nach der das Gebot, etwas zu vermeiden, und das Verbot, etwas zu berühren, Expressionen der unthematischen Thematisierung sind, einer Form der Intention, die für das Bewusstsein und seine Lebenswelt grundlegend ist. Die unthematische Thematisierung ist keine Verneinung oder Ausgrenzung ihres Gegenstandes, auf den sie ja immer noch eingezielt bleibt, aber eben nicht voll und ganz, nicht mit aller Intensität ihrer aktiven Intention, sondern in der Hauptsache nur passiv, nur neutral und das heißt: unthematisch. In diesem Sinn ist die unthematische Form der Thematisierung aber auch nicht nur als eine tabuisierende Intentionalität zu werten, sondern im Gegenteil als eine Kategorie oder Gattung von spezifischen, nämlich ihren Gegenstand nie unmittelbar, also niemals thematisch, sondern nur indirekt (eben immer nur unthematisch) thematisierenden,

Intentionalien. Nennen wir einige Beispiele dieser neutralen Form des intendierenden Thematisierens. Sätze wie "Ich bin hilfreich und gut." "Ich bin eine Persönlichkeit" "Ich bin klug" u.ä. sind Ausdrücke einer thematisch-direkten Thematisierung von Sachverhalten, die viel besser, wahrer und normaler, wirken, wenn sie Gegenstände der unthematisch thematisierenden Intention bleiben und das heißt: wenn das Ich sie selber nicht ausspricht, wenn es also andere sind, die so von ihm reden und nicht es selbst. Wie sich aus den Beispielen ersehen lässt, drückt die thematologische Unmöglichkeit solcher Formulierungen auch ein Tabu aus, d.h. sie verbietet etwas, ohne es negierend auszuschließen. Das Subjekt (das Ich) weiß – auch wenn es selber darüber schweigt (sich der direkten oder thematischen Thematisierung aller dieser Sachverhalte, nämlich dass es hilfreich und gut ist, dass es eine Persönlichkeit ist, dass es klug ist, grundsätzlich enthält) - ja selber sehr genau, dass es der Träger dieser Eigenschaften ist. Mehr noch: es macht sie zum Ausgangspunkt aller seiner Aktionen und seines Verhaltens im Sozium, es nimmt also auch auf sie Bezug, ohne aber sie extra dabei zu nennen. Folglich thematisiert es selber auch alle diese lobenswerten Charakterzüge seines Selbst, aber eben unthematisch. Wir haben eben Beispiele angeführt, wo sich die unthematische Thematisierung als Vermeidung einer sprachlich-wörtlichen Bezugnahme auf den so thematisierten Gegenstand oder Sachverhalt versteht. Aber es gibt selbstverständlich auch genug unthematische Thematisierungen, welche in einem ihr extra angemessenen, sprachlichen Ausdruck enthalten sind. Alle Verbote sind thematologisch so strukturiert, sie dethematisieren ihren Gegenstand, nehmen dethematisierend auf ihn Bezug und das heißt: sie thematisieren ihn unthematisch. (Genauer wäre hier zu sagen: "Verbote thematisieren ihren Gegenstand antithematisch, also als etwas, das von niemandem thematisch aufgegriffen, praktisch entwickelt oder vollzogen werden soll usw. Aber Athematizität ist hier der universalere Begriff, denn alle Antithematizität kann nur als ihre radikale oder extreme Ausdrucksform gelten. Darum erscheint es besser, in beschreibenden Analysen wie diese, den Terminus "unthematisch" einzusetzen). Im Satz "Rauchen verboten" zum Beispiel ist das Rauchen thematisch ausgeschlossen, d.h. es ist in eine Athematizität verwandelt, in deren radikaler Variante, nämlich als Antithematizität, gedacht und ausgedrückt. Worauf es nun in diesem Zusammenhang besonders ankommt, ist die Tatsache, dass das Sozium in den früheren Weltgeschichtsphasen mehr mit Verboten aller Art belastet war als in den späteren. Anders und genauer betrachtet, bedeutet dieser Sachverhalt, dass die Menschheit in diesen Phasen sich hauptsächlich als Subjekt und Objekt von unthematischen Thematisierungen verstand. Da Verbote sprachliche Formulierungen sind, kann man den Menschen, der sie aufstellt und hauptsächlich nach ihnen lebt(e), als Wortmenschen bezeichnen. Religion und Philosophie sind historische Formen der Wortideologie, die - jede auf ihre Weise - in der unthematischen Thematisierung des intentionalen Bewusstseins gründen. (In beiden Wissensbereichen ist der intentionale Gegenstand ein übersinnlich-metaphysischer, der – mindestens grundsätzlich – nur diese Form seiner Thematisierung erlaubt). Vom Wortmenschen mit der unthematischen Thematisierung als Grundlage seines intentionalen Bewusstseins unterscheidet sich der Zahlenmensch, der in der Hauptsache auf das Mess-und Berechenbare ausgerichtet ist und mit Intentionalien operiert, die ihren Gegenstand immer unmittelbar, d.h. in aller (oder jedenfalls größtmöglicher) Überschaubarkeit und Überdenkbarkeit, also stets wesentlich oder thematisch, thematisieren. Es scheint, dass das Tabu der Sexualität mehr mit dem Verhältnis zwischen Wort- und Zahlenmenschen als den Subjekten der unthematischen und thematischen Thematisierung zu tun hat als mit Gesellschaftsstrukturen, als zum Beispiel mit

Zivilisation. Diese kann der Boden für ein solches Tabu nicht sein, denn auf ihrer allerletzten (gegenwärtigen) Entwicklungsstufe ist sie ja gerade das, was mit dem englischen Ausdruck *permissive* am besten bezeichnet ist, nämlich das genaue Gegenteil von dem Tabu.

Um nun den eigentlichen Grund für die Verschärfung des zivilisatorischen Tabus der Sexualität beim Anbruch der Neuzeit aufzuspüren, haben wir uns zunächst von dem eigenartigen universalen, eben thematologischen, Charakter dieses Tabus zu überzeugen. Dass man sich in den früheren Epochen dazu toleranter verhielt, bedeutet noch nicht, dass es in dieser Frage kein Tabu gegeben hätte. Es hat sicherlich bestanden, aber als intentionale Form der unthematischen Thematisierung von allem die Sexualität Betreffenden. Diese Form muss nach allem, was uns über diese Epochen bekannt ist, eine besonders lockere oder eben großzügige gewesen sein. Ja. Aber sie blieb – zu diesem Schluss kommt man bei einer genaueren Analyse der Schriften und Aussagen, welche die damalige Toleranz in Sachen der Sexualität zu belegen scheinen – im allgemeinen eben doch ein unthematisch thematisierendes Verbot. Die Äußerung keines geringeren als Thomas von Aquino kann dafür als Beispiel angeführt werden. Er soll gesagt haben, dass Freudenmädchen für eine Stadt ebenso notwendig seien wie die Toiletten (er formuliert hier mit dem Wort “Kloake”) in einem Palast. Gäbe es sie dort nicht, wäre er nicht bewohnbar. Mit diesem Vergleich ist eine evidente Geringschätzung für eine bestimmte Form der Sexualität gegeben, die sie als den Gegenstand eines sie unthematisch thematisierenden Verbots erkennen lässt. Hieraus wird sichtbar: hinter Offenheit, Toleranz und einem *Laissez-faire* kann sich als Gegenstand seiner unthematischen Thematisierung auch sehr wohl das Gegenteil dieser Begriffe verstecken. Unter dem Mantel der offenen, direkten oder thematischen Thematisierung kann sich auch ein dethematisierendes (indirektes oder unthematisches), sprich: verbietendes, Intendieren der Sache verstehen, wofür auch die aufklärerischen Schriften des Erasmus von Rotterdam über die Prostitution ein genügend deutliches Beispiel abgeben. Wir sehen also: die Toleranz der Sexualität in den früheren Epochen der Geschichte ist, genauer betrachtet, eine bestimmte thematologische (auf dem Verbot als unthematisch thematisierende Intentionalität gegründete) Weise ihrer Intoleranz. Auf diesem Hintergrund wird jetzt die prüde Sittsamkeit der ab dem 18. Jahrhundert langsam einsetzenden Zivilisation in Sachen der Sexualität ganz anders und, wie wir das glauben möchten, auch genauer, dem intentionalen Wesen dieser Frage entsprechender, verständlich. Im Gegensatz zur Kultur, welche vornehmlich eine wortideologische Einrichtung ist, folgt die Zivilisation hauptsächlich zahlenideologischen Prinzipien. Ihr zu allen Zeiten expandierendes Wirtschaftswesen ist nur rechnerisch zu ordnen und auszugestalten. Es muss sich in ihr – besonders wenn sie sich, wie das ja in der Neuzeit geschehen ist, industrialisiert – grundsätzlich mehr um Zahlen als um Worte drehen: diese haben dann in einem immer zunehmenden Maße auf jene abgestimmt zu sein, das Reden wird, auch selbst da, wo es in Worte gekleidet bleibt, zum Rechnen. In dem Maße wie nun die industrielle Zivilisation in der Geschichte an Boden gewinnt, wird das für die Konstitution des *Anthropos* ja gleichursprüngliche und ebenso fundamentale wortideologische Moment einer durchgängigen zahlenideologischen Prägung unterworfen. Es wird mit der für das Rechnen charakteristischen intentionalen Eindeutigkeit und Bestimmtheit ausgestattet. Das gilt dann besonders für alle die Sexualität betreffenden Ge- und Verbote. Wenn diese bis dahin als rein wortideologische Statute insgesamt von einer auf der unthematischen Thematisierung gegründeten Intentionalität und insofern eben auch von einer “toleranten Intoleranz” gekennzeichnet waren, änderte sich das jetzt mit einem

Schläge. Diese Ge- und Verbote werden jetzt zu Gesetzmäßigkeiten verformt, die mit mathematischer, also schon thematisch thematisierender, Genauigkeit und Bestimmtheit auf ihre Inhalte bezogen sind und das heißt: die sich als Ausdruck bloßer Intoleranz verstehen. Das sexuelle Tabu, das vor dem zahlenideologisch-industriellen Zeitalter die unthematische Thematisierung seines Gegenstandes immer noch zuließ, also auch und gerade als formulierter Ausdruck keine radikal eindeutige Verneinung von ihm war, wird gleich nach dem Anbruch dieses Zeitalters sein striktes Verbot. Das Leben, das sich jetzt vornehmlich als Rechnung begreift, musste das Sexuelle, das ja seither – wenn auch in einem bestimmten (eben unthematischen) Maße – öffentlich geduldet war, als etwas betrachten, dem in der Öffentlichkeit keine Stelle mehr zukommen durfte, das dort in keine Gleichung oder Rechnung aufgenommen werden konnte, wenn es – und das war ja nicht von der Hand zu weisen – grundsätzlich immer schon verpönt gewesen war. Die Verschärfung des sexuellen Tabus am Anfang der industriellen Zivilisationsperiode war im wesentlichen nur die Folge der in dieser Periode dominant werdenden zahlenideologischen Intentionalität, welche – da sie ihre Gegenstände nur thematisch (sachlich und wesentlich, also immer in möglichst großer Klarheit und Eindeutigkeit) thematisiert – dieses Tabu als ein zu mildes und deswegen wohl auch als ein in sich zu widersprüchliches empfand. Dem Verbot wurde so seine lässige, auf der unthematischen Thematisierung beruhende, Intentionalität genommen und diese durch die zahlenideologische und um so viel deutlichere (klarere, weil mit der Stringenz der thematischen Thematisierung auf ihre Gegenstände zielende) Intentionalität ersetzt.

Nun bietet sich uns nach zwei Jahrhunderten industrieller Zivilisation aber ein ganz anderes Bild: von der Strenge des Verbots ist nichts mehr zu spüren. Die Sexualität – so scheint es jedenfalls auf den ersten Blick zu sein – hat in den Landesöffentlichkeiten grünes Licht bekommen, sie wird zum Thema gewisser Fernsehsendungen ab einer späten Stunde und prangt auch regelmäßig auf den Seiten bestimmter Tagesblätter. Ihr Stellenwert in der Werbung ist groß und für die Filmindustrie scheint sie einfach unentbehrlich zu sein. Wie ist dieses Comeback zu erklären? Vor allem durch die unthematische Thematisierung als Herzstück der für den Homo sapiens charakteristischen Intentionalität. Die Intentionalitäten, die ihren Siegel tragen, sind nicht so leicht davon abzulösen. Die Geschichte des Tabus der Sexualität im Wechsel der Zeitalter beweist es deutlich: die thematologische Veränderung des Verbots (die Verwandlung seiner Negation in den Gegenstand einer thematischen Thematisierung) hat gerade mal zwei Jahrhunderte gehalten. Danach hat sich das Tabu wieder gelindert, d.h. es ist in seine um so viel ursprünglichere unthematisch thematisierende Intentionalität zurückgesunken, sodass gesagt werden kann, dass man heute über sie wieder zu ungefähr derselben Ansicht gekommen ist wie Thomas von Aquino.

Ebenso wird bei der Erklärung des intentionalen Wandels, den so ein Begriffspaar wie Vergnügen:Missvergnügen oder Gefallen: Missfallen im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, auf die moderne Zivilisation und auf den für sie charakteristischen Verdrängungsmechanismus hingewiesen. Dass diese Verdrängung hier als Folge der sich in dem zivilisatorisch-industriellen Umschwung langsam durchsetzenden rechnerischen und darum auch um so viel präziseren Intentionalität zu werten ist, bleibt dabei völlig unbeachtet. Was dabei nicht gesehen wird, ist, dass auch in diesem Fall die aufgrund der neuzeitlichen zahlenideologischen Intentionalität zum hauptsächlichen Bestimmungsfaktor emporwachsende thematische Thematisierung der Wesen und Dinge in der Erscheinungswelt ihre bis dahin maßgebliche unthematische Thematisierung überall oder jedenfalls in den meisten Daseinsbereichen ersetzt hat. Und gerade der

Umstand, dass die thematische Thematisierung nach dem neuzeitlich-zivilisatorischen Umschwung zur maßgeblichen Intentionalität wurde, hat ein vormaliges Vergnügen so plötzlich in ein Missvergnügen verwandeln, die Grausamkeit eines bestimmten Zeitvertreibes zum Beispiel alle klar erkennen und es dann auch verbieten lassen, können. Ein Beispiel: Im 16. Jahrhundert gehörte es zu den Vergnügungen des Königs von Frankreich und seines Hofes ein oder zwei Dutzend Katzen lebendig zu verbrennen, ja diese Prozedur war – wie uns gesagt wird – in der Zeit sogar eine populäre Form des Zeitvertreibes. Ein Sack voller Katzen wurde über einer Feuerstelle aufgehängt und das Feuer entzündet. Wenn der

Sack in Flammen aufging und die Katzen schreiend verbrannten, freuten sich alle Zuschauer ausnehmend über das Schauspiel. Auf Anweisung von Charles IX wurde einmal auch ein Fuchs gefangen und mit den Katzen zusammen dem Feuer übergeben.

Ist diese Härte, ja Grausamkeit, in den Gebräuchen der alten Zeit wirklich nur die Folge des Überflusses und der Stärke des Lebens, das in früheren Zeiten immer grenzenlos mehr riskierte und auch entsprechend mehr zu ertragen imstande und gewohnt war als heute? Oder hat sie eine bestimmte intentionale Thematisierung zur Ursache, die in den alten Zeiten vorherrschend war und dadurch bewirkt hat, dass damals als Zeitvertreib angesehen werden konnte, was heute als sadistische Grausamkeit eingestuft und auch sogar strafrechtlich verfolgt wird? Oder ist die sog. Schwäche des Lebens, der Schrecken, die Empörung und Abwehr, welche solche und ähnliche Grausamkeiten heute normal bei jedem hervorrufen, auf einen grundsätzlichen Wechsel in der Intentionalität zurückzuführen, auf die langsame, aber sichere, Ersetzung einer historisch früheren intentionalen Thematisierung durch eine neue, die alle derartigen Wahrnehmungen für das Bewusstsein unerträglich machen und aus ihm ausschließen? Oder ist die historisch frühere Gefühlshärte als Resultat der unthematischen Thematisierung bestimmter Vorgänge (in unserem Beispiel wäre das die Katzen- und Fuchsverbrennung) zu werten und das Entsetzen (die „Gefühlsschwäche“), die jedes normale Bewusstsein schon allein bei der Vorstellung derselben Vorgänge heute ergreift, als Folge ihrer thematischen Thematisierung zu verstehen? Genau das halten wir hier für die Wahrheit: die thematische Thematisierung des aufkommenden modernen zahlenideologischen Zeitalters hat das intentionale Bewusstsein die Brutalität dieser und aller ähnlichen Vorgänge erst richtig erkennen lassen. Sie hat den Schleier, der für die alten Zeiten gerade in ihrer unthematischen Thematisierung bestanden hatte, von diesen Geschehnissen abgezogen und das Furchtbare an ihnen unmittelbar erkennbar (bewusst) gemacht. Als logische Folge davon ist dann sofort das Verbot aller derartigen Tierquälereien erfolgt. Wirft diese Analyse nicht einen Schatten auf eine fundamentale Form der thematologischen Intentionalität des Bewusstseins, ja kommt sie nicht geradezu einer Verurteilung der unthematischen Thematisierung gleich, wenn sie diese Thematisierung als die Ursache für eine in den vorigen Jahrhunderten nachweisbare grausame Gefühlshärte bestimmt? Dieser Schluss muss einen um so bedenklicher anmuten, als die unthematische Thematisierung in der Intentionalität sich doch ganz offensichtlich mit den höchsten Werten des Anthropos verbindet, mit den moralischen zum Beispiel. So ist – sagen wir mal – der Altruismus im Unterschied zum Egoismus bestimmt vorzüglicher. Dieser kann – so müssen wir hier schließen – immer nur das Ergebnis einer thematischen Thematisierung des Selbst (des jeweiligen Ego oder Ich) sein, einer Intention also, die sich nur die Interessen des eigenen Selbstseins zum Gegenstand macht. Dagegen wird der Altruist sein Ego – das er ja auch thematisieren muss, um ein Selbstbewusstsein zu sein und zu bleiben – zwar intendieren, aber unthematisch

(nicht als Ziel oder Grund seines zweckmäßigen Handelns). Ebenso darf das moralische Subjekt, um moralisch zu sein und zu bleiben, seine moralische Eigenschaft selber nicht thematisieren (Schaut doch mal, wie gut oder gütig ich bin!), wenn es sich nicht lächerlich machen will. Diese zwei Überlegungen zeigen schon deutlich genug, was für eine große Bedeutung die unthematische Thematisierung für die Intentionalität des Bewusstseins hat: sie ist ganz zweifellos eine Grundlage seiner Wertestruktur. Wie kann es dann aber sein, dass diese Thematisierung in der alten Zeit zu einer Intention ausartete, die das Entsetzliche als etwas völlig Normales und sogar Unterhaltsames wahrnahm? Die primäre Ursache davon ist nicht in der psychologischen Eigenheit des damaligen Menschen, nicht in seinen Gefühlsstärken und -härten, sondern in einem universalen, alle Phasen der Menschheitsgeschichte bezeugbaren, thematologischen Strukturwert des intentionalen Bewusstseins zu suchen. Diesem Bewusstsein wohnt nämlich die Tendenz inne, seine Ontothematizitäten ineinander übergehen zu lassen, es ist – wie dieses ja auch ausdrücklich in der Phänomenologie gesagt wird – ein Übergangsbewusstsein und in unserem Zusammenhang heißt das: im Bewusstsein als Lebenswelt gibt es keine strikte Qualitätsgrenze zwischen den verschiedenen Thematisierungen. Das gilt in einem ganz besonders hohem Maße für die ontische A-oder Heterothematizität einerseits und für die ontische Antithematizität andererseits. Seit jeher neigte jene in diese überzugehen, riskierte das A-oder Heterothematische als etwas ontisch Feindliches, Antithematisches, ausgelegt zu werden, das man bekämpfen muss. Nun ist das Gegenteil davon, nämlich das freundlich-friedliche Verhalten zu Fremden (Fremdpersonen), kulturgeschichtlich mindestens ebenso alt wie das feindliche. So ist zum Beispiel die Gastfreundschaft bei allen Kulturvölkern ein alter, geschätzter Brauch. Aber – auch das ist leider eine Tatsache – die Xenophobie war in der Geschichte immer stärker als die Xenophilie, immer hat jene diese überwogen und zu blutigen Auseinandersetzungen geführt. Dafür gibt es auch eine philosophisch – auf der Grundlage der thematologisch akzentuierten Phänomenologie – geformte Erklärung, nämlich die das dualistische Gleichgewicht zwischen Leib und Geist periodisch immer wieder zerbrechende Biologik des Anthropos. Diese Logik ist die des Tierreichs und eine, welche das ontisch Athematische entweder überhaupt nicht beachtet oder es als ontische Antithematizität einstuft und ein feindliches Verhalten dazu abrufte. (Zwar gibt es Fälle, wo gattungsverschiedene Tiere eine freundschaftliche Gemeinsamkeit entwickeln, aber das sind Ausnahmen, die die Regel bestätigen, dass sich hier Art-oder Gattungsverschiedenes grundsätzlich entweder nicht kennt oder nicht leidet). Der Gleichgewichtsverlust in der dualistischen Konstitution des Anthropos ist hauptsächlich immer ein Verlust an ontischer Athematizität, welche dann in Antithematizität abgestürzt ist, er resultiert aus der Unfähigkeit, einen ontisch a-oder heterothematischen Menschen entsprechend, nämlich athematisch oder heterothematisch, zu thematisieren (intendieren), er ist ein Verlust, der im intentionalen Bewusstsein immer die Verkehrung von A-oder Heterothematizität in etwas Antithematisch-Feindliches zur Folge hat und das Absinken dieser Konstitution in die intentionale Biologik der Tierwelt bedeutet.

Ähnlich, nämlich ebenfalls als eine Folge des Wechsels im thematologischen Stellenwert des intentionalen Bewusstseins, ist auch der kulturhistorisch belegbare Übergang von den unzivilisierten Sitten und Gebräuchen auf die zivilisierten zu bewerten. Man hat das als Folge einer in unserer Zivilisation sich immer stärker bemerkbar machenden Privatisierung aller körperlichen Funktionen interpretiert, ihrer Verlegung aus dem Gesichtsfeld der Öffentlichkeit hinaus in die Intimität einer sorgsam abgegrenzten, privaten, Räumlichkeit oder

eines inneren (seelischen) Raumes. Das ist sicherlich richtig, aber diese Privatisierung will auch erklärt werden und dafür reicht der Hinweis, dass sie ja nachweisbar eine Folgeerscheinung der neuzeitlichen Zivilisation ist, nicht aus. Als der eigentliche Grund für alle Veränderungen dieser Art ist auch hier wieder der thematologische Wechsel des intentionalen Bewusstseins anzunehmen.

Dabei ist vor allem davon auszugehen, dass alle körperliche Funktionen anfangs stets nur der Gegenstand einer unthematischen Thematisierung seitens des Subjekts dieser Funktionen waren. Sie galten als natürliche Selbstverständlichkeiten und man machte nicht viel Aufhebens davon. Hier ist nun vor allem zu sagen, dass die unthematische Thematisierung als Intention, die auf ganz bestimmte, ihr entsprechende, Werte ausgerichtet ist, nämlich auf Athematizitäten, ihre historischen Wurzeln in der Lebensgemeinschaft hat. Alle lebensgemeinschaftlichen Grundwerte wie begriffliche Allgemeinheit, Moral, Persönlichkeit und Religion sind als solche in der Ontik, also objektiv, nirgends zu finden. Sie zeigen sich nur subjektiv, d.h. am oder beim Menschen, und sind deshalb als ontische Athematizitäten zu bezeichnen. Im Unterschied hierzu gibt es die ontischen Thematisitäten, also alles was als etwas in der Ontik unmittelbar und objektiv Gegebenes Thema sein kann und deshalb seine entsprechende, nämlich thematische, Thematisierung notwendig macht. Die thematische Thematisierung mit ihren Objekten, den Ontothematizitäten, bilden das intentionale Fundament der Gesellschaft als ein im wesentlichen rechnend-berechnendes und insofern zahlenideologisches Relationsgefüge. Dagegen ist die Lebensgemeinschaft als eine hauptsächlich von der unthematischen Thematisierung ontischer Athematizitäten geleitete grundsätzlich wortideologisch konstituiert. Als Gegenstand der unthematischen Thematisierung wurden die körperlichen Funktionen in der alten Zeit auch als für alle gleichgültige Gemeinsamkeiten empfunden, ja weil sie diese allgemeine Gültigkeit besaßen, wurde auch ihre "Vergemeinschaftlichung" niemals sonderlich beanstandet und überall grundsätzlich akzeptiert. So wurde bis ins 15 Jahrhundert mit den Händen gegessen, mit den Fingern geschneuzt (Messer, Gabel und Taschentuch sind Errungenschaften einer späteren Zeit) und in aller Öffentlichkeit auch ganz unbefangen gespuckt. Wie unterscheiden sich nun diese Körperfunktionen – wenn sie Gegenstand der unthematischen Thematisierung und folglich auch Athematizitäten sind – thematologisch von solchen Werten wie begriffliche Allgemeinheit, Persönlichkeit, Moral und Religion, die (wir sagten das ja eben) ebenfalls zu den Athematizitäten der Lebensgemeinschaft gehören? Durch die ontologische Differenz, welche diese Athematizitäten voneinander trennt. Begriffliche Allgemeinheit, Persönlichkeit, Moral und Religion sind Dinge, die als solche keine Stelle in der Ontik haben (dort als Sache oder Gegenstand selber nirgends zu finden sind) und nur über den Menschen zum Vorschein kommen können. Die Körperfunktionen haben nun zwar denselben Erscheinungsort (es sind ja menschliche Funktionen, solche also, die sich nur am Menschen offenbaren können), aber sie erscheinen dort als das, was sie selber sind, d. h. in aller eigenen Unmittelbarkeit und ontisch-objektiven Fixierbarkeit. Wie war es nun aber möglich, dass man diese Funktionen frei - und das heißt: in aller Öffentlichkeit - funktionieren ließ, ohne das als etwas Peinliches zu empfinden? In der alten Zeit und um so mehr wahrscheinlich noch in der Vorzeit war der Mensch von seinen lebensgemeinschaftlichen Athematizitäten so eingenommen, so von ihnen besetzt, dass er diese körperlich-natürlichen Selbstverständlichkeiten bei sich gar nicht richtig wahrnahm. Damit wollen wir sagen: die Probleme und Aufgaben, welche diese Athematizitäten ihm stellten, hielten ihn so besetzt, dass er diesen Natürlichkeiten bei sich weiter keine besondere Aufmerksamkeit widmete und sie einfach geschehen ließ, ohne sich ihrer besonders zu schämen. Hatte man sie doch

mit allen anderen gemeinsam und brauchte sich – eben weil sie als selbstverständlich betrachtet wurden (Erasmus von Rotterdam empfiehlt sogar, den Speichel nicht zurückzuhalten) – deswegen keinen Zwang anzutun. Auf diese Weise konnten alle den Körperfunktionen entspringenden “Selbstverständlichkeiten” in der alten Zeit auch einen Platz unter den ontischen Athematizitäten bekommen, auch zu Gegenständen der unthematischen Thematisierung werden. (Man wusste ja sehr wohl, was man tat, aber – und das war dann schon ebensoviel wie ein unthematisches Thematisieren solchen Tuns – kümmerte sich nicht weiter darum). Dieser Zustand hat dann aber in der Geschichte nachweisbar und zwar mit dem Anbruch der Neuzeit sein Ende gefunden. Was brachte diese Zeit mit sich, das es möglich machte, den thematologisch-intentionalen Rahmen eines ganzen Gewohnheitskomplexes von Grund auf zu verändern? Man wird dieses etwas nicht mit den neuzeitlich-zivilisatorischen Erfindungen (wie etwa die der Gabel und des Taschentuches) gleichsetzen wollen. Diese Neuheiten können bestenfalls nur als die Folge aus einer Ursache gewertet werden, welche ihren Wirkungsgrund in den thematologischen Intentionalitäten des Bewusstseins hat. Nein, mit dem Anbruch der Neuzeit wird das gesellschaftliche Element über das (lebens-)gemeinschaftliche dominierend und zugleich bekommt die thematisch thematisierende Intention im Bewusstsein die Oberhand. Diese ist ein intentionales Verhalten, das immer auf möglichst große (unmittelbare) Klarheit am intentionalen Gegenstand drängt, das stets darauf aus ist, diesen Gegenstand in seinem ontischen Vorgegebensein wesentlich (eben thematisch) zu erfassen. Die thematische Thematisierung ist als grundsätzlich rechnend-berechnende Intention für das aufstrebende und hauptsächlich mit industrieller Produktion und Handel befasste Bürgertum charakteristisch. Und dieses ist ja bekanntlich mit den Idealen der Freiheit und Gleichberechtigung des Individuums (das sich nun vornehmlich auch als Subjekt der thematischen Thematisierung von rechnend-berechnenden Intentionen versteht) in die Geschichte eingetreten. Durch die Heraufkunft des Bürgertums werden die alten lebensgemeinschaftlichen Existenzregeln zwar nicht abgeschafft (gerade das Gegenteil ist der Fall: diese Regeln werden zu einem wesentlichen Teil auch von der bürgerlichen Gesellschaft übernommen), aber sie erleiden nichtsdestoweniger eine erhebliche Modifizierung. Ihre Aufgabe ist jetzt, dem Individualismus im Sozium eine Stütze zu sein. Wo sie das nicht können, wo sie eher der Vergemeinschaftlichung des Individuums dienen, also seine genügende Abgrenzung von anderen Individuen nicht mehr gewährleisten, werden sie entweder ganz abgeschafft oder durch andere, die individuelle Differenzierung ermöglichende, Regeln ersetzt. Die Gesellschaft ist ein sich aus als grundsätzlich gleichwertig empfindenden Individuen zusammengesetztes Sozium, wo alles unanständige Betragen dieses Gleichgewicht stört oder sogar annulliert. Wer öffentlich um sich spuckt, hat die Öffentlichkeit mit diesem Verhalten zu seiner Intimsphäre gemacht, er hat also auch Andere in diese Sphäre hineinversetzt, ohne sie zu fragen, ja ohne sich überhaupt um sie zu kümmern. Das heißt dann aber auch immer so viel wie: er hat die Anderen unthematisch thematisiert, sie eben nicht als ein im Vergleich zu ihm selber individuelles Anderssein, sondern als ein lebensgemeinschaftliches Gleichsein mit sich selbst, wahrgenommen. Diese Gewohnheitsregel ist zusammen mit der ihr zugehörigen unthematisch thematisierenden Intention der Anderen unter dem Druck der aufkommenden gesellschaftlichen Lebensnormen grundsätzlich aufgegeben worden. Denn was diese Normen mit sich brachten, war ja die völlig unterschiedliche, um so viel präzisere, nämlich thematisch thematisierende, Intentionalität, welche die Anderen auf einmal ihrem andersartigen individuellen Wesen nach erscheinen ließ und zwar

als ein privates Für-sich-Sein, das jeder Vergemeinschaftlichung grundsätzlich widerstrebt, besonders wenn diese, ohne es zu fragen, am ihm vollzogen wird. Der Fall, wo eine lebensgemeinschaftliche Verhaltensregel von dem Prozess der individualisierenden Vergesellschaftung des Soziums durch eine andere thematologisch verfeinerte und den neuen intentionalen Lebensbedingungen angepasste ersetzt worden ist, liefern uns die Beispiele des mit Messer und Gabel Essens und des Gebrauchs von Taschentüchern. Warum ist es "anständiger" und das heißt: den Normen der Gesellschaft angemessener, bei Bedarf mit diesen Utensilien zu hantieren? Weil mit dem Gebrauch dieser Gegenstände das private Für-sich-Sein des Individuums im gesellschaftlichen Sozium seinen unmittelbaren praktischen Ausdruck erhält, weil solche Gegenstände hier wie Instrumente der thematischen (direkten oder wesentlichen) Thematisierung dieses Seins fungieren. Denn nicht das lebensgemeinschaftliche Subjekt ist es, von dem diese Art der thematisierenden Intention ausgeht, sondern das gesellschaftlich-individuelle stellt die Quelle dieser Intention dar. (Im Gegensatz zur Lebensgemeinschaft definiert sich die Gesellschaft als das Zusammensein von füreinander grundsätzlich fremd bleibenden Fremdpersonen, die eine strikte Grenze zwischen ihrem Auftreten in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und ihrer privaten oder eben individuellen Lebenssphäre ziehen und auch im öffentlichen Leben die Unnahbarkeit ihrer individuellen Privatperson gewahrt haben wollen). Die Körperfunktionen sind das, was alle Subjekte im Sozium gemeinsam haben. Ist das Sozium eine pure Lebensgemeinschaft, so stört das In-Funktion-Treten dieser Funktionen dort niemand besonders. Der außergewöhnlich hohe Grad der Vergemeinschaftlichung aller Subjekte verhindert dann, dass jemand daran Anstoß nimmt. Er ist dann die Ursache dafür, dass man dieses Funktionieren solcher Funktionen praktisch auch gar nicht richtig wahrnimmt, dass man es eben nur unthematisch thematisiert. Ist das Sozium eine aus individuellen Privatpersonen bestehende Gesellschaft, so wird solches In-Funktion-Treten als eine diese Personen verletzende und insofern auch peinliche Rücksichtslosigkeit empfunden, als ein zu weit gehender Akt ihrer Vergemeinschaftlichung mit dem Subjekt dieses Aktes. Und während unter den alten lebensgemeinschaftlichen Bedingungen das Funktionieren der Körperfunktionen der Gegenstand der allgemein vollzogenen unthematisch thematisierenden Intention war, wird es jetzt, also in der Gesellschaft, zum Inhalt der thematischen (speziellen und unmittelbaren) Thematisierung. Messer, Gabel und Taschentuch sind Instrumente dieser Thematisierung, intendieren sie doch gerade nur das Funktionieren dieser Funktionen, ihr "Wie", das in den lebensgemeinschaftlichen Existenzbedingungen überhaupt kein Problem war, als Thema niemanden weiter interessierte und für die Subjekte der Lebensgemeinschaft darum nur den Gegenstand ihrer unthematischen Thematisierung dargestellt hat. In der Gesellschaft ist das Gegenteil der Fall: gerade das "Wie" des Funktionierens der Körperfunktionen wird hier intentionell gleichsam unter die Lupe genommen, zum Thema einer grundsätzlichen Veränderung gemacht, die die Dethematisierung dieses "Wie" und die aus ihr resultierende Vergemeinschaftlichung aller anderen Individuen (oder aller Fremdpersonen) prinzipiell ausschließt. Denn Messer, Gabel und Taschentuch sind im gesellschaftlichen Sinne Allgemeinheiten oder Gemeinsamkeiten: ihr Gebrauch neutralisiert die Körperfunktionen und das heißt: er stört (verletzt) die Anderen nicht in ihrer Individualität.

Ein besonders interessanter Gegenstand ist in diesem thematologischen Zusammenhang die Masturbation. Sie wird auch und ebenfalls vornehmlich in der Neuzeit als unanständiges Betragen gewertet, als etwas, dem sich hinzugeben, nicht ratsam ist, weil es für das Subjekt dieser Beschäftigung sehr unangenehme

Folgen haben kann. Auch hier konstatieren wir wieder, dass in der historischen Frühe die Selbstbefriedigung gar kein Thema ist oder jedenfalls kein so akutes wie in der späteren und neuesten Zeit. Anfänglich scheint man auch in diesem Akt nichts sonderlich Gefährliches für sein Subjekt gesehen zu haben. Das ändert sich erst grundsätzlich ab dem 18. Jahrhundert, wo in Europa Traktate über die Onanie und ihre bösen Folgen für die Gesundheit geschrieben werden. (Sie soll beeinträchtigend auf das Wachstum einwirken, Epilepsie erzeugen, geistig schwach und hysterisch machen, dem Knochenmark schädlich sein u.a.). Man wird nicht müde, diese Kritik als Ausdruck eines zivilisatorisch repressiven Verhaltens gegenüber der Sexualität auszulegen, als Verdrängung des Körpers im Sinne einer Vergnügungsquelle zugunsten seines Verständnisses als Arbeitsinstrument in der bürgerlichen, d.h. auf systematische und grenzenlos ausweitbare Produktion angelegten, Gesellschaft. Eine andere auch in diesem ideologisch kritischen Rahmen entstandene Art, die strenge Ablehnung der Onanie in der Neuzeit zu interpretieren, ist diese Ablehnung als ein Ausdruck der dominierenden Bedeutung aufzufassen, welche der Medizin in der bürgerlichen Gesellschaft zukommt. Als sündhaftes sei das Menschenwesen als wesentlich krank zu betrachten, sodass es ebenso wie dem Geistlichen auch dem Arzt zustehe, die Menschen am Zügel zu halten. Die mit vielen Hinweisen auf ihre gesundheitsschädliche Wirkung abgestützte Warnung vor der Masturbation gehöre zu den Mitteln, die Dominanz der Mediziner in der Gesellschaft zu festigen. Alle diese im wesentlichen ideologischen Erklärungen (sie machen bestimmte Reaktionen auf bestimmte Verhaltensweisen von den Ideen einer Klasse, nämlich des Bürgertums, abhängig, von seiner auf grenzenloser Produktion von Gebrauchsgütern gegründeten Herrschaftsidee und seiner rechnend-berechnenden Grundhaltung zu den Problemen des Lebens, zum Beispiel) haben den Mangel, dass sie auf die Ursache nur ganz allgemein verweisen, ohne dem konkreten Aspekt des Problems gerecht zu werden. In ihrer einseitigen Allgemeinheit kann diese Erklärung nicht überzeugend sein. Es ist schwer, sich vorzustellen, dass hinter der Ablehnung der Onanie ein Klassenbewusstsein stünde, das sie unter dem Gesichtspunkt seiner sozialökonomischen und politischen Interessen betrachtet und verbietet. Diesem Bewusstsein ließe sich in dem das Tabu der Masturbation erzeugenden Ursachenkomplex allenfalls die Bedeutung eines sekundären Motivs zugestehen. Als ausschlaggebend kann es hier jedenfalls nicht gewertet werden, wenn aller Protest gegen etwas, das man als ein Übel ansieht, als ehrlicher (die volle Überzeugung des Protestierenden ausdrückender) zu werten ist. Jetzt könnte man dagegen einwenden, dass das Klassenbewusstsein aus dem Unbewussten das Masturbationstabu beeinflusst. Das mag sein. Aber um so mehr ist man dann bei der objektiven Bestandaufnahme dieses Tabus verpflichtet seinen im Bewussten des Bewusstseins wirkenden Gründen – wenn es denn solche gibt – Rechnung zu tragen. Richtig, nämlich in aller notwendigen Konkretion wie auch mit der gerade hier sehr erforderlichen direkten Überzeugungskraft, erklären lässt sich das Phänomen nur mit ihnen. Die bewusst wirkenden Gründe, von denen hier die Rede ist, sind intentionalen Wesens und zwar solche, die voll und ganz auf einer thematologischen Differenz der Intentionalität des neuzeitlichen Bewusstseins beruhen. Dieses erscheint in der Geschichte unter dem Zeichen der thematischen Thematisierung aller seiner Gegenständlichkeiten und unterscheidet sich dadurch prinzipiell von der Intentionalität aller vorangegangenen Epochen, welche die einer unthematischen Thematisierung der Phänomene war. Damit ist einfach gemeint, dass in der neuen Zeit eine gründlichere, dem Wesen der Erscheinungen mehr entsprechende (wissenschaftliche), Betrachtung einsetzt, die thematischere (oder allgemein gesagt: die thematische) Thematisierung der Gegenstandswelt. Diese

neue Intention ist auch und vor allem eine des Zweckmäßigen. Die Sinn-oder eben Zweckerfüllung in allen Akten und Prozessen, wie sie von den diese Akte und Prozesse tragenden (sie erzeugenden und ausführenden) Faktoren selber vorgezeichnet ist, steht jetzt auf der Tagesordnung. Wo es diese Erfüllung nicht gibt, werden alle Akte und Prozesse unsinnig, hören sie auf, Gegenstand der thematischen Thematisierung zu sein. Unter diesem intentionalen Gesichtspunkt ist der Akt der Selbstbefriedigung unsinnig, weil er seine naturgesetzliche Funktion – die Fortpflanzung - unerfüllt lässt. Weil dieser Akt gerade eine unthematische Thematisierung seiner Funktion darstellt, musste er – mindestens ganz am Anfang der neuen Zeit und das heißt: der thematisch thematisierenden Intentionalität – Anstoß erregen und zum Gegenstand der schärfsten Tabuisierung werden. Die Unvereinbarkeit der intentionalen Athematizität dieses Aktes mit der intentionalen Thematizität des neuzeitlichen Bewusstseins hatte hier erst die Grundlage dafür geschaffen, dass der Masturbation ein medizinischer Verdacht ausgesprochen werden konnte: das Sinn- oder Funktionslose oder Irrationale ließ sich hier leicht als Krankheitserreger der verschiedensten und gefährlichsten Art interpretieren und man konnte sicher sein, mit dem warnenden Verweis darauf von vielen gehört und auch wunschgemäß verstanden zu werden.

Dr. Alfred Schwarz (Saarbrücken, Deutschland)

Alte sollen auch gut leben

Reinhold und Anita waren nun vierzig Jahre verheiratet. Sie hatten sparsam gewirtschaftet, dem Sohn mit finanzieller Unterstützung zu einem guten Beruf verholfen und schließlich bei seiner Heirat zum Einrichten des Haushalts beigetragen. Es waren vier Enkel da, aber sie wohnten über 300 Kilometer weit weg; das war eine Folge der heute geforderten Beweglichkeit. Reinhold entsann sich, dass ein halbes

Jahrhundert zuvor der Sohn fast selbstverständlich dort Arbeit gefunden hatte, wo der Vater das Brot verdiente, zum Beispiel im nahen Bergwerk oder auf einer Eisenhütte. Für das Nachdenken über das Leben hatte Reinhold reichlich Muße, denn er war nun Rentner. Dreiundvierzig Jahre war er bei einer Versicherung im Innendienst tätig gewesen, man hatte nie hungern, aber immer sorgsam mit dem Geld umgehen müssen. Und, so argumentierte er, man sollte auch dieses Lebensstadium nutzen, um sich die Welt anzuschauen, gerade weil man mehr Zeit hatte. Auf diese Idee hatte ihn die Anpreisung eines Buches gebracht, dessen Titel lautete „1000 Orte, die Sie sehen sollten, bevor Sie sterben“. Die Franzosen sagen „les voyages forment la jeunesse“ - Reisen bildet die Jugend -, aber Alte müssen doch nicht zurückstehen. Das Buch hatte zum Beispiel Reisen zu Ayers Rock (dem Uluru-Felsen australischer Eingeborener), zum Fuß des Kilimandscharo oder zu den Klöstern und Tempeln von Kyoto empfohlen. Das war sicher übertrieben. Vielleicht würde auch eine Reise zu den Enkeln genügen, sofern man eine Einladung bekam. Auf ein entsprechendes Ferngespräch wurden die Großeltern von der Schwiegertochter prompt für das nächste Wochenende zu Gast gebeten; das hatte schon gut funktioniert. Am folgenden Tag kaufte Reinhold in einem Supermarkt eine „Travel-Routing-CD“, das heißt eine Software, mit der man vor Antritt der Reise Entfernungen zwischen Start und Ziel, Zeitaufwand, Kraftstoffverbrauch errechnen und sich unter Umständen noch lohnende Abstecher aufzeigen lassen kann. Zwar hatte der Erwerber einiges Misstrauen gegen solche technischen Hilfsmittel, aber das war hier wohl kaum begründet. Einer seiner Nachbarn hatte sich nämlich ein Navigationsgerät für das Auto gekauft; es zeigte auf einer schmalen Straße eine Brücke an, die noch nicht fertig gebaut war. So landete der flotte Fahrer im Bach und musste sich von der Feuerwehr heraus ziehen lassen.

Der Travel-Router zeigte auch Tücken, aber sie waren weniger einschneidend. Als Reinhold auf seinem Computer die Entfernung bis zum Wohnort des Sohnes ablas, war sie im Computer mit 389 Kilometern angegeben. Das konnte nicht stimmen. Der Reiselustige stellte nach umständlicher Überprüfung sämtlicher Angaben auf dem Bildschirm fest, dass er die „schönste Strecke“ hatte berechnen lassen; es gab außerdem noch die kürzeste und die schnellste Route (für jede mit unterschiedlicher Fahrtdauer). Warum ist das alles so kompliziert? Immerhin war bei Reinhold nun die Neugier geweckt. Warum keinen lohnenden Umweg machen? Er fand heraus, dass er mit einer Art Knick in der Fahrtstrecke eine mächtige Burg, die erst kürzlich restauriert worden war, ansteuern und besichtigen konnte. Wenn man von da aus wieder die Gerade zum Ziel einschlug, konnte man in einem Hotel übernachten, das ehemals als Jagdschloss von Kurfürsten gedient hatte. Er meinte im Gespräch mit Anita, man habe immer gespart, nun könne man sich einmal etwas gönnen, Alte sollten auch gut leben. Die Gattin war davon begeistert und bereit, einen Tag früher weg zu fahren, weil man Zeit für den Umweg brauchte. Reinhold fragte telefonisch in dem Schlosshotel nach. Man bot ihm einen „Traumtag“ mit einem Schlemmeressen am Abend (6 Gänge) zu einem „Neuner-Preis“ an.

Der Neunerpreis ist ein so genannter psychologischer Schwellenpreis und beruht darauf, dass Kaufleute, Hoteliers und so weiter wider jede Vernunft Preise so festsetzen, dass einmal oder mehrmals die Ziffer 9 gegen Ende darin auftaucht. Also: Wenn ein Hotelzimmer mit Frühstück bei vernünftiger Kalkulation 96,75 Euro kosten müsste, wird der Preis mit 99,90 Euro ausgeschrieben. Der Kommerztreibende stellt sich dabei vor, dass bei dem Kunden mit dieser Preisformulierung die Überzeugung entsteht, der Eigentümer des Gästehauses hätte an sich mehr als 100 Euro verlangen müssen, sei aber dann aus Konkurrenzerwägungen und dem Reisenden zuliebe mit dem Preis herunter gegangen. Oder: Ein Arbeiter im Straßenbau

kauft vermeintlich für seine Pause eine Wurst nur, wenn und weil sie 2,99 Euro kostet. In Wirklichkeit ist der Reisende empört über den hohen Preis und bezahlt ihn nur, weil er kein anderes Zimmer findet; der Arbeiter kauft die Wurst auf jeden Fall, weil er hungrig ist. Es ist für manche Ausländer erstaunlich, etwa in einem deutschen Kaufhaus Hunderte von Preisen zu finden, die alle auf 9 oder 99 enden. Das Unangenehme dabei ist, dass man zum Beispiel die Summe von 15 Artikeln mit Neunerpreis während des Einkaufs viel schlechter zusammen zählen kann als solche, die auf 0 enden. Da sich die Neuner-Methode ungehindert in ganz Deutschland in alle möglichen Geschäftsbereiche ausbreitet, liegt die Vermutung nahe, dass es sich um eine neue ansteckende Krankheit handelt, welche die Gehirne von Preiskalkulatoren befällt; da sie aber keine körperlichen Schäden hinterlässt, bemüht sich die medizinische Wissenschaft nicht um Erforschung und Gegenmittel.

Wie auch immer: Reinhold buchte ein Zimmer zum Schwellenpreis für die Nacht auf Samstag und berichtete von dem Ergebnis. Am Freitag fuhren die Eheleute mit dem Wagen fröhlich gestimmt los und langten zunächst bei der Burg (Nannenfels) an. Sie hatten ihren kräftigen Hund (Benno), einen schwarzen Labrador, mitgenommen, weil sie nicht recht wussten, wo er sonst bleiben sollte. Vor der Einfahrt zur Feste angekommen, ließen sie erst einmal den Vierbeiner heraus, damit er sich bewegen konnte. Der Mann, welcher Eintrittsgeld kassierte, stand im Freien und hörte mit an, wie Anita etwas ratlos bemerkte: „Was machen wir denn mit dem Hund - bei dieser Hitze im Auto?“ Der Burgwächter erlaubte sich zu intervenieren: „Nehmen Sie ihn ruhig mit, Hunde benehmen sich hier meist besser als Kinder“. Und so geschah es. Da Benno sich nur im Freien erleichterte und nur im eigenen Heim – zur Verteidigung – Leute anbellte, benahm er sich tadellos und durfte sogar mit in die Burgkapelle. Hinterher sagte Robert: „Das war ja ganz schön mit dem Hund, aber der Kerl ist wohl ein Kinderfeind. Dabei sind die Kleinen doch so lieb.“

Während der Besichtigung erfuhren sie Erstaunliches: Einer der Burgherren, Franz von Nannenfels, hatte sich angewöhnt, in unregelmäßigen Abständen Kaufleute oder Städte zu überfallen und sie auszurauben (bei Städten nannte man das Brandschatzung, wobei der Schatz damit erpresst wurde, dass man mit Brandstiftung drohte.) Solche Feldzüge bezeichnete Franz als rechtmäßig mit der Begründung, er habe sie alle, der damaligen Übung folgend, ordnungsgemäß mit einem Fehdebrief oder mit dem Hinwerfen eines Fehdehandschuhs angekündigt (mittelhochdeutsch „vede“=Feindschaft). Eines Tages ließ er sich einfallen, knapp hundert Kilometer von seinem Wohnsitz entfernt eine Stadt zu belagern, die Sitz eines Erzbischofs war. Der Kirchenfürst, der auch über bedeutende weltliche Besitztümer herrschte und mit dem nicht zu spaßen war, widerstand mit der Stadt der kriegerischen Bedrängnis, stellte hinterher eine große Artillerieabteilung zusammen und zog vor Nannenfels. Als der Burgherr - er unterschätzte die Wirkung der Kanonen - sich nicht unterwarf, schoss der Erzbischof die Festungsmauern zusammen; Franz ergab sich und starb am 8. Mai 1523 an der Verwundung, welche er sechs Tage zuvor bei der Beschießung erlitten hatte.

Unsere Besucher errieten, dass der Erzbischof sich genau so wohl im Kriegsgewand gefühlt hatte wie mit der Stola bekleidet, und sie schieden mit dem positiven Gefühl, dass sich hier einmal Gerechtigkeit verwirklicht hatte.

Nun machten sich Reinhold und Anita mit Benno auf den Weg zum Hotel. Sie hatten vergessen zu fragen, ob der Hund aufgenommen würde. Der Chef der Rezeption begrüßte sie herzlich und sprach: „An einem Ort, wo früher die Hunde des Kurfürsten ein und aus gingen, ist auch heute noch ein Jagdhund willkommen.“ Das Zimmer bot eine weite Aussicht in die gebirgige Landschaft und alles war zum

Besten bestellt. Es gab sogar einen Rasier- und Kosmetikspiegel, der alles vergrößerte und mit indirekter Beleuchtung funktionierte.

Anita hatte nur Bedenken, ob sie die sechs Gänge beim Abendessen herunterkriegen würden. Sie hatten sich immerhin schon dadurch gewappnet, dass jeder von ihnen um die Mittagszeit nur ein belegtes Brot im Auto gegessen hatte, so dass jetzt der Magen knurrte. Reinhold flößte der Ehefrau Mut ein mit dem alten Grundsatz sittlichen Wollens: „Lieber den Magen verrenken als dem Wirt etwas schenken.“ Und so schritten sie nach einem ausgiebigen Bad - auch Bademäntel stellte das Hotel - wohlgenut mit dem Gefühl zum Mahle, nun wie die Millionäre zu leben. Die Tische waren mit Damast gedeckt, neben Porzellantellern standen geschliffene Kristallgläser, in der Mitte ein Blumengebinde. Und nun fing das an, was Reinhold später das „Stahlhelm-Essen“ nennen sollte. Es begann mit kleinen Tellern, auf denen je eine noch kleinere Brotscheibe, bedeckt mit heißem Spinat und geraspeltem Käse, lag. Dies wurde auf der Menu-Karte mit „Amuse-gueule“ bezeichnet. Anita, die Französisch gelernt hatte, übersetzte es wörtlich mit „Vergnüge das Maul“. Robert erhob den Vorwurf, das genüge, wenn dies so weiter gehe, nicht einmal für eine Katze. Mittlerweile hatte Anita bemerkt, dass Kellner mit großen Tellern vorübergingen, die alle mit einer metallisch glänzenden Halbkugel bedeckt waren. Obendrauf war ein runder Knopf. Beide Gäste erinnerten sich, kurz zuvor im Fernsehen einen Bericht über ein Fest bei einem exotischen Machthaber (war es in Malaysia?) gesehen zu haben, dessen Palastwache Kopfbedeckungen genau dieser Art bei einer Parade trug. Reinhold ging zuerst davon aus, dass die einzelnen Gerichte unter dieser Abdeckung warm gehalten werden sollten. Als er aber - trotz gedämpften Lichts, denn man aß bei Kerzenschein - auch Salate zum Vorschein kommen sah, dämmerte ihm, dass der Stahlhelm über dem Essen dem Zweck gewidmet war, die Gäste zu überraschen. Die Bediener stellten sich nämlich jedes mal neben die Gäste und hoben auf Kommando die Haube mit einer raschen Bewegung hoch. Suppe gab es nicht; die wäre dem Personal während des Transports mangels Sicht übergeschwappt. Und nun nahte also der erste normale Gang. Zu Hause hätten sie an einem hohen Feiertag vielleicht Rindfleischsuppe gewählt, hier war es „Gänseleber-Terrine du Chef an Holunderblütengelee mit Brioche“. Sie kannten die Bestandteile nicht, aber die Überraschung nach dem Stahlhelmabheben war deshalb so groß, weil auf dem Teller kaum mehr lag als zuvor bei dem „Vergnüge die Schnauze“. Und so ging es fort. Nach einer weiteren halben Stunde nahte sich der Ober mit „Crepinette vom Hasenfilet in Waldpilz-Sauce an Armagnac-Pflaumen“. Da hätten sie im trauten Heim wohl Schweineschnitzel gegessen. Und so steigerte sich das Menu weiter. Am Ende gab es „Amaretto-Sabayon, Krokant-Parfait und Crème brûlée“. Sie schluckten jede Speise tapfer hinunter, fanden manchen Geschmack zwar fremdartig, aber doch hervorragend und wären voll zufrieden gewesen, wenn sie von allem mindestens die doppelte Menge bekommen hätten. Man konnte aber nichts nachfordern, wie zum Beispiel in manchen Fernfahrerlokalen. Das Ganze hatte drei Stunden beansprucht. Danach ahnten sie, dass ein Leben nach Millionärsart ihren Bedürfnissen nicht entsprechen würde, womit auch eine Empfindung der Zufriedenheit in ihre Herzen einkehrte. Reinhold beschloss das Mahl, übrigens in Anspielung auf die trübe Brühe, welche der Bach in ihrer Nähe oft mit sich führte, mit den Worten: „Was mir bei dem Essen noch gefehlt hat, waren viergeteilte Erbsen an braunem Binnengewässerschaum“. Anita wollte noch wissen, wie der „Stahlhelm“ heißt. Sie erfuhren vom Personal, dass man ihn im Fachjargon „Cloche“ nennt (französisch für „Glocke“).

Hiernach ließen sie Benno noch auf die Gasse, legten sich wie erschlagen ins Bett und schliefen, weil - anders als sonst - ihr Magen nicht überlastet worden war, so-

fort ein und wachten spät am nächsten Morgen auf. Dann räumten sie das Frühstücksbuffet (wo man sich alles selbst und ohne Einschränkung nehmen kann), so ab, dass sie bis zur Ankunft beim Sohn am Nachmittag nicht einen Bissen mehr hätten schlucken können.

Die Begrüßung verlief wohlwollend seitens Sohn und Schwiegertochter, ungestüm und zum Teil laut von Seiten dreier Kinder. Der älteste Enkel war schon im 1. Semester an der Universität und deshalb abwesend. Der zweite Sohn der Gastgeber war gerade fünfzehn Jahre alt geworden. Man hatte ihn offensichtlich zum Empfang der Großeltern keilen müssen; er verschwand alsbald in den Keller und ward nicht mehr gesehen. Als die Großeltern am folgenden Tag doch einmal Kontakt mit ihm aufnehmen wollten, saß er wieder im Untergeschoss vor einem Computer. Er erschoss auf dem Bildschirm bei Höllenlärm laufend Verbrecher, ohne sich durch die Anwesenheit anderer Personen unterbrechen zu lassen. Darauf stellten Opa und Oma ihre Versuche der Kontaktaufnahme ein.

Die Berührung mit den restlichen Enkeln war eingehender. Der Jüngste, fünf Jahre alt, fragte: „Oma, darf ich ein Lied aus dem Kindergarten vorsingen? (Wie sich herausstellte, stammte es nicht von der Kindergärtnerin). Die Bitte wurde gewährt. Der Sänger trug folgenden Text vor:

„Unsere Oma ist nicht nett.
Sie frisst sehr viel und ist zu fett.
gönnt anderen nicht Wurst noch Speck,
im Keller sperrt sie alles weg.
Sogar die Mäuse in dem Haus
seh'n alle dürr und hungrig aus.
Und wenn sie sich nach Futter sehnen,
sind ihre Augen voller Tränen.“

Die Gesichtszüge der mild lächelnden Großmutter wirkten bei Ende des Vortrags leicht verzerrt. Die Mutter, welche das Ganze mit angehört hatte, ließ kein Wort der Schelte hören; sie sagte nur: „Das bringt er aus dem Kindergarten mit, dagegen ist man machtlos“. Ansonsten erwies sich der Knabe als zutraulich und anhänglich. Bleibt noch über das Mädchen zu berichten, keck und acht Jahre alt, nach dem Bericht der Eltern mit ausgezeichneten Schulzeugnissen es war in einer Entwicklungsperiode, wo man noch vieles ausprobiert. Am Abend nutzte die Enkelin eine Gelegenheit, wo beide Eltern nicht im Esszimmer waren, dem Großvater kräftig in sein Teeglas zu spucken. Auf die Frage von Reinhold, warum sie so etwas tue, erwiderte sie: „Die Mama hat gesagt, der Alte ist ein zäher Brocken, der verträgt alles Mögliche, und ich wollte mal wissen, ob du es trotzdem trinkst“.

Was Benno anlangt, stürzten sich die jüngeren Kinder wiederholt mit vollem Gewicht auf ihn. Wissenschaftlich ausgedrückt, hätte man sagen können, sie „erprobten im praktischen Versuch die Grenzen der Belastbarkeit des Knochengestüts von Hunden des oberen Bereichs der mittleren Gewichtsklasse.“ Der an sich gutmütige Hund überstand die Versuche ohne Schaden, begann aber nach drei Minuten zu knurren und die Zähne zu fletschen. Die Schwiegertochter kommentierte dies wie folgt: „Wenn ein Hund sogar Kinder bedroht, ist er schlecht erzogen und für den Haushalt nicht geeignet“. Die Kinder bezeichneten Benno, den edlen Rassehund, nach der Bedrohung als „Drecksköter“.

Noch etwas zum Vergleich bezüglich des Essens: Die Besucher bekamen abends nicht sechs Gänge, sondern nur einen, nämlich Spaghetti mit Tomaten und Hackfleisch. Die Köchin erweckte durch ihren Bericht über ihre Essgewohnheiten den Eindruck, man befinde sich bei einer italienischen Familie (so, wie Deutsche sich das vorstellen). Der Küchenplan für die Woche sah Lasagne, Ravioli (aus der

Dose) und Bandnudeln vor. Kartoffeln waren offensichtlich unbekannt. Erst später wurde in Anita der Verdacht wach, die Motivation für diese Auswahl könne darin liegen, dass man Nudeln nicht mühsam schälen und schneiden muss und dass sie auch im heißen Wasser nicht anbrennen.

Am nächstfolgenden Tag wurden die Großeltern eingeladen, zu Mittag im Restaurant eines historischen Hofgebäudes mit Museum zu speisen. Das Haus war zur Renovierung mit Gestellen eingerüstet, und so landete man bei einem Griechen. Der hatte die Leidenschaft, den Gästen den Charakter seiner Heimat besonders dadurch zu demonstrieren, dass er dem Fleisch und den Salaten große Mengen an Knoblauch zufügte. Die ganze Familie duftete noch nach Stunden so, dass sich Benno, der sonst die Nähe von Menschen suchte, abseits von allen in eine Ecke legte.

Gegen Abend traten Reinhold und Anita den Heimweg an. Sie unterhielten sich über die Enkel. Es kam ihnen in Erinnerung, dass der Sohn zunächst einige Jahre in ihrer unmittelbaren Nähe gewohnt hatte. Damals hatten sich Nachbarn bei ihnen öfter darüber beschwert, dass ihr erster Enkel sich wie eine Wildsau benehme. Das war insofern ungerecht, als sich Wildschweine - es sei denn, sie geraten mal auf einen mit Getreide bestandenen Acker - sehr vernünftig betragen. Der Enkel hatte sich aber gegen das Abitur hin gefangen und war heute ein fleißiger, zielstrebig arbeitender Student. „Das werden die anderen auch noch schaffen“ äußerte Anita, und damit keimte in den Großeltern nach einer Depressionsphase neue Hoffnung auf.

Am Montag darauf traf sich Reinhold mit alten Kollegen zum Kartenspiel. Er wurde über die Reise befragt, und weil er ehrlich war, verschwieg er nach Schilderung der Glanzlichter in Burg und Schlosshotel auch nicht die Pannen und das Verhalten der Enkel. Ein Skeptiker riet ihm darauf, immer die vier Leitwörter für Großeltern zu beachten: Staunen, schweigen, schlucken, schenken. Reinhold wurde aber auch ein Trost zuteil. Ein früherer Personalchef, der psychologisch geschult war, erläuterte ihm nämlich: „Kinder loten den Raum um sich herum unbewusst aus. Sie suchen, wie und wo sie an ihre Grenzen stoßen. Dabei müssen sie, wenn sie gesund sind, ihre Vitalität abarbeiten. Nur so können sie ihren rechten Platz im Leben finden. Und wenn sie sich ihren Großeltern gegenüber anders als sonst benähmen, wäre dies Heuchelei und ein schlechtes Zeichen. Das, was du erzählt hast, spricht für aufrechtes Wesen und Spontaneität“.

„Deshalb bin ich auch so stolz auf sie“, schloss Reinhold seinen Bericht.

Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Nana Bolkwadse, geb. 1964 in Batumi (Georgien). 1980 bis 1985 Studium am Pädagogischen Institut für Fremdsprachen in Tbilissi. 1985 bis 1999 – Arbeit an verschiedenen Schulen und Hochschulen Georgiens, Studium an der Aspirantur und 1999 – erfolgreiche Erlangung der Doktorwürde. Titel der Dissertation: Die Verstärkung der Expressivität auf der Ebene der Phraseologie. 2000- tätig als Dozentin auf dem Lehrstuhl für deutsche Philologie an der Universität Batumi. 2002 – Wissenschaftlicher Aufenthalt an der Universität Bielefeld. 2006 – Ernennung zur Vollprofessorin an der Universität Batumi. Elf

Veröffentlichungen über die Probleme der Phraseologie und Übersetzungslehre im In- und Ausland. Zur Zeit – Arbeit an dem deutsch – georgischen synonymischen phraseologischen Wörterbuch. Mitglied des VDS und der GfdS. Seit 1995 – Mitglied der Redaktion der wissenschaftlichen Zeitschrift „Germanistische Studien“.

Doz. Dr. Maria W. Drushinina, Lehrstuhlinhaberin für Fremdsprachen an der Staatlichen Pomoren Lomonossow – Universität. 163002 ARCHANGELSK; Lomonossow-Pr., 4, Pomoren Universität, Lehrstuhl Fremdsprachen, Tel.: 8182/655655. E-Mail: drushinina@pomorsu.ru

Prof. Dr. Natali Dshanelidse, geb. 1941 in Tbilissi. 1959 bis 1964 studierte Germanistik an der Fakultät für westeuropäischen Sprachen und Literatur an der Staatlichen Universität Tbilissi, wo sie bis heute tätig ist. 1981 – erfolgreiche Erlangung der Doktorwürde. Zahlreiche Veröffentlichungen im In- und Ausland im Bereich der Phraseologie, Textlinguistik, Hermeneutik, über Th. Mann, H.Hesse, R.Musil, H.Böll u.v.a. Vorstandsmitglied der georgischen Abteilung der internationalen Goethe-Gesellschaft.

Dr. Frank Thomas Grub, geb. 1972 in Idar-Oberstein. 1992-1998 Studium der Fächer Deutsch und Französisch für das Lehramt an Gymnasien und Gesamtschulen an der Universität des Saarlandes. 1999 Abschluss des Aufbaustudiengangs Deutsch als Fremdsprache. Seitdem Lehrbeauftragter für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Deutsch als Fremdsprache sowie von 2002-2005 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität des Saarlandes. 2003 Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit über die literarische Verarbeitung von ‚Wende‘ 1989/90 und deutscher ‚Einheit‘. Seit 2005 DAAD/Lektor an der Universität Göteborg (Schweden). Arbeitsgebiete: Literatur des 20. Jh. und der Gegenwart, Literatur und Landeskunde im Unterricht des Deutschen als Fremdsprache, Film der Nachkriegszeit. Zuletzt erschienen ‚Wende‘ und ‚Einheit‘ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch. Berlin/New York 2003.

Prof. Dr. Lali Kezba-Chundadse, geb. 1944 in Tbilissi, Germanistin. 1961-1966 Studium an der Staatsuniversität Tbilissi. 1973 Promotion, Thema der Dissertation: „Versuch einer Analyse der literarischen Briefe von Rainer Maria Rilke und Thomas Mann“. Seit 1973 Dozentin am Lehrstuhl für Deutsche Philologie in Tbilissi. Stipendiandin des DAAD und Marion Dönhoff Stiftung. Veröffentlichungen und Vorträge über H.Hesse und Th.Mann im In- und Ausland. Mitglied der Internationalen Goethe-Gesellschaft.

Dr. Giwi Margwelaschwili, geb. 1927 in einer georgischen Emigrantenfamilie in Berlin. 1946 wurde er in ein sowjetisches KZ gesteckt und nach der Freilassung in die Sowjetunion verschickt. 1954-1970 Deutsch- und Englischlehrer am Institut für Fremdsprachen in Tbilissi. Gleichzeitig – Mitarbeiter am Institut für Philosophie. Zahlreiche Veröffentlichungen und Romane nach der Rückkehr in Deutschland, wo 1994 seine deutsche Staatsangehörigkeit wiederhergestellt wurde. Mitglied des Pen-Clubs, Ehrenstipendiat des deutschen Bundespräsidenten, Ehrenstipendiat der Heinrich-Böll-Stiftung. 1994-Poetik-Professur an der Bamberger Universität. Für sein Schaffen wurde ihm der Ehrenliteraturpreis von Brandenburg sowie der

Literatur- und Kunstpreis der Stadt Berlin verliehen. G.M. ist auch der Ehrendoktor der Tbilisser Staatlichen Universität.

Prof. Dr. Anatol Michajlow, geb.1952, Dr. Phil., Studium der Germanistik an der Adam-Mickiewicz- Universität zu Poznań 1979 „O.Spengler über Kultur und Literatur“), Promotion im Fach Philosophie an der Universität Gdańsk1990 („Das Problem der Autonomie der Kulturen in der Philosophie von O.Spengler“). Seit 1996 Mitarbeiter des Instituts für Germanistik an der Universität Gdańsk.

Sofie Mudshiri wurde 1948 in Tbilisi geboren.. 1967-1972 studierte sie Germanistik an der Fakultät für westeuropäische Sprachen und Literatur an der Staatlichen I.Dshawachischwil-Universität.1980 absolvierte sie die "Aspirantur" (dreijähriges weiterführendes Forschungsstudium). Seit 1976 arbeitet S. Mudshiri als Dozentin am Lehrstuhl für deutsche Philologie der erwähnten Universität und zugleich am Lehrstuhl für deutsche Sprache an der I.Tschawtschawadse-Universität für Sprache und Kultur. Fortbildung im Bereich: Ausbildungsdidaktik in Bonn. 1996 hielt sie sich zum Forschungsstudium an Jenaer Friedrich-Schiller-Universität und im Jahre 2000 am Sprachenzentrum der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster auf. S.Mudshiri ist die Autorin mehrerer wissenschaftlichen Artikel und hat die Promotionsarbeit beendet.

Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftsgeschichte, Kultursemiotik, linguistische Textanalyse mit korpuslinguistischem Ansatz.

Prof. Dr. Manfred Peters (geb. am 18. Juli 1943 in Crombach, Belgien) ist Ordinarius für allgemeine und deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Notre-Dame de la Paix in Namur (Belgien), wo er acht Jahre lang als Dekan die Philosophische Fakultät leitete. Gleichzeitig ist er Präsident der von Friedensnobelpreisträger Dominique Pire gegründeten Friedensuniversität sowie des Verbandes der geisteswissenschaftlichen Fakultäten der insgesamt sechzig frankophonen Länder (Agence universitaire de la Francophonie). Zahlreiche Veröffentlichungen in deutscher, französischer, englischer, russischer, polnischer, portugiesischer und japanischer Sprache. Darüber hinaus ist er in der Entwicklungshilfe tätig: Alphabetisierungsprojekte in den Ländern der Großen Seen (Zentralafrika). Mehrere Auszeichnungen, u.a. das Bundesverdienstkreuz am Bande (Deutschland), das Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse (Österreich) und der Internationale Friedenspreis (USA).

Prof. Dr. **habil. Violetta Purzeladse**.geb.1927 in Lagodechi (Georgien). Germanistin. 1944-1950 Studium der Germanistik an der Staatlichen Universität Tbilissi. Seit 1954 Deutschunterricht an derselben Universität. 1955 Promotion, Forschungsgebiet deutsche Syntax.1961-1966 Dozentin am Lehrstuhl für deutsche Philologie. Seit 1988 Professorin am Lehrstuhl für deutsche Sprache. 1973-1994 Leiterin des Lehrstuhls für deutsche Sprache. 1999 Habilitation. Titel der Dissertation „Text als schriftliche Manifestation der sprachlichen Tätigkeit“(Erschien 1998 als zweibändige Monographie in georgischer Sprache). Über 40 Veröffentlichungen im In- und Ausland in georgischer, deutscher und russischen Sprachen, darunter eine Monographie, vier Lehrbücher (gemeinsam mit den Mitautorinnen) und mehrere Beiträge. Förderin der neueren Generation der georgischen Germanisten. Wissenschaftliche Betreuerin von über mehr als 20 Aspiranten / Doktoranden. Teilnehmerin an den mehreren internationalen und regionalen Konferenzen und Symposien. Forschungsbereiche: deutsche Grammatik, Lexikologie, Stilistik, Textlinguistik. 2002 wissenschaftliche Prämie

für die Monographie „Text als schriftliche Manifestation der sprachlichen Tätigkeit“. Seit 2006 pensionierte Professorin an der Iwane Dsawachischwili Staatlichen Universität Tbilissi.

Dr. Stefanie Schäfers, geb. 30.10.1972 in Paderborn. 1983-1992 Gymnasium Theodorianum in Paderborn, 1992-1997 Lehramtsstudium Deutsch an der Universität-GH Paderborn, 1998-2000 Vorbereitungsdienst (Referendiat) am SII-Studienseminar Neuss, 2000-2006 Unterrichtstätigkeit am Ceciliengymnasium Bielefeld für die Fächer Deutsch und Kath. Religionslehre Sek.I/II, Ernennung zur Beamtin auf Lebenszeit, 2005 Ernennung zur Oberstudienrätin, A-14-Beförderung an das Städtische Gymnasium Delbrück mit der Funktion der Beratung der 10. Jahrgangsstufen im Übergang zur gymnasialen Oberstufe; Jahrgangsstufenleitung in der Oberstufe. 2003-05 Dissertation im Bereich der germanistischen Sprachwissenschaft. In Vorbereitung: Habilitationsschrift „Grammatische Sprachkompetenzen im Deutschunterricht fordern und fördern...“. Schwerpunkte der Forschung: Sprachdidaktik, Angewandte Linguistik, Geschriebene Sprache, Spracherwerb, Empirische Unterrichtsforschung. E-Mail: stefanie.schaefers@onlinehome.de

Dr.habil. Friederike Schmoe, geb. 1967 in Coburg, studierte Germanistik und Romanistik sowie Deutsch als Fremdsprache an der Universität Bamberg, wo sie auch promovierte. Während ihrer Assistententätigkeit in Bamberg nahm sie Gastdozenturen und Forschungsaufenthalte in Tbilissi(Georgien), Aarhus(Dänemark) und Urbino(Italien) wahr. Publikationen: "Italianismen im Gegenwartsdeutschen" (1998), Rezensionen zu Lehrbüchern für Deutsch als Fremdsprache, gemeinsam mit Helmut Glück – "Vademecum Deutsch als Fremdsprache"(1995). Ihre Habilitation fand 2003 statt. Der Titel ihrer Habilitationsschrift – "Die deutschen Adverbien als Wortklasse".

Dr. Gerd Schrammen, geb. 1935 in Göttingen.. Studium der romanischen und Deutschen Philologie sowie Philosophie in Heidelberg, Marburg, München und Aix-en-Provence. Nach Staatsexamen und promotion zum Dr.Phil. Lehrtätigkeit an den Universitäten Caen und Göttingen. Arbeitsgebiete: Französische Literatur, Deutsche Sprache und Literatur. Veröffentlichungen über Französische Literatur , Deutsche Sprache, darunter der Band *Argumente für die deutsche Sprache* (2. Aufl. 2005 zusammen mit Hermann Dieter). Gerd Schrammen ist Stellv. Vorsitzender des rund 25.000 Mitglieder zählenden *Vereins Deutsche Sprache*. Zahlreiche Vorträge, Seminare und Kolloquien über die deutsche Sprache in Deutschland sowie im Ausland, u.a. Südamerika, Russland, Rumänien, Bulgarien, Georgien.

Alfred Schwarz, Ministerialdirektor a.D., geb. 7.5.1925 Saarbrücken, Studium der Rechtswissenschaften, Verwaltungsjurist bei der Regierung des Saarlandes, frühzeitig (von 1972 – 1985) in der Partnerschaft mit Tbilissi eingesetzt; zuletzt Ständiger Vertreter des saarländischen Kultusministers. Nach der Pensionierung 14 Jahre lang Mitglied des Vorstandes der Vereinigung der Jäger des Saarlandes.

Dr.Nana Stambolischwili

Studium am Staatlichen Pädagogischen Institut für Fremdsprachen (Tbilissi) 1968-1973

Lehrerin der deutschen und englischen Sprachen in der Berufsausbildungsschule, als Deutschlehrerin in der Mittelschule und in der Fachschule für Kunst. 1973 – bis 1987; Lehre an der Universität Batumi (1987 –1998);

Teilnahme am Internationalen Hochschulferienkurs für Deutschlehrer am Institut für Angewandte Sprachwissenschaft der Humboldt – Universität zu Berlin (1992).
Promotion an der Sulchan – Saba – Orbeliani Universität Tbilissi. 1998
2000 – 20.10 – bis 20.12 – Forschungsaufenthalt an der Universität Potsdam (DAAD – Stipendium)
Dozentin am Lehrstuhl für deutsche Philologie 1998 – bis 2006 ;
Associate Professorin an der Schota – Rustaveli Staatlichen Universität und am Institut für Fremdsprachen Batumi (2006 1.9 bis heute). Die wichtigsten Veröffentlichungen: 15 Publikationen (eine Monographie).

Prof.Ass. Lewan Zagareli, geb. 1980, Professor-Assistent an der Staatlichen Ivane Javakhishvili Universität Tbilisi. Studium der Germanistik an der Staatlichen Iv.Javakhishvili Universität Tbilisi (1998-2004), an den Universitäten von Hamburg (WS 2001, SS 2006), Wien (WS 2002) und Stockholm (SS 2005).
Veröffentlichungen: ”Die Besonderheiten der Realitätskonstruktion in Arno Schmidts *Abend mit Goldrand*“ (*Literatur im Unterricht. Texte der Moderne und Postmoderne in der Schule. № 3*, Wissenschaftlicher Verlag Trier 2006); “Formen der Selbstreflexion in Arno Schmidts *Abend mit Goldrand*“ (*Bargfelder Bote. Materialien zum Werk Arno Schmidts. Lfg. 301-302*, München: edition text+kritik, 2007) u.a. Zur Zeit schreibt er an der Doktorarbeit – „Arno Schmidts Spätwerk – als Metafiktion“.